Fruchtstücke.

Novellen

von

Ludwig Rellstab.

Zweiter Band.

Berlin, 1861.
Verlag von J. Guttentag.

Inhalt.

In den Abruzzen.

Erstes Kapitel.

Vor einer, dem Grafen Odoardo Monteleone aus Neapel gehörigen, reizend unfern von Sorrent gelegenen Villa, deren Terrasse eine weite Aussicht über das blaue duftige Meer, und die romantischen Ufer mit seinen tiefen Felsschluchten und schattigen Waldabhängen darbot, saßen in dem Schatten eines breitästigen, ächten Kastanienbaums Diener und Dienerinnen im bunten Gemisch durcheinander, scherzten, schwatzten, und sangen abwechselnd zur Mandoline. Der Abend senkte schon die goldenen Flügel auf das Meer herab; leise Lüfte wehten erquickend herüber. Ueber die Landschaft war der Zauber italienischen, rosigen Lichtes und Duftes ausgegossen.

Doch die, dieses entzückenden Schauspiels, dieses holdseligen Genusses der Natur Gewohnten achteten dessen wenig, sondern fanden ihre Lust viel mehr in der Heiterkeit ihres Verkehrs miteinander. „Da kommt auch Gianettina mit dem kleinen Grafen", rief die wohlklingende Stimme eines hübschen Mädchens, Antonietta, und deutete auf einen von Orangenbäumen beschatteten Weg, der von der Terrasse der Villa herabführte, nach dem Platz, wo die Fröhlichen beisammen saßen. Aller Blicke wandten sich dahin. — Eine Frau von mittlerem Alter, deren bescheidene Tracht ebenfalls die Dienerin kundgab, kam mit einem Knaben an der Hand, der etwa vier Jahre zählen mochte, von der Villa her. Als er die fröhliche Versammlung gewahrte, ließ er die Hand der Wärterin los, und sprang in kecker Knabenlust dem heitern

Kreise entgegen. — Er wurde als der Liebling Aller eben so freudig empfangen, wie er sich nahte. Antonietta breitete beide Arme aus, und beugte sich nieder, um ihn, wie er vollen Laufes, mit den die Schulter fliegend umwallenden Locken daherkam, aufzufangen, emporzuheben und zu küssen. Benedetto, der Gärtnerbursch, stand schon daneben, um ihn aus Antonietten's Armen in den seinigen aufzufangen, ihn in das Laub der Kastanie emporzuheben, und ihn auf einen Ast zu setzen, auf dem sich das Kind fröhlich schaukelte, während Antonietta ihn sorglich festhielt. Die andern umringten den Baum, warfen dem Knaben Küsse zu, riefen ihn beim Namen: „Luigi! Luigi!" Antonietta hielt ihm eine süße Feige hin; Andere neckten ihn, indem sie ihn an den Füßchen ergriffen, und drohten, ihn von seinem grünen Throne herunter zu ziehen. So trieben sie allerhand Spielwerk mit dem Kinde. Endlich hob ihn Benedetto wieder herab, und nun schlossen die Mädchen und jungen Leute einen Kreis um ihn und erklärten ihn für einen Gefangenen, indem sie eine Runde um ihn her tanzten, und dazu ein fröhliches Liedchen sangen. Der Knabe lachte und jubelte mit, und machte mehrmals den Versuch, den Kreis, der sein lustiges Gefängniß bildete, zu durchbrechen; ein Beginnen, das jedesmal mit einem halben Dutzend Küssen auf seinen frischen, duftigen Mund oder auf den leicht von der italienischen Sonne gebräunten Nacken und die runden, zierlichen Schultern bestraft wurde. — Nur ein alter Diener, Riccardo, hatte an dem Scherz nicht Theil genommen, sondern stand an dem Stamm der Kastanie gelehnt, und dachte für sich: Solch ein holdes, reizendes Kind war sein Vater auch! Und was ist er für ein stolzer, strenger, wildzürnender Herr geworden! So wird es mit dem Knaben auch sein! Die, welche ihn jetzt küssen und herzen, wird er dereinst, wenn er Herr ist, peitschen lassen, oder in's Elend jagen, oder — — noch schlimmer! wie die arme Agnese!

Während dessen hatte ein anderer Gegenstand die Aufmerksamkeit der Fröhlichen auf sich gezogen. Ein Mann in seltsamer, fremdartiger Tracht war durch die offene Gartenthür getreten und die kleine Anhöhe heraufgekommen, auf der die Kastanie stand. Er trug an breiten ledernen Riemen, die über beide Schultern liefen, einen großen Kasten auf dem Rücken; in der Hand hatte er einen gewaltigen Stab, der fast einer Keule glich; den Kopf bedeckte ein breiter Strohhut; ein mit einer blindgewordenen abgescheuerten Tresse umsäumter kurzer, grüner Rock, und das mit einer ähnlichen Tresse besetzte graue, gewürfelte Beinkleid, schienen einen Marktschreier, einen Mann, der sich öffentlich zeige, etwas zur Schau stelle, oder dergleichen, anzudeuten.

Die ganze Versammlung betrachtete ihn neugierig, und hielt mit dem lustigen Tanz inne, als er sich näherte. „Ihr da! Wer seid Ihr, was bringt Ihr uns?" rief ihn Benedetto an.

Der Fremde nahm grüßend den Hut ab, verbeugte sich, und sprach mit einer übertriebenen höflichen Freundlichkeit, die zu dem mürrischen, fast wild zu nennenden Ausdruck seiner Züge wenig stimmte. „Signori, Donne, — gnädigste Herren, schönste Damen, — ich bin ein Handelsmann, von weit her, jenseit Venedig, ich habe die schönsten Sachen zum Verkauf, belieben Sie etwas anzuschauen, zu kaufen." —

Antonietta rief munter: „Anschauen, so viel es zu schauen gibt; aber kaufen? Wir haben nicht viel Geld!"

„O thut gar nichts! thut gar nichts!" entgegnete der Handelsmann; „ich zeige Alles gern; ich habe auch sehr wohlfeile Sachen, aber doch sehr schön! — Eine Kleinigkeit kauft die schöne Dame wohl!"

„Mit diesen Worten hatte er den Riemen über dem linken Arm losgeschnallt, ließ den schweren Kasten von dem rechten

heruntergleiten, hob ein Bündel mit bunten Stöcken, Fähnchen, befiederten Pfeilen, und Aehnlichem, das er außerdem noch auf dem Rücken trug, gleichfalls ab, und klappte ein Gestell auf, welches er an einem Riemen seitwärts angeschnallt hatte, und auf dem er den großen Kasten niedersetzte. —

Er öffnete ihn, neugierig umstanden ihn die Mädchen und jungen Bursche; selbst der alte Riccardo trat heran. Da war denn Allerlei zu schauen. Goldene Ketten, Spangen, Ringe, das heißt vergoldete; sehr prächtig, aber gering an Werth. Kämme mit bunten Glassteinen, Scheeren, Messer, zierliche Gläser, Bänder, Tücher, genug, allerlei Waaren. Der schwarzlockige Luigi wollte auch etwas sehen. Antonietta hob ihn in die Höhe. Der Hausirer sah den Knaben an, und sprach in seinem fremdartigen Dialekt: „Für Dich habe ich etwas Besseres!" Er suchte aus dem Bündel der Stäbe und Fähnchen ein blank gezäumtes Steckenpferd hervor, und reichte es dem Kinde hin. „Da, für zwei Bajocchi! Kannst Du Dir ein schöneres Pferd wünschen? Damit kannst Du bis auf den Vesuv reiten. Versuch's einmal!" — Und der Knabe machte sich los aus Antonietta's Armen, nahm das Steckenpferdchen zwischen die kleinen, behenden Füße, und sprengte lustig den Hügel hinab. —

Die Mädchen umstanden neugierig und lüstern die glänzenden Waaren des Kaufmanns, und hätten gern etwas gekauft. Manches „bello, molto bello!" flog über frische Lippen, und blitzte aus schwarzen Augen. Aber — es fehlte am Gelde! —

Der Händler merkte es. „Was meint Ihr?" schlug er vor, „ich veranstalte ein Lotto. Jeder von Euch zahlt einen Bajocho, — nun, einen Bajocho werdet Ihr doch haben! Und dafür setze ich dies prächtige Halsband mit Rubinen aus! Unter Brüdern zwanzig Bajocchi werth, und Ihr seid

wohl kaum zehn! Aber es thut nichts! Ich muß etwas los werden. Hier sind die Würfel! Wer das Höchste wirft, hat es!" Der Vorschlag fand Beifall.

Alle traten herum, auch Gianettina und der alte Riccardo; gewinnst Du es nicht für Dich, dachte er, so doch für Deine kleine Muhme, das Schelmengesicht Antonietta!

Sie würfelte zuerst. „Dreizehn! ein guter Wurf," rief sie fröhlich. „Ich habe Hoffnung!" Und in der Freude blitzten ihre schwarzen Turmalin-Augen schon feuriger, als die Steine im Halsband. Pietro warf eilf, und wurde ausgelacht; Gianettina gar nur neun, drei Dreien. „Das bedeutet mir Unglück," sagte sie, und ahnte nicht, wie nah die Erfüllung sei! Der Alte warf vierzehn — Antonietta erschrak. „Du hast's dennoch," nickte er ihr zu, wenn ich's gewinne, ist's Dein!" Sie lachte hell und froh auf. Jetzt kam der Schelm Benedetto; er warf siebzehn! „Per Bacho!" schrie er überlaut, und drehte sich auf einem Beine um. „Ich soll heut das Glück haben!" — Noch drei nahmen die Würfel und blieben unter ihm.

„Das Spiel ist aus!" sagte der Hausirer, mit seinem abscheulichen grinsenden Lachen, als wolle er Alle verhöhnen, die nicht gewonnen hatten. „Du hast das Halsband! — Bei Gott, zwanzig Bajocchi gibt ein Jude dafür!" Mit diesen Worten reichte er es ihm hinüber. Dabei reckte er seinen langen, braungebrannten Hals, und sah schielend seitwärts.

Benedetto nahm das Band, that einen Luftsprung, hielt es hoch empor, ließ es im Abendroth flimmern, und rief den Mädchen zu: „Zwanzig Bajocchi! Hört Ihr? Für zwanzig Küsse lasse ich's der Schönsten!" Einige lachten, andere thaten spröde, Antonietta, die den Schatz schon ihr Eigenthum geglaubt hatte, rümpfte unmuthig das Näschen, und sprach: „Zwanzig, seht doch! Warum nicht hundert?" —

„Antonietta,“ redete Benedetto sie freundlich an, „wenn Du heut mit mir die Tarantella tanzen willst, geb' ich's Dir — für einen!“

„Greif zu, Mädchen,“ machte der alte Riccardo ihr Muth, da sie verschämt zögerte.

Und im Nu hatte Benedetto den frischesten, fröhlichsten Kuß von den frischesten, anmuthigsten Lippen, und Antonietta rief, das Halsband ergreifend und emporhaltend: „Ich hab's!“

„Nun aber muß der Bajocchо gezahlt werden,“ — erinnerte der Hausirer. Jeder langte seine Münze heraus.

„Aber wo ist Luigi?“ fragte Gianettina, die Wärterin, während der Hausirer das Geld genau zählte und sorgsam einstrich.

„Er ist dort hinunter gejagt mit seinem Steckenpferdchen,“ sagte Antonietta.

„Ja so, mein Steckenpferd,“ fiel der Händler ein. „Der kleine Herr wird es wohl behalten wollen. Das sind auch noch zwei Bajocchi.“

„Ich werde sie zahlen,“ erwiederte Gianettina, und gab das Geld.

„Nun, dann wäre Alles in Ordnung,“ antwortete der Hausirer, und drehte wiederum seinen langen Hals, als sähe er sich in allen Büschen um, ob ihm Jemand einen Bajocchi schulde. Dann schloß er den Kasten, bat Gianettina, ihn ihm auf die Schulter zu helfen, und ging, grüßend, mit den Worten ab: „Ich muß noch über Sorrent hinaus, bevor es finster wird.“

„Luigi!“ rief Gianettina, nach der Gegend, wohin der Knabe gesprungen war. „Luigi!“

Er antwortete nicht, und kam nicht. Sie ging ihm nach, weniger um ihn zu holen, als um sich an seiner Freude über das Pferdchen zu ergötzen. „Er wird wohl hopp hopp durch den ganzen Garten reiten!“ sagte sie vor sich hin.

Die Andern schwatzten, scherzten und lachten wieder, wie zuvor. Benedetto meinte, es sei Zeit die Tarantella anzufangen und griff ein Paar Accorde auf der Mandoline. Antonietta behauptete aber es sei noch zu schwül. Der Mond müsse erst über dem Meere aufgehen, — ohne Mondschein keine Tarantella. —

Während sie so hin und her plauderten und sich neckten, kehrte Gianettina zurück, und sagte unruhig: „Ist der kleine conte Luigi nicht hierher zurückgekommen?" Niemand wußte von ihm. „So ist er am Ende aus dem Garten nach Neapel hinausgallopirt," meinte Benedetto scherzend; doch Gianettina war zu beunruhigt, um an dem Scherz Behagen zu finden.

„Sollte er wirklich den Garten verlassen haben? In dem kurzen Augenblick, wo wir hier würfelten?" — entgegnete sie mit steigender Unruhe. „Ich bitte Euch, helft mir suchen und rufen." —

Alle waren sogleich bereit. Der Name Luigi schallte durch die ganze Villa; die Suchenden zerstreuten sich rechts und links. Im Garten war er nicht. Benedetto und die andern Bursche, Gianettina mit ihnen, eilten auf die Straße hinaus, einen Landweg, der vorüber und zu einigen benachbarten Villen und Bauernhäusern führte. Sie forschten und fragten rechts und links; Niemand hatte den Knaben gesehen. Nachdem sie eine Stunde gesucht und gerufen, und die Abendröthe schon in Dunkelviolett übergegangen, am tiefsten Rande des Meeres verglomm, kehrten sie, ohne das Kind gefunden zu haben, zurück.

„O heilige Jungfrau Maria!" rief Gianettina und rang die Hände, „wenn das Kind verunglückt ist, stürze ich mich in's Meer!"

Die Andern beruhigten sie, wiewohl selbst im höchsten Maaße unruhig.

„Wenn der Graf aus Neapel zurückkehrt, und das Kind

ist nicht hier," murmelte der Alte mitleidig zu Antonietta, „dann wehe der armen Gianettina — wehe uns Allen!"

Antonietta fing an zu weinen. — „Das unglückselige Halsband," rief sie, und die Hand zuckte ihr, es abzureißen und fortzuschleudern. „Während wir darum würfelten, verlor sich das Kind. Aber es wird sich wiederfinden, es muß sich wiederfinden!" —

Riccardo schüttelte den Kopf. — „Es wird sich wiederfinden! — Aber wenn es sich nicht heut, — nicht bald findet! Wehe der Armen!"

Allein es fand sich nicht; man suchte bis Mitternacht, in allen Häusern, allen Schluchten bis zum Meer hinab — vergeblich! Rathlos stand die Dienerschaft beisammen.

Da hörte man Peitschenknall, und ein Wagen, mit vier feurigen Neapolitanern bespannt, rollte heran.

„Meine Heilige," rief Gianettina aus, „der Graf und die Gräfin! — Ich bin verloren!" Und halb ohnmächtig, krampfhaft schluchzend, sank sie in Benedetto's sie auffangende Arme. —

Zweites Kapitel.

In einer Felsenschlucht im unwegsamsten Gebirg lag eine Mühle. — Es war tief in der Nacht. Das trübrothe Licht des untergehenden Mondes mischte sich mit dem ersten Grauen der Dämmerung. Das Mühlengebäude klemmte sich zwischen schwarzen Felsen ein; der Mühlbach stürzte brausend, eine blitzende Schaumwolke, daran vorbei, unter einem hochgewölbten, gemauerten Weg hindurch, der eine Brücke, doch nur für Fußgänger und einzelne Maulthiere zu passiren, bildete.

Die Felsen und Berge umher waren mit düsterer Waldung gekrönt, Pinien, Fichten, dunkle Cypressen, wilde Feigenbäume, die hart unter der Felsmauer ihre Wurzeln und Zweige um das Gestein schlangen. Das Thal, aus dem der Fluß hervorrauschte, vertiefte sich weithin, und schloß das Wasser in enge Mauern ein. Schroffe Felszacken ragten über die dunkle Waldung empor, und oft hing das Gestein drohend über. Außer dem dumpfen Brausen des Wassers unterbrach nichts die tiefe schauerliche Stille, die in dieser Oede herrschte. Das Mühlrad stand still; es war längst nicht mehr in Thätigkeit gewesen; viele Schaufeln fehlten, auch die Speichen waren schadhaft. —

Hoch von der Felswand herab ertönte der Tritt von Maulthieren oder Saumrossen. Man hörte das klappernde Aufschlagen des Hufes auf nacktes Gestein. Auf einem Wege, der nur der Ziege oder dem Gemsbock einen Pfad darzubieten schien, klimmten einige dunkle Gestalten abwärts; sie führten die Maulthiere am Zügel nach sich, weil der Pfad zu steil abschüssig für Reiter war. Behutsam leiteten sie die Thiere am Abgrund dahin: sie erreichten den Steg, schritten darüber hin, und hielten vor der Mühle.

Ein heller Pfiff schrillte durch das Geräusch des Stroms; nach einer kurzen Pause ein zweiter. Darauf öffnete sich ein kleines Fenster in dem alten, zum Theil verfallenen Mühlengebäude und ein Kopf streckte sich heraus. „Bist Du's, G i u s e p p e," fragte eine weibliche wohlklingende Stimme. „Freilich; riegele das Thor auf!" antwortete eine männliche, um so rauhere. — „Schläft Agnese?" — „Ja, seit einer Stunde; so lange irrte sie wieder auf dem Felsen umher!" antwortete die Frau. „Die Arme! — Nun, wir haben für sie gesorgt!" entgegnete wiederum die männliche Stimme.

„So ist es geschehen?" rief die junge Frau halb fragend, in einem Ton, der sich aus Schmerz und Besorgniß mischte.

„Ja, wir haben unser Unterpfand; Beppo hat ihn auf dem Sattel!“ antwortete der Mann rauh, wie zuvor. —

„Nun, gelobt sei die heilige Jungfrau, daß Du ungefährdet zurückgekehrt bist, ich war in Todesangst um Dich,“ rief die Frau aus, und ihr Kopf verschwand aus dem Fenster. — Bald darauf klirrten Riegel, und ein Thor in der Hofmauer öffnete sich, durch welches die Maulthiere von den beiden Männern in die Mühle geführt wurden. —

Eine Zeit lang ließen sich noch Stimmen und Schritte hören, einige Thüren öffneten sich und wurden wieder zugeschlagen. Dann war wieder Alles todtenstill. —

Welche Geheimnisse bedeckten sich hier mit Nacht und Einsamkeit? — —

Der Tag brach an. Die schweren Laden, welche die Fenster der Mühle verschlossen, wurden geöffnet. Eine weibliche Gestalt zeigte sich am Fenster, frischer und anmuthiger, als es der düstere Ort vermuthen ließ. Denn auch im Licht des Morgens erschien die Landschaft, in der das Mühlengebäude lag, wild und schauerlich, und dieses selbst hatte ebenfalls ein düster unheimliches Ansehen. Es war von schwarzgrauem Gestein, wie dasselbe aus der nächsten Umgebung gebrochen wurde, erbaut; ein Theil aber verfallen, halb eingestürzt, und nur die andere Hälfte mit allerlei Nothmitteln zur Bewohnung eingerichtet. Offenbar war das Ganze eine lange verlassen gewesene Stätte, in der sich spätere Bewohner ärmlich angesiedelt hatten. —

Das Hofthor wurde von innen geöffnet. Zwei Knaben von etwa vier Jahren traten daraus hervor; der eine frisch, lebendig, der andere ängstlich, traurig. Der erste lief gleich über den steilen Steg hinweg, und jenseit den Felspfad hinauf, wo ein Paar Ziegen grasten, die er muthwillig scheuchte. Der andere stand schüchtern, wollte, so schien es, nicht vorwärts gehn. Hinter den Kindern war die junge Frau hinaus=

getreten, und ihr folgte ein Mann, dessen Ansehen wenig Vertrauen einflößen konnte. Ein schwarzer, struppiger Bart umgab das Kinn; das Antlitz war dunkel gebräunt von der glühenden italienischen Sonne, die Züge wild. Besonders hatte sein Lachen etwas Unheimliches, Grinsendes.

„Das arme Kind ist noch blöde und fremd," sprach die Frau mitleidig.

„Es wird schon dreist und munter werden, Angelina, ich stehe Dir dafür," antwortete der Mann im rauhen Ton. „Die vornehmen Gewohnheiten soll er bald vergessen!" Dabei machte er eine drohende Bewegung mit der Hand, als wollte er ihn schlagen.

„Nein, mißhandeln darfst Du ihn nicht, Giuseppe!" —

„Mißhandeln!" lachte er auf. „Er wird wie der andere gehalten. Verzärtelt sollen Beide nicht werden, müssen aus einem Guß sein, wie sie sich einander ähnlich sind!" —

„Ja, es ist wahr, sie sehen sich sehr ähnlich," bemerkte die Frau. „Bis auf die Narbe am Auge, die der kleine Luigi hat." —

„Die wollen wir für Pietro auch bald anschaffen — oder vielmehr für Luigi, denn sie sollen gleich die Namen tauschen, damit sie sich rasch daran gewöhnen," war die Antwort des Mannes.

„Die Narbe anschaffen? — Wie meinst Du das?" fragte die Frau mit ängstlichem Blick; Du wolltest doch nicht ...."

„Glaubst Du, der Junge wird an der Lumperei sterben?" erwiederte Giuseppe. „Es muß sein."

„O der arme Knabe, — wenn die Mutter ihn bluten sieht," sprach Angelina mit bittender Stimme.

„Die Mutter! Ja die Mutter," rief Giuseppe wild aus. „Sie hat anders geblutet! — Ohne die Narbe wäre mein ganzer Plan unmöglich! Also rede nicht weiter! Du kennst mich! Agnese soll nichts davon erfahren," fügte er nach

einigen Augenblicken etwas weicher hinzu. „Was erfährt sie denn auch noch, in der ewigen Nacht, die ihr Leben begräbt? — Sie ist schlimmer als blind oder todt, die arme Irre! Aber die Rache hat ihr Feld bestellt — und es soll uns Früchte tragen, wenn auch späte — desto willkommener für's Alter! Lange genug werden wir freilich noch darauf harren, und die dunkle Pflanze pflegen müssen!" —

Angelina seufzte.

Giuseppe warf einen zornigen Blick auf sie; sie schwieg und duldete. —

Ein seltsamer, wehmüthig klagender Ton ließ sich aus der Höhe über den Sprechenden vernehmen. —

„Da ist sie, die Arme!" rief Giuseppe aus, und blickte aufwärts, über das Gebäude hinauf nach den Felsen, die sich dicht dahinter erhoben. Auf einer vorspringenden Klippe, die weit über den wildbrausenden Strom hinaushing, saß eine weibliche Gestalt, in einem weiten, weißen Gewande, das sie fast wie eine Nonnenkleidung einhüllte; doch trug sie die schönen Arme blos, und das schwarze Haar hing ihr im freien Fall um den Nacken. Ihr Gesicht war gleich dem Marmor Carrara's; ein Paar große schwermüthige Augen brannten in dem edlen Antlitz, das den tiefsten Schmerz ausdrückte.

„Wenn sie nur nicht einmal herunterstürzt," sprach Angelina besorglich.

„Jetzt nicht mehr!" entgegnete Giuseppe finster. „Damals ja, da mußte ich sie mit Gewalt zurückhalten! — Die Gefahr, auch diese Gefahr ist nun vorüber. — Aber die Rache fängt an!" rief er wild, und hob den Arm wie zum Schwur, und seine Züge überflog das höhnende, verzerrte Lachen, das ihn einem Teufel ähnlicher machte, als einem Menschen. —

Angelina zitterte.

Der kleine, anfangs ängstliche, scheue Knabe war indessen

auch über den Steg gelaufen, da die munteren Ziegen drüben am Fels ihn reizten. — Nach wenigen Minuten war er im fröhlichen Spiel mit seinem Gefährten. Bangigkeit und Trauer waren vergessen. Die Jugend ist gleich der Welle; die tiefste Furche, die du hineinziehst, ist im Augenblick wieder geschlossen, und das helle Bild des Himmels spiegelt sich darin ab, wie zuvor. —

Bald waren die beiden Knaben unzertrennlich. Jeder mußte sie für Brüder, für Zwillingsbrüder halten, nur daß Luigi, der früher Pietro genannt wurde, etwas älter und stärker war. — Sie kletterten auf die Felsen, mit den Ziegen um die Wette. Kein Abgrund schien ihnen gefährlich, kein Pfad zu steil. — Nach Knabenart waren sie oft im Streit, und einer so muthig wie der Andere; doch sie versöhnten sich bald. Niemand störte sie in ihren Spielen, ihrem Treiben und Verkehren. Denn fast Niemand berührte die einsame Stätte, wo sie wohnten. Angelina behütete und beaufsichtigte sie treu; sie durften sich nicht weiter von der Mühle entfernen, als der Ruf und das Auge der Mutter, das war sie ihnen, reichten. Sie und die irre Agnese, die zwar immer freundlich war, aber wenig sprach, waren fast die einzigen Bewohner der Mühle. Giuseppe blieb oft viele Tage und Nächte abwesend, dann kehrte er heim, meist mit einem oder zwei Gefährten, die jedoch selten länger als einige Stunden verweilten. —

Die Mutter Luigi's, Agnese, war zuweilen zärtlich gegen beide Knaben; Tage lang kümmerte sie sich aber um keinen, sondern saß unbeweglich auf dem Fels, der über dem Waldstrom hinaushing, oder gegenüber auf der entgegengesetzten Thalseite jenseits des Weges, auf einem der felsigen Vorsprünge dort. —

So vergingen einige Wochen. —

Da sprach Giuseppe eines Morgens zu Luigi: „Komm,

Du sollst mit mir gehen!" und nahm ihn bei der Hand. Pietro (der seinen Namen für seinen früheren Luigi hatte eintauschen müssen) wollte sich, munter springend, anschließen, doch Giuseppe wieß ihn zurück, mit dem Wort: „Du bleibst hier!" — Der Knabe, der sich immer vor dem wilden Giuseppe fürchtete, blieb erschreckt stehen. — Giuseppe stieg mit Luigi den Felspfad hinauf. — Erst Abends kehrten sie zurück. Luigi hatte ein Tuch um das Gesicht gebunden, an welchem Blutflecken zu sehen waren; er ging langsam, wie es schien nicht ohne Mühe, neben Giuseppe her.

Angelina empfing das Kind mit freundlichen, bedauernden Worten und fragte: „Was ist Dir geschehen? Luigi?" — „Eine Schlange hat mich in's Gesicht gebissen, während ich schlief," antwortete er, fast weinend.

„Heilige Jungfrau, eine Schlange!" rief Angelina aus, und wollte das Kind an ihre Brust ziehen.

„Ei was!" rief Giuseppe ihr entgegen, und hielt sie zurück, indem er sie bedeutsam ansah. „Gebährde Dich nicht so weichherzig! Die Schlange war nicht giftig! Der Biß wird eine kleine Narbe hinterlassen, damit ist's vorbei!" — — „Schweig," fuhr er mit unterdrücktem Laut gegen Angelina fort, „Du verstehst mich! Die Sache ist abgethan, vor der Du Dich gefürchtet hast!" —

Angelina athmete tief auf, betrachtete aber das Kind mit sanften, liebreichen Blicken, streichelte es, und sprach zu ihm: „Armer Luigi, komm, ich will Dir ein paar Feigen geben."

Wiederum vergingen einige Wochen.

Luigi, der so lange ein Tuch um die Wange getragen hatte, konnte es wieder ablegen, weil die Wunde geheilt war. Allmählig verschwanden auch die auffallenden Spuren derselben, und nach etlichen Monden hatte Luigi an derselben Stelle wie Pietro eine Narbe unter dem Auge, die beide

Knaben noch ähnlicher machte. — „Noch sechs Monat will ich verlaufen lassen,“ äußerte Giuseppe eines Tages zu Angelina, „dann müssen wir weiter handeln. In Amalfi ist schon Alles eingeleitet.“

„Und geht Deine Schwester, die redliche Agathe, darauf ein?“ fragte Angelina.

„Mir zu Liebe thäte sie noch mehr! — Und sie wird dereinst auch ihren Vortheil davon haben! Mich kümmern die Vortheile wenig! Ich denke nur an die Rache!“

„Giuseppe, Giuseppe!“ rief Angelina in Thränen, „siehe zu, daß Du uns kein Unheil bereitest. Gott weiß Alles! Die Rache ist —“

„Willst Du diese Rache tadeln!“ fiel ihr Giuseppe mit wildem Ausruf ins Wort. „Sollen diese reichen, vornehmen Verbrecher Alles ungestraft thun dürfen? Wir Arme, Niedrige, Alles dulden? Blick auf die unglückliche Agnese. Schande, Verzweiflung, Wahnsinn war das Loos der Verführten! Ist ihr Sohn nicht so berechtigt, als der dort? Ich schaffe ihm, was sein ist, nach vollem Recht! Und soll der Frevler nicht büßen? Hast Du vergessen, was ich geduldet? Wohin er mich getrieben? Sollen wir zu unserem Elende demüthig lächeln — nicht die Faust ballen? Haben wir nicht ein Recht, noch einmal Glück und Freude zu genießen?“

„Glück und Freude!“ seufzte Angelina, „werden die dabei sein! Und wie spät!“ —

„Wenn auch spät! Die Rache dürstet lang für den Trunk der Sättigung!“ —

„Laß die Rache dem Himmel!“ —

„Er übt sie durch mich! — Kein Wort mehr darüber!“ —

So schloß Guiseppe die Unterredung mit seinem Weibe, das ihm in der angeborenen Demuth der ächten weiblichen Natur überall gehorsam war, selbst wo ihr Innerstes widerstrebte. Wenige Tage darauf war nur noch ein Knabe in der

Mühle. — Bald hatte dieser sich auch an die Einsamkeit gewöhnt, und tieb sich auf den nahen Felsen mit den Ziegen umher, wie zuvor. —

So vergingen Monden, Jahre. —

Drittes Kapitel.

Die Gräfin Monteleone bewohnte während einer Reise ihres Gemahls nach Rom, der überhaupt viel mehr auswärts als daheim war, den glänzenden Palast desselben zu Neapel. Sie war eine Dame von etwa dreißig Jahren, noch außerordentlich schön, aber noch liebreicher als schön. — Sie befand sich gegenwärtig in der Erwartung ihrer nahen Entbindung. Das erste Kind, welches ihr der Himmel wieder schenkte, nachdem ihr einziger Sohn ihr vor drei Jahren auf so unbegreifliche Weise verloren gegangen war. — Während sie auf ihrem Ruhebette lag, wo Antonietta beschäftigt war, ihr das Haar zu ordnen, trat der Cameriere ein, und überreichte ihr ein kleines, in Papier geschlagenes, versiegeltes Päckchen mit der Meldung, daß die Wittwe eines Fischers aus Amalfi es gebracht habe, und dringend bitte, vorgelassen zu werden. — Kaum hatte die Gräfin das Päckchen geöffnet, als sie in heftigster Bewegung ausrief: „Heilige Maria, was erblicke ich! Die Frau soll hereinkommen, augenblicklich!“ gebot sie mit fliegendem Athem. „Antonietta, es ist der Gürtel, den Luigi am Tage seines Verschwindens getragen hat, den ich ihm selbst gestickt hatte, — ich kann nicht irren!“

Die Frau trat ein; sie war von kräftigem Wuchs, mehr bescheiden als ärmlich gekleidet, und trug den Ausdruck einer

gewissen Sicherheit in den Zügen, wiewohl durch ein bescheidenes Wesen gemildert.

„Woher habt Ihr den Gürtel?“ fragte die Gräfin; „ich beschwöre Euch, sagt es mir schnell.“

„Vergebt, gnädigste Frau,“ antwortete die Frau; „dazu bedarf es einer etwas längeren Erzählung.“

„Allein ich flehe Euch um aller Heiligen willen,“ bat die Gräfin, „seid so kurz als möglich — Ihr ahnt nicht, in welcher Angst und Hoffnung ich zittere!“ —

„Vor zwei Jahren,“ begann die Frau jetzt ruhig, während die Gräfin wie im Fieber flog und mit unverwandten Augen ihren Worten lauschte, „an einem stürmischen Abend im November pochte es leise an die Thür meiner Hütte. — Ich öffnete, und ein kleiner, etwa fünfjähriger schwarzlockiger Knabe in ärmlicher Tracht, vom Regen durchnäßt, vor Kälte zitternd, stand davor!“

„O das arme Kind!“ rief die Gräfin dazwischen, und ihre Thränen brachen hervor.

„Ich ließ ihn eintreten,“ fuhr die Frau fort, „fragte, was er wolle; er weinte, vermochte nicht zu sprechen. Ein Bündelchen, das er in der Hand trug, nahm ich ihm ab, öffnete es, und fand einige Wäsche und Kleidungsstücke darin, und einen Zettel dabei. Ich hieß den Knaben am Feuer niedersitzen, gab ihm Brod und Wein, behielt ihn über Nacht im Haus. Auf meine Fragen gab er nur verworrene Auskunft, erzählte bald von seiner Mutter, von dem großen Schloß, bald von der alten Frau in Neapel, die ihn hergebracht habe. Ich brachte endlich heraus, daß diese ihn vor meiner Thür allein gelassen habe, bis er vor Frost und Hunger bei mir anklopfte. — Da ich nicht lesen konnte, was auf dem Zettel stand, ging ich andern Morgens damit zu meinem Beichtvater, dem Pater Onufrio, der las mir den Zettel. Er enthielt die Worte: „„Wer dies Kind aufnimmt, wird nicht

nur eine That der Barmherzigkeit üben, sondern ein großes Glück gewinnen!"" — Ich beschloß also, das Kind bei mir zu behalten." —

„Ihr habt es also um Gottes Willen, wo ist es?" rief die Gräfin.

„Geduldet Euch nur einen Augenblick, Ihr werdet sogleich Alles erfahren", antwortete die Frau immer ruhig. „Gestern Abend um die nämliche Stunde, wie vor zwei Jahren, pochte es an meine Thür. Ich öffne. Eine dunkle vermummte Gestalt gab mir jenes Päckchen, was ich der gnädigen Signora übergeben ließ, und diesen Zettel genau wie den vorigen geschrieben." — Sie reichte der Gräfin das Blättchen hin. Mit fliegender Brust las diese die Worte darauf: „Geht mit Eurem Pflegesohn nach Neapel, zu der Gräfin Monteleone, übergebt ihr das versiegelte Päckchen, es wird Euch Einlaß verschaffen; erwartet dann das Weitere!"

„Ihr habt das Kind mitgebracht," rief die Gräfin, „o führt es herein, daß ich es sehe. Jesus Maria, wenn es mein Sohn wäre!"

Die Frau ging der Thür zu, öffnete sie und rief: „Luigi!"

„Luigi, mein Luigi!" rief die Gräfin, als sie diesen Namen hörte, wie außer sich, und eilte der Thüre zu.

Der Knabe trat ein, scheu, kaum einen Schritt vorwärts wagend. „Er ist es! Mein Luigi, mein Sohn, mein Kind!" Mit diesem Ausruf breitete die Gräfin beide Arme aus, um ihn an ihr überseliges Mutterherz zu drücken. Doch der Knabe flog ihr nicht entgegen, sondern wich furchtsam zur Seite und faßte die Hand seiner Pflegemutter. Die Gräfin aber zog ihn mit beiden Händen zu sich, küßte ihn inbrünstig, umschlang ihn mit dem linken Arm, strich ihm mit der rechten Hand die schwarzen Locken aus der Stirne, und sprach unter strömenden Thränen: „Ach, er kennt mich nicht mehr! — er hat seine Mutter vergessen! — Aber er ist es! Ja, er ist es! — Es

sind seine lieben Züge, — auch die Narbe unter dem Auge! Mein Kind, mein Kind! Nach drei bitteren, bitteren Jahren!" Und sie preßte ihn wieder an's Herz, daß der sonst so kecke, wilde Knabe ganz beängstigt wurde, sich sträubte und sich loszumachen suchte. „O mein Gott," klagte sie, „hat denn nur die Mutter ein Herz für ihr Kind, nicht auch das Kind für die Mutter!" Und sie legte das schöne Haupt weinend auf die Schulter des Knaben, der sich ängstlich nach seiner Pflegemutter umsah, und zu dieser hin wollte.

„Die gnädige Signora ist jetzt Deine Mutter," sprach diese, „küsse sie doch, Luigi!"

Der Knabe gehorchte, doch mit sichtbarer Aengstlichkeit.

„Es ist ihm noch Alles so fremd, er wird sich aber schon gewöhnen," meinte die Pflegemutter.

„Ja, ja," erwiederte die Gräfin; „wie kann ich es auch anders erwarten! Mein Glück ist ja doch überschwenglich!" Und sie küßte ihn von Neuem. „Erkennst Du mich denn gar nicht wieder? — Kennst Du dieses Schloß nicht? Du hast ja doch auch *hier* gewohnt! — Ach, daß Gianettina todt ist — *sie* würde er erkennen!"

Ein unwillkührlicher Schauer durchzuckte die Gräfin, als der Name Gianettina über ihre Lippen kam, denn die Unglückliche war in Folge ihrer Angst und Verzweiflung und vorzüglich der furchtbaren Mißhandlungen gestorben, die sie von dem Grafen erfuhr, als das Unglück geschehen war. „Ihr Andern aber, — Antonietta, Du — und ruft Benedetto, Pietro, den alten Riccardo — vielleicht erkennt das Kind einen von diesen, oder sie ihn! O ruft sie, ruft sie herbei!" —

Antonietta flog hinaus; das Gemach füllte sich bald darauf mit der ganzen Dienerschaft. Alle waren in Freude und Staunen, die meisten wollten den Knaben auch gleich auf den ersten Blick erkannt haben, — doch dieser erkannte Niemand! —

„So muß ich denn ganz neu seine Mutter werden!“ rief die Gräfin mit feuchten Augen aus, „da die Hand des Schicksals mein Bild und Alles, was damit verbunden war, ganz ausgelöscht hat in seiner jungen Seele! — Was wird der Graf sagen,“ fuhr sie plötzlich aus ihrer mütterlichen Hingebung empor, und ihre Wange erbleichte. — „O, er wird seinen Sohn erkennen, wie darf ich daran zweifeln!“

Nachdem diese Minuten heftigster Aufwallung vorüber waren, fühlte die Gräfin sich erschöpft. Sie ließ sich wieder auf ihr Ruhebett nieder und zog den Knaben zu sich. — „Und wie soll ich Euch die Schuld meines Dankes abtragen,“ wandte sie jetzt ihre Worte an die Pflegemutter Luigis; „ich weiß noch nicht einmal Euren Namen!“

„Agathe Setterno!“ erwiederte die Frau.

„Ihr habt meinen Knaben doch zu Frömmigkeit und Sitte angehalten, liebe Agathe?“ fragte die Gräfin.

„O, Signora, er ist täglich mit mir in die Messe gegangen, und war immer folgsam, wenn auch etwas wild und verwegen.“

„O dank Euch, Dank!“ erwiederte die Gräfin. — Sie winkte Antonietta zu sich, der sie einige Worte ins Ohr flüsterte. Diese ging zu einem Schreibtisch, öffnete ihn und brachte der Gräfin zwei Kästchen. Mit einem goldenen Schlüssel, den sie am Gürtel trug, öffnete sie beide, ihr Schmuckkästchen und ihre Schatulle. Aus dem ersteren nahm sie einen kostbaren Ring, aus der Schatulle eine schwere Börse; sie reichte Beides Agathen mit den Worten: „Der Ring für den Gürtel, den Du mir gebracht hast, Agathe; das Gold bin ich Dir zum Ersatz schuldig; Deine Liebe und Pflege kann ich Dir nicht vergelten!“

Agathe küßte die Hand der Gräfin. „O, viel zu reiche, zu reiche Belohnung,“ rief sie, „nehmt das Gold zurück, Signora — es ist zu viel!“

Die Gräfin wehrte lächelnd ab.

„Ach, dann wage ich meine Bitte gar nicht," sprach Agathe.

„Deine Bitte? — Du mußt sie aussprechen!"

„Ich weiß," sagte Agathe in bescheidenem Ton, „daß die gnädige Signora einer Stunde nahe entgegensieht, für die wir Frauen den Schutz unserer Heiligen anflehen — ich habe eine Tochter, sie ist schon seit sechs Monaten Wittwe, und seit drei Wochen Mutter eines Töchterchens; Sempronia hat sie der Pater Onufrio getauft — — Wenn ich nun für meine Tochter bei der gnädigen Signora —"

— — „Gewiß, gewiß," unterbrach sie die Gräfin, die die Bitte errieth, „sie soll die Amme des Kindes werden, auf dessen Geburt ich hoffe," sprach die Gräfin. —

„O, Signora, meine Schutzheilige möge Euch dafür segnen! Gestattet mir jetzt mit all' der Freude zurückzukehren nach Amalfi!"

„Geh! Aber bringe Deine Tochter so bald als möglich zu mir! Morgen, wenn es sein kann!" —

Viertes Kapitel.

„Also die Gräfin Monteleone mit ihrer Tochter!" rief ein junger, eleganter Cavalier, der neben einem Offizier von der Schweizergarde des Königs von Neapel vor einem Caféhause saß, wo sie ein Glas Sorbetto genossen hatten. Er hielt sich die Hand über die Augen, und sah dem offenen mit den schönsten, feurigsten Pferden bespannten Halbwagen nach, in welchem die beiden Damen so eben vorüber gefahren waren.

„Bei San Pietro, die junge Gräfin ist schön wie Hebe,“ rief der Cavalier aus, und strich sich dabei das feine Stutzbärtchen über der Lippe, und zupfte die elegante weiße Cravatte zurecht. „Sie sind im Hause des Grafen bekannt?“ wandte er sich zu dem Offizier.

„Ja wohl; ich darf sagen, daß ich nicht selten eingeladen bin, und immer mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen, wiewohl im Uebrigen das Haus des Grafen nicht das behaglichste ist,“ lautete die Antwort.

„Nicht das behaglichste? Wo so schöne Damen die Honneurs machen?“ fragte der junge Elegant.

„Man fühlt sich dennoch nicht wohl da; jetzt freilich, seit die junge Gräfin Bianca aus dem Kloster in das elterliche Haus zurückgekehrt ist, ist es etwas besser. Nun gibt es doch heitere Momente in den grand cercles der Gräfin!“ —

„Jetzt nur heitere Momente? Und was hat früher die Heiterkeit ganz gestört in einem so reichen, berühmten Hause?“

„Es werden wunderliche Dinge davon erzählt, Signor,“ erwiederte der Offizier. „Ich bin nicht genau unterrichtet. Die Hauptsache aber ist, der Graf und die Gräfin leben auf dem schlechtesten Fuß. Er ist von ungemeiner Heftigkeit, ja Wildheit, finster, argwöhnisch! Sie ist sanft, nachgebend, fromm, aber von so trübem Gemüth, daß ich sie noch niemals habe lächeln sehen. Wie soll einem in solchem Hause wohl sein?“

„Und die Ursach' dieser Betrübniß?“

„Hauptsächlich wohl die unglückliche Ehe. Allein auch traurige Erlebnisse. Die Gräfin hatte einen Sohn, der als kleiner Knabe durch Schuld einer Wärterin verloren ging, gestohlen wurde, oder sich verirrte. Nach Jahren wurde er wieder aufgefunden, ins väterliche Haus zurückgebracht. Die Gräfin war glückselig darüber; der Graf nicht so. Einige erzählten, daß er an der Aechtheit des wiedergefundenen Kindes

gezweifelt habe, obwohl die schlagendsten Beweise dafür vorhanden waren, Andere, und das möchte ich eher glauben, daß er auf dem Punkt gestanden habe, sich von seiner Gemahlin zu trennen, um eine andere, sehr reiche Verbindung zu schließen.“ —

„Eine andere Verbindung? Das wäre ja unmöglich!“

„Nicht so ganz; der Graf hat seine Blicke auf eine deutsche, protestantische Fürstin geworfen, und würde wahrscheinlich zu dieser Kirche übergetreten sein.“

„Unglaublich!“ rief der junge Mann auflodernd.

„Doch, doch! Die Sache wäre auch wahrscheinlich schon ausgeführt gewesen, hätte die Gräfin sich nicht in dem Zustande guter Hoffnung befunden. So mußte dieses Ereigniß erst abgewartet werden, und im Fall der Geburt einer Tochter hätte der Graf den Plan ausführen können, weil alsdann kein männlicher Erbe für seine großen Besitzungen vorhanden gewesen wäre. Nun bekam die Gräfin zwar eine Tochter, — die Sie so eben gesehen haben, — allein einige Tage zuvor hatte sich der Erstgeborene wieder eingefunden! — Jetzt konnte der Graf nach dem Familiengesetz nicht mehr über seine Güter disponiren, und der Vater der Fürstin fand es nicht mehr so angemessen, daß seine Tochter eine Gräfin Monteleone würde.“

„Hm!“ murmelte der junge Mann, der während dieser Erzählung so ernsthafte Züge angenommen hatte, als man sie seinem sonstigen stutzerhaften Wesen gar nicht hätte zutrauen sollen. — „Hm,“ murmelte er, „bei alle dem möchte ich Sie doch um etwas bitten!“

„Das wäre, Signor?“

„Mich im Hause des Grafen einzuführen!“

„O freilich, sehr gern,“ erwiederte der Offizier nicht ohne einige Verlegenheit, „allein, vergeben Sie, ich weiß nicht, mit wem ich die Ehre habe, — ich kenne Sie erst seit drei

Tagen, und nur aus Ihrer Gewohnheit, dieses Kaffeehaus zu besuchen!"

„Ich bin der Marchese Pietro Sestoni," erwiederte der junge Mann, zog eine kleine Brieftasche hervor, nahm eine Karte heraus und reichte sie dem Offizier.

„Von der venetianischen Familie dieses Namens?" fragte derselbe, sich verbeugend.

„Wir sind verwandt; die Lombardei ist unsere gemeinschaftliche Wiege; doch liegen unsere Besitzungen in der Nähe von Bergamo!"

„Sie haben aber den Accent des ächten Neapolitaners," bemerkte der Offizier.

„Das ist keine große Schmeichelei," antwortete der Marchese lächelnd, „ich wollte, Sie hätten mir lieber den des Römers oder Florentiners angehört; ich bin in ganz Italien zu Haus, habe aber in der letzten Zeit viel hier im Neapolitanischen verkehrt!" —

„In der That? Es wundert mich, daß ich Sie niemals in Neapel gesehen habe; ich bin doch, obgleich ein Ausländer, nicht ganz unbekannt hier!" —

„Ich vollständig; ich habe die Stadt nur sehr selten besucht, und bin ohne allen Umgang hier geblieben!" Der Marchese erröthete leicht, indem er diese Worte sprach.

„Wollen wir also morgen unsern Besuch bei der Gräfin machen?" fragte der Offizier.

„Mit Freuden. Und Ihr Name?"

„Baron von Sinnern aus Bern! Hauptmann in der Schweizergarde," antwortete der Offizier.

„Per Bacho Capitano!" rief der Marchese lachend, „so kann ich Ihnen das Compliment zurückgeben, Sie haben trotz Ihrer Schweizerherkunft den ächt neapolitanischen Accent!" —

Beide schieden unter Lachen mit der Verabredung, sich

morgen nach der Siesta wieder hier zusammenzufinden, um den Besuch gemeinschaftlich zu machen. — —

Sie waren pünktlich im Rendezvous.

Mit einigem Erstaunen sah indessen der Capitän einen sehr eleganten Wagen mit Kutscher und zwei Dienern vorfahren, in den der Marchese ihn einzusteigen ersuchte. „Zum Palazzo Monteleone," gebot er dem Kutscher; sie rollten dahin.

„Noch Eins muß ich Ihnen über das gräfliche Haus sagen, Marchese," wandte sich Herr von Sinnern im Fahren an diesen. „Der Graf hat eine Abneigung gegen seine schöne Tochter. Er soll einen gewiß unwürdigen Verdacht gegen die Gräfin haben; wahrscheinlich ist derselbe nur der Vorwand zur Rechtfertigung seiner allgemeinen Mißstimmung gegen sie. Indeß haben mir alle Bekannte des Hauses erzählt, der Graf habe sich gleich bei der Geburt der Tochter so bitter und beleidigend für die Gräfin benommen, daß sie in schwere Krankheit verfiel, und eine lange Zeit auf dem Lande zubringen mußte, weil ihr Gemüthszustand gestört gewesen sein soll. Wenigstens war sie von so tiefer Schwermuth befallen, daß sie selbst ihre Kinder nicht sehen wollte. Doch wurde sie durch die Seebäder von Palermo ganz hergestellt.

„Und wäre ein Grund zu dem Verdacht des Grafen gegen die Ehre und Treue der Gräfin vorhanden?" fragte der Marchese.

„Gewiß nicht der mindeste, so weit sich aus dem ganzen Wesen der Gräfin und ihrem Leben schließen läßt, das, wie Alle versichern, sich immer gleich gewesen sein soll. Indessen muß man einräumen, daß die Gräfin Bianca weder dem Vater noch der Mutter ähnlich sieht." —

„Das kann sehr zufällig sein," warf der Marchese hin.

Während dieses Gesprächs waren sie vorgefahren. Die Gräfin nahm den angemeldeten Besuch an. Sie empfing ihn in einer Bogenhalle, um deren Säulen sich Weinlaub rankte,

so daß dieselbe halb zur Laube wurde; sie bot die Aussicht über den Garten und das nahe Meer. Die Siesta war vorüber, die tiefere Nachmittagssonne warf schon einen goldähnlichen Schimmer auf die Gegenstände. Die Gräfin erschien auf dem dunkeln Sessel, den sie in ihrer leichten weißen Sommerkleidung einnahm, von dem goldenen Hauch ganz umduftet; er gab ihrer Gestalt und ihren Zügen einen täuschenden Anschein der Jugend durch die erhöhten Farben, und durchschimmerte das reiche Haar mit seinem blitzenden Schein.

Der Marchese fühlte sich von dem Anblick der edlen Gestalt, da sie sich leicht einen Augenblick erhob, um die Fremden willkommen zu heißen, eigenthümlich bewegt. Es war ihm, als trete ihm irgend ein bekanntes, aber längst vorübergeschwebtes Bild wieder vor die Seele. Dennoch sah er sich spähend nach der Tochter um; allein sie war nicht zugegen.

Der Hauptmann von Sinnern stellte den Marchese vor. — Die Unterhaltung war schnell eingeleitet, obgleich die Gräfin einen leichten Ton nicht leicht anzuschlagen wußte. Doch der Marchese sprach mit Wärme von den Vorzügen Neapels vor den übrigen Theilen Italiens, und das regte sie lebhaft an. — Sie verwunderte sich, erst jetzt auf ihn zu stoßen, da er doch schon so lange in der Stadt und im Lande zu sein schien.

„Ich bin ein wenig Sonderling," erwiederte er, „und halte mich meist zurückgezogen. Daneben bin ich ein Verehrer, wiewohl sehr schwacher Ausüber der Malerei, und bringe daher meine Zeit viel in unsern romantischen Thälern zu." —

Es fiel Sinnern auf, daß der oberflächliche Ausdruck des Elegants, ja des Stutzers, den er bisher nur an dem Marchese gekannt, ganz verschwunden war. Sein hübsches Gesicht war zu einem edeln geworden; einige ernste Linien, die sich in seine Stirne furchten, und sich zwischen den Brau-

nen und der Nasenwurzel bildeten, brachten diese vortheilhafte Veränderung hervor, die von der Lebhaftigkeit und Wärme, mit der er sprach, unterstützt wurde. — Während der Hauptmann diese Studien an Sestonis Gesicht machte, gewann dies plötzlich noch einen anderen erhöhten Ausdruck; sein Auge leuchtete blitzend auf. Die Gräfin Bianca war in die Halle getreten; der Eindruck, den sie auf die Züge des Marchese machte, war zu entschieden, als daß Sinnern nicht auf der Stelle hätte wissen sollen, was in dem jungen Manne vorging.

Mit einer raschen Bewegung war Sestoni aufgestanden, als die junge Gräfin hinter dem Sessel ihrer Mutter aus einer Seitenthür in die Halle trat. Er begrüßte sie mit dem edelsten Anstande. — Bianca schwebte herein wie eine jugendliche Hebe. Sie zählte eben sechszehn Jahre; ihr Wuchs war schlank und voll zugleich, das Auge braun, voll sanften Glanzes, das Haar, eine seltene Ausnahme in Italien, fiel in kastanienbraunen weichen Locken auf den Nacken herab. Die Anmuth der Jugendblüthe überhauchte die ganze Gestalt; die edle Bildung des Gesichts erhöhte ihren Reiz durch ein zartes Erröthen, das beim Eintreten die Wangen der Jungfrau leicht überflog.

„Der Marchese Sestoni, — meine Tochter Bianca," sagte die Gräfin bei ihrem Eintritt.

Sinnern beobachtete mit einiger Ironie, doch ohne alle bösartige Beimischung, die Verlegenheit Beider in der gegenseitigen Begrüßung und ersten Anrede. — Diese verlor sich indeß bald. Sestoni führte die Unterhaltung mit Lebhaftigkeit, mit Geist, ja bald mit Feuer. Er wich zwar der unbefangenen Frage Biancas, was ihn nach Neapel geführt habe, aus, äußerte sich indessen über manche Ereignisse und Verhältnisse seines Lebens, die den Lauf desselben nicht als einen gewöhnlichen schilderten. Er war früh verwais't, zu strengen Ver-

wandten gekommen, hatte sich diesen durch eine kühne Flucht schon in seinen Knabenjahren entzogen, und war nach Jahren abenteuerlichen Umherirrens schon im sechszehnten Jahre in französische Kriegsdienste getreten. Er hatte in Spanien und Rußland gefochten. Mit dem Falle Napoleons mußte er diese Laufbahn aufgeben und war seitdem nach Italien zurückgekehrt, wo er bis jetzt nirgends einen bleibenden Aufenthalt genommen hatte. —

Er gab mit außerordentlicher Lebendigkeit einige Schilderungen von seinen Kriegserlebnissen. Bianca war ganz Ohr, als er von den schaudervollen Zügen des Hasses und der Erbitterung in Spanien sprach, und dann die Schrecken des russischen Feldzuges, die furchtbare Schlacht von Mosaisk, den Brand von Moskau, die jede Vorstellung übertreffenden Leiden des Rückzuges schilderte. Das junge Mädchen hörte ihm zu, wie Desdemona ihrem Othello, und seine kühne geprüfte Männlichkeit gewann sich ihr Herz, eben so wie die des tapfern Mohren von Venedig das der Tochter Brabantios.

Sinnern mußte immer wieder erstaunen, daß der oberflächliche Stutzer so zu einem Manne, einem Helden aufwuchs. Sestoni seinerseits war verwundert, daß die Gräfin weder ein Wort von ihrem Gemahl, noch von ihrem Sohn sprach, hielt es jedoch nicht für angemessen, nach ihnen zu fragen. Endlich mußte der Besuch abgebrochen werden. So wie sich der Marchese mit dem Hauptmann allein sah, fragte er diesen nach der Ursache dieses Schweigens der Frauen über ihre nächsten Verwandten.

„Von ihrem Gemahl,“ berichtete dieser, „spricht die Gräfin nie; er ist jetzt in Rom. Was den Sohn anlangt, so ist dieser seit einem halben Jahre auf Reisen, doch habe ich gehört, daß er in Zwiespalt mit den Eltern, wenigstens mit dem Vater, ist, wegen eines Verheirathungsplans, dem er widerstrebte. — Das ist eben die Unbehaglichkeit in diesem

Hause, daß alle Zustände darin unterhöhlt sind, und man immer mit der größten Behutsamkeit auftreten muß, um nirgend zu verletzen."

„Allein durch wessen Schuld?" fragte Sestoni.

„Ich will es nicht entscheiden. Doch glaube ich durch die des Grafen, dessen Stolz, Leidenschaftlichkeit und zugleich kaltblütige Härte alles Maß übersteigen soll." —

Bei diesen Worten stiegen sie aus dem Wagen des Marchese. Dieser dankte dem Hauptmann warm für den Dienst, den er ihm durch die Einführung in das Haus des Grafen geleistet habe, und entschuldigte sich nur, daß er durch dringende Geschäfte verhindert sei, den Ueberrest des Abends mit ihm zuzubringen. —

Fünftes Kapitel.

Der Graf Odoardo Monteleone, der Vater, war aus Rom zurückgekehrt. Schon sein finsteres, rollendes Auge hatte der Gräfin bei der ersten Begrüßung gezeigt, daß sie einem Sturm entgegensehen müsse. Doch verstrichen einige Tage, bis dieser zum Ausbruch kam. Der Graf war in dieser Zeit viel in seinen Zimmern, bei Tisch durchaus einsylbig, und schien mit mehreren Personen heimlich zu verkehren. — Sestoni, der seit drei Wochen, so lange war es ungefähr her, daß ihn Sinnern eingeführt hatte, ein sehr häufiger Gast des Hauses war, hatte sich auch dem Grafen vorgestellt, und war höflich, vornehm, aber sehr kalt aufgenommen worden. Dennoch schien Monteleone einen näheren Antheil an ihm zu nehmen, als er verrathen wollte; denn er kam nicht nur in den kurz abgebrochenen Gesprächen öfter auf ihn zurück,

sondern hatte sich auch mit einem an ihm durchaus ungewöhnlichen Eifer (da ihm alle Menschen insgemein völlig gleichgültig waren) näher nach den Lebensverhältnissen des Marchese erkundigt, ja mit einer gewissen Hastigkeit nach denselben geforscht.

Die Gräfin lustwandelte in der Abendkühle auf der Terrasse vor dem Hause, die nach Garten und Meer hinaus ging. Da trat der Graf aus einem der dunkeln Laubgänge und ging auf sie zu.

„Seit wann haben Sie die letzten Briefe von Luigi erhalten, Signora,“ fragte er in einem Ton, der sogleich verrieth, daß er eben nicht in wohlwollender Weise über seinen Sohn zu sprechen dachte.

„Seit etwa drei Wochen,“ erwiederte die Gräfin, „aus Paris.“

„Und ich kann Ihnen die Nachricht geben, daß er seit zwei Monaten bereits Paris verlassen hat, und während wir Briefe aus England, Schottland und Frankreich erhielten, nirgend anders gewesen ist, als in Italien!“

„In Italien? Sie scherzen — Sie setzen mich in Erstaunen,“ verbesserte die Gräfin ihre Antwort. „Und wo? Und weshalb diese Maske?“

„Das möchte ich eben Sie fragen, Gräfin,“ entgegnete der Graf mit scharfem Ton und einem gewissen Zusammenpressen der Lippen, welches der Vorbote des heftigsten Ausbruchs seines Zorns zu sein pflegte.

„Mich? die ich auf's höchste überrascht bin?“ fragte die Gräfin.

„Sie sind freilich von Allem überrascht, was die wahrhaften Eigenschaften unseres Sohnes, oder unseres Findlings —“

„Um Gottes Willen, Monteleone,“ unterbrach ihn der Ausruf der Gräfin bei diesem Wort, „bedenken Sie, welch' ein Schicksal Sie auf das Haupt unseres Kindes schleudern,

wenn Sie einen solchen Verdacht aussprechen! Sie können ihn nicht wirklich haben!"

„Hm! Das fragt sich!" warf der Graf höhnend hin, und preßte seine immer bleicher werdenden Lippen schärfer auf einander. „Und was was Schicksal anlangt, welches ich ihm bereiten könnte, so wird er es wohl mit Gleichmuth zu ertragen wissen, da er sich dem, welches einem Grafen Monteleone geziemt, mit allen Kräften, die ihm Trotz und Schlauheit zu Gebote stellen, widersetzt! — So werde ich Ihnen denn sagen, was er in Italien thut, wenn Sie es nicht wissen, oder nicht zu wissen vorgeben! Er hängt einer romantischen Liebschaft nach! Es ist die Milchschwester Bianca's, der er seine Huldigungen darbringt, um deshalb der Verbindung mit der Gräfin Wallheim widerstrebt! — Daher diese Maske, wie Sie sich ausdrücken, dieser unwürdige Betrug, wie ich es bezeichne. Doch eine Mutter hat ein anderes Wort für die Verbrechen ihres Sohnes!"

Die Gräfin zitterte vor den rollenden Blicken des Grafen und schwieg, todtenbleich. „Nun, und? Was sagen Sie, wie vertheidigen Sie ihn?" fuhr Monteleone fort, der sich darüber erbitterte, daß ihre Gegenrede, der Versuch den Sohn zu entschuldigen, ihm nicht Gelegenheit gab, seinen Zorn noch heftiger und direkter gegen die Gräfin zu richten.

„Ich will ihn gewiß nicht vertheidigen, Odoardo," entgegnete diese zaghaft, „doch Sie wissen es ja selbst, daß der Unterschied der Religion" — — —

„Nichts weiß ich," fuhr der Graf zornflammend auf; „nichts weiß ich, als daß dergleichen nichtige Einwürfe mein Ohr nie berühren sollten, wie sie meine Entschlüsse nie berühren können. — Ich habe auch über unsere — über Ihre Tochter," änderte er mit absichtlichem Hohn seine Worte, „meinen Beschluß gefaßt. Sie wird sich mit dem zweiten Sohn des Lord Darlington verbinden." —

„Lord Darlington,“ rief die Gräfin im höchsten Schrecken aus, denn der Lord stand in dem Ruf einer so strengen Anhänglichkeit an die englische reformirte Kirche, daß eine Verbindung seines Sohnes mit einer Katholikin als etwas Unglaubliches erschien. „Würde der Lord“ — — wollte die Gräfin fortfahren.

Doch der Graf schnitt ihr das Wort ab, indem er ihre eigene Rede aufnahm und mit sichtlichem Hohn sagte: „Der Lord würde nicht das Mindeste gegen eine Verbindung seines Sohnes mit einer zu seinem Glauben übertretenden Gemahlin einwenden!“

Die Gräfin wankte; sie hielt sich an der Lehne eines Gartensessels.

„Ich darf mich wohl jeder Art kindischer Bedenklichkeiten überhoben halten!“ fuhr er fort. „Die französische Revolution hat uns namenloses Unheil gebracht; aber doch das Gute, daß sie uns das Joch des blinden Gehorsams gegen die Priesterkaste abgestreift hat! Ich habe Ihnen Ihren Willen bei der Erziehung Ihrer Tochter gelassen, bei der Verheirathung derselben wird die, die meinen Namen trägt, auch meinen Bestimmungen Gehorsam leisten. Die Ehepakten sind auf diesem Fundament entworfen. — Was Luigi anlangt, so erwarte ich nur noch einige nähere Nachrichten. . . . .

„Der Marchese Sestoni,“ meldete der Kammerdiener der Gräfin, aus dem Gartensaal auf die Terrasse tretend. —

„Angenehm!“ winkte Monteleone. „Sie sehen,“ wandte er sich spöttisch gegen die Gräfin, „daß ich auch Ihre, in meiner Abwesenheit gemachten interessanten Bekanntschaften zu schätzen weiß!“

Die unglückliche Gattin mußte ihre Thränen ersticken, und suchte sich mit Gewalt die äußerliche Fassung zum Empfang des Besuchs zu erringen. —

Sestoni war hinreichend von den innern Zuständen des Hauses unterrichtet, um mit einem Blick zu sehen, in welcher Stimmung sich der Graf und die Gräfin zu einander befanden. Er nahm jedoch den Schein an, als bemerke er nicht das Mindeste, und erklärte in den ersten Worten, er komme nur um zu gehen, daß heißt, um sich auf einige Tage zu beurlauben, da er einen Ausflug in's Gebirg machen wolle.

„Sie werden, hoffe ich, in acht Tagen wieder in Neapel sein," bemerkte der Graf. „Es sollte mir sehr leid thun, wenn Sie uns bei einem größeren Fest, welches wir ungefähr in dieser Zeit zu geben denken, um ein glückliches Familienereigniß zu feiern, nicht durch Ihre Gegenwart erfreuen wollten!" —

Sestoni fühlte sich wie von einem lähmenden Schlage getroffen durch diese Worte. Ein Familienereigniß, — das man feiern will — die ahnende Liebe sieht schnell und scharf — er hatte das Rechte getroffen! Doch besaß er Welt und Fassung genug, um sich nicht zu verrathen, wenigstens nicht einem Blick, der nicht schon vornweg mit Vermuthungen beobachtet hätte. — Er behielt daher den leichten Ton, den er angeschlagen hatte, und hütete sich wohl, nach den näheren Beziehungen des Festes zu fragen, da der Graf sie nicht selbst angab, versprach zu der angegebenen Zeit sicher zurück zu sein, und empfahl sich. — Daß die Hoffnung, die er beim Kommen gehabt, Bianca zu treffen, fehlgeschlagen war, dafür dankte er jetzt innerlich! Denn er hätte sie unter diesen Umständen entweder ohne Zeugen, ohne jegliche Störung treffen müssen, oder ihre Gegenwart würde es ihm auf's Aeußerste erschwert haben, den Anschein des Gleichmuths zu bewahren.

Die Gräfin hatte während seines Besuches ebenfalls einige Fassung errungen. „Soll die Verlobung unserer Tochter schon so nahe sein, schon veröffentlicht werden?" fragte sie beklemmt.

„Die Verlobung Ihrer Tochter," betonte der Graf, „ja, sie soll in nächster Woche öffentlich stattfinden!"

„Es ist so unnatürlich für Sie, als empörend für mich," sprach die Gräfin, nur auf das betonte Wort „Ihrer Tochter" in der Erwiederung des Grafen achtend, „daß Sie Ihre eigenen Kinder verläugnen wollen. Selbst Luigi's Züge bekunden ihn als Ihren Sohn!" —

„Wenn Sie mir diese flüchtige Aehnlichkeit Behufs einer natürlichen Verpflichtung anrechnen wollen, wird mich hoffentlich mit demselben Recht die völlige Verschiedenheit der Züge Ihrer Tochter davon entbinden," sagte der Graf mit dem verletzendsten Hohn.

Die Gräfin bebte vor Unwillen und Schmerz; zu antworten vermochte sie nicht. Er fuhr darum noch in gesteigerter Schärfe fort: „Sie scheinen mit den leichtesten Grundlagen zufrieden für den schweren Bau natürlicher Verpflichtungen. Weshalb wollen Sie mich nicht auch in Betreff Ihres neuen Freundes, der uns soeben verlassen hat, dazu verbindlich machen, da man bemerkt haben will, er habe auch etwas von dem Schnitt meiner Augen? Dieser vortreffliche Marchese! über dessen Familie ich mich übrigens vergeblich des Näheren belehren wollte, da keiner meiner Freunde, so wenig wie ich selbst, von einer Linie der Sestoni etwas weiß, die bei Bergamo angesessen wäre!" Es lag in Monteleones Charakter, wenn er kränken wollte, jeden Gegenstand dazu gleichgültig hervorzusuchen. Er wollte jetzt die Gräfin nur foltern, weil er muthmaßte, daß Luigi's Widerstreben mit von ihr ausgehe, indem diesem sein Ungehorsam gegen den Vater durch die Hoffnung erleichtert wurde, dadurch seine Erbschaft nicht zu verscherzen, weil er auf das selbstständige mütterliche Vermögen, wenigstens auf die Unterstützung durch seine Mutter zählen durfte. In dieser, noch durch keine Thatsache begründeten Voraussetzung und der dadurch in ihm erzeugten

Erbitterung, suchte er jetzt auch aus dem Marchese einen Gegenstand zu machen, um seiner Gattin Kränkung und Hohn zu bereiten.

Diese hatte ihre Kräfte wiedergewonnen. Sie entgegnete mit Würde: „Ich habe den Marchese aufgenommen, wie es der Stellung unseres Hauses geziemt, weil er durch einen Mann eingeführt wurde, dem Sie selbst unsere Thür geöffnet. Haben Sie Bedenken gegen die gesellschaftliche Stellung des Marchese Sestoni, so bleibt es Ihnen überlassen, diese ihm gegenüber geltend zu machen. Es scheint aber, daß Sie, durch die eben ausgesprochene Einladung zu einem Fest, von dem ich selbst noch nichts weiß, darauf verzichten!"

Sie ging; — Monteleone schwieg; er wußte nichts zu erwiedern, ja, er wagte es nicht. Denn es liegt in der Würde einer wahrhaft edlen Frau eine Macht, vor der zuweilen selbst der Entschlossenste zagt, ja die vermessenste Ruchlosigkeit sich, wenigstens vorübergehend, besiegt fühlt. —

Sechstes Kapitel.

In Biancas jugendlichem Herzen hatte sich, dem Marchese gegenüber, die Blüthe der Liebe, anfangs kaum ihr selbst bewußt, zur duftigsten Fülle entfaltet. Noch indessen trug sie dieses neue Glück, dieses süßes Empfinden ohne bestimmte Gestaltung in sich, knüpfte keine klar ausgesprochene Hoffnung oder Forderung für ihre Zukunft daran. Sie war beseligt durch die Gegenwart; denn auch der Lippe Sestoni's war kein entscheidendes Wort entflohen. Die auf solche Art ahnungslos genährte Flamme gewinnt sich einen desto umfassenderen

Boden, und lodert, wird sie durch irgend einen Umstand, sei es ein Zurückdrängen oder Anfachen, aus dem von ruhigen Lüften umgränzten Raum getrieben, dann desto mächtiger empor. Für Biancas Liebe wurde eine zurückdrängende Veranlassung die Ursache des heftigsten Emporschwingens der Flamme, — die Bestimmung, die ihr Vater über ihre Hand getroffen hatte. Wenige Wochen zuvor hätte sie sich in der Gewohnheit des Gehorsams gegen seine kalte Strenge diesem Gebot eben so gefügt, wie irgend einer unabänderlichen Bedingung des Lebens und Daseins. War sie doch auch im Kloster in dem unbedingten Glauben erzogen, daß sie aus demselben nur in die Welt trete, um den Bestimmungen ihres Vaters über ihre Zukunft gehorsam zu sein. Doch jetzt riß sein kaltes, unbedingt gebietendes Wort einen Schleier von ihrem Bewußtsein, plötzlich lagen Leben, Zukunft, Pflichten, Wünsche so klar enthüllt vor ihr, daß sie über die tausend labyrintischen Fäden, mit denen sie sich kreuzten, in starres Entsetzen verfiel. Wie ein Marmorbild, bleich und stumm, hörte sie die Worte ihres Vaters; sie klangen wie ein dumpf verkündendes Todesurtheil. Und doch hatte er das Härteste, das für sie fast Unmögliche, die Veränderung ihres Glaubens, wohlbedacht, noch nicht ausgesprochen; denn dadurch hätte er auch vielleicht bei ihr, trotz ihres sonst so hingebenden, demuthsvollen Wesens, Widerspruch hervorgerufen. — Im Uebrigen trug die Art und Weise seiner Mittheilung in der That auch keinen andern Charakter als den, welchen Bianca darin empfand, den einer Verurtheilung, die er ihr ankündigte, wie einem, der dem Spruch der Gerichte verfallen ist, ohne das Recht einer Antwort auch nur denken zu dürfen. —

Dieses Uebermaß der schonungslosen Willkühr war ihr Glück; denn es bewahrte sie vor einer Gefahr bringenden Antwort. Erst als der Vater sie wieder verlassen hatte, sie sich in ihrem Zimmer allein sah, brach ihr Schmerz durch die

Erstarrung, mit der der erste Eindruck sie versteinert hatte, und strömte in heißen Thränen erleichternd von ihrem Herzen. Was sie vorher nur unbestimmt in der Wirkung empfunden hatte, das wußte sie jetzt, erkannte es klar in seinem Ursprunge — sie liebte! Doch das Gebot ihres Vaters warf einen ehernen Sargdeckel auf das heilige, in ahnungsloser Stille erblühte Glück ihrer Brust. Es war ein Glück für sie, daß der ihr bestimmte Verlobte, Sir Edward Darlington, Sohn des Lord Darlington, sich eben nicht in Neapel, sondern in Rom befand, wo der Graf Monteleone den ganzen Vertrag, denn anders konnte dieses Ehebündniß nicht genannt werden, abgeschlossen hatte. So gewann sie einige Tage Zeit, sich die unerläßliche Fassung zu erringen. — Ihre Mutter war ihre Vertraute, was die Abneigung vor dem Bündniß anlangt; allein für die Neigung, die eben diese Abneigung hervorrief, hatte sie keinen Vertrauten, da ja zwischen den Liebenden selbst noch kein Wort des Verständnisses gewechselt war.

Der Abend des Verlobungsfestes, welches Graf Monteleone angekündigt hatte, erschien. Am Tage zuvor war der Lord mit seinem Sohn eingetroffen, und das erste Begegnen der beiden Verlobten hatte stattgehabt. Dieses wurde für Bianca, vielleicht auch für Sir Edward, durch einen seltsamen Umstand erleichtert, den, daß der letztere nach Art der Engländer des Italienischen nur in dürftigster Weise mächtig war, und eben so Bianca, da das Erlernen von Sprachen gleichfalls in der Erziehungsweise der jungen Mädchen Italiens eine geringe Stelle einnimmt, gar nicht Englisch verstand. So beschränkte sich ihr Gespräch auf einige formelle Phrasen in französischer Sprache.

Monteleone, der es liebte, zuweilen seinen Reichthum in fürstlicher, sogar weit über seine Verhältnisse hinaus gehender Pracht zur Schau zu tragen, hatte für den Abend Garten

und Palast feenhaft erleuchten lassen. Der ganze Adel Neapels, viele ausgezeichnete Fremde waren geladen. Eine Schaar von Lakaien in reichen Livreen sah man in den Vorsälen und auf den Treppen zum Empfang der Gäste in Reihen aufgestellt. Im großen Saal versammelte sich die Gesellschaft mit dem hereinbrechenden Abenddunkel. —

Sestoni war unter den ersten, welche erschienen. Er warf sein Feuerauge nach Bianca aus; sie war noch nicht zu sehen. Nur der Graf und die Gräfin empfingen die Gäste. Es bildete sich ein großer Kreis von sitzenden Damen, um den ein größerer von stehenden und umhergehenden Herren einen zweiten Kranz schloß. Sestoni sah sich nach Sinnern um. Er war nicht zugegen. Auf eine Frage, die er deshalb an den Grafen that, antwortete dieser: „Er hat mir erst vor einigen Stunden abgeschrieben, aus einem seltsamen Grunde. Er ist zu einem Commando befehligt, das die südlichen Gebirge durchstreifen soll, weil sich wieder bedeutende Schaaren von Bewaffneten gezeigt haben, die ohne Zweifel mit carbonaritischen Bewegungen in Verbindung stehen, aber auch zugleich allerlei räuberische Anfälle verübt haben!“

„Wirklich?“ fragte Sestoni leicht hin, „es thut mir aber leid, ihn nicht hier zu sehen!“ Wer ihn einen Augenblick später scharf beobachtet hätte, würde indeß wahrgenommen haben, daß Monteleone's Antwort ihm doch nicht gleichgültig gewesen war; es war eine große Aufregung in seinem Auge zu lesen, die fast einer freudigen glich.

Der Saal hatte sich inzwischen ganz gefüllt; der Graf und die Gräfin verschwanden durch eine bisher noch ungeöffnet gewesene Thür. Einige Minuten später wurden beide Flügel derselben durch zwei Lakaien geöffnet, die zu jeder Seite daneben traten. Graf Monteleone erschien, und führte eine sehr reich gekleidete ältere Dame, es war Lady Darlington. Ihr folgte der Lord, der der Gräfin den

Arm geboten hatte, dann Sir Edward, welcher Bianca führte.

Ihre hohe, anmuthig schwebende Gestalt glich einem wandelnden Marmorbilde; so war die zarte Röthe ihrer Wangen erstorben. Das Auge schimmerte matt aber reizend in einem kranken Feuer; die sonst so lieblich lächelnde Lippe war geschlossen, ernst. — Wie im jähen Wechsel zwischen Glut und Eis durchwallte es Sestoni's Brust. Doch, mit der eigenthümlichen, merkwürdigen Gewalt, die er über sich besaß, wenn er sie geltend machen wollte, nahm er den Ausdruck und die Haltung der oberflächlichsten Neugier und die seichte Lebendigkeit eines Gecken an.

„Was giebt es da Neues", warf er neugierig hin, und stieß seinen Nachbar an, „ich glaube, man wird uns eine offizielle Botschaft mittheilen." Wirklich trat Monteleone mit ernst feierlicher Haltung mitten in den Kreis, und nachdem er und die Lady sich zur Linken, der Lord und die Gräfin zur Rechten des jungen Paares gestellt hatten, sprach er bei der natürlich von selbst eingetretenen gespannten Stille: „Ich gebe mir die Ehre, dieser werthen Versammlung von Verwandten und Freunden in diesem jungen Paare Sir Edward Darlington, den zweiten Sohn Sr. Herrlichkeit des Lord Darlington, und meiner Tochter Bianca als Verlobte vorzustellen." Eine allgemeine Bewegung des Erstaunens, der Freude, der Beglückwünschungen brach in der Gesellschaft, welche in der That überrascht war, aus. Alles umdrängte das junge Paar und die Eltern.

„Das ist ja eine kostbare Neuigkeit," sprach Sestoni zu seinem Nachbar; „bei Gott, Sir Edward hat Geschmack, er hat die glücklichste Wahl getroffen! Man könnte ihn beneiden, und sich selber ausschelten, daß man ihm nicht zuvorgekommen ist. Allein vor allen Dingen muß man jetzt der jungen Braut seine Huldigungen darbringen."

Leichten Ganges, mit einem von heiterer Freude ganz strahlenden Gesicht, trat er jetzt näher, verbeugte sich zuerst etwas förmlich gegen den Lord und die Lady, ging dann ungezwungen auf den Grafen und die Gräfin zu, und floß über von glückwünschenden Worten. Als sich der Augenblick darbot, sich der umdrängten Braut gleichfalls zu nähern, trat er auch zu dieser mit einer leichten Verbeugung und heitersten Zügen heran. „Gräfin Bianca," redete er sie an, „Sir Edward," wandte er Wort, Blick und Haltung leicht dem Bräutigam zu, „ich wünsche Ihnen von Herzen Glück zu diesem glücklichen Ereigniß!" Er betonte das Wort auffallend freudig. Bianca sah ihn mit einem Blick an, einem Blick, — er war unbeschreiblich, doch er glitt völlig ab an Sestoni's heiterer Haltung. Er sah gleichwohl, daß sie bebte, sich kaum auf den Füßen halten konnte. Mit der oberflächlichsten, ja fast mit nachlässiger Haltung ergriff er ihre Hand und führte sie leicht an die Lippen. Da aber fühlte sie seinen Alles bezeichnenden Druck, und die Glut seines Kusses; und wie eine tief murmelnde Geisterstimme flog ihr leise, als er sich wieder erhob, das Wort zu: „Ich sehe Dich diese Nacht!" Glut und Schaam wechselten in diesem Augenblick auf ihren Zügen; sie wankte fast. Doch Sestoni trat eben so leicht, wie er sich genähert hatte, mit heiterster Miene zurück und warf einem neben ihm stehenden alten Herrn die muntern Worte hin: „Signor, ich räume ihnen den Platz; man muß nicht zu beharrlich sein in der Behauptung dieser schönen Stelle, denn Alle haben heut das Recht die reizende Eroberung auf einen Augenblick zu machen, die Sir Edward für das Leben gemacht hat, — die der Hand der schönen Gräfin," schloß er mit einer galanten Wendung, und zog sich zurück. —

Der Tanz begann. — Sestoni, wenig gekannt, ließ sich doch einigen Damen vorstellen, und tanzte auch einmal mit

Bianca. Indem er mit ihr hinschwebte, hörte sie die Worte: „Um drei Uhr auf Deinem Balcon!"

Sie antwortete nicht; sie war wie betäubt. Um Mitternacht verschwand Sestoni aus der Gesellschaft; nur der Gräfin hatte er als der Dame des Hauses in der Stille eine flüchtige „Gute Nacht" gesagt.

Sestoni kannte es durch Sinnern als Sitte des Hauses, daß die größten Feste, wegen der Kränklichkeit der Gräfin, gegen die sonstige Gewohnheit Italiens stets um zwei Uhr völlig beendet waren. Daher konnte er die Stunde bestimmen, die er Bianca zugeflüstert hatte, ohne in Gefahr zu gerathen, daß dann noch die Gesellschaft ein Hinderniß der heimlichen Zusammenkunft sei. — In der Treppenhalle wartete sein Diener mit einem Mantel. Er warf ihn über und ging zu Fuß, allein fort. Bald war er im Helldunkel der italienischen Sommernacht verschwunden. —

Siebentes Kapitel.

Die nächtliche Stille, welche Städte des Nordens selbst im Sommer zu verhüllen pflegt, ist in den südlichen gar nicht, oder doch erst mit dem Sinken der Nacht anzutreffen. Die Mitternachtsstunde pflegt noch das bewegteste Leben zu zeigen, zumal in Neapel; auf den Dächern erschallt die Mandoline zum frohen Gesang, die Gassen sind belebt mit Lustwandelnden, die Werkstätten noch geöffnet, und die Arbeit geht in dieser kühleren Zeit rüstiger von Statten. Dennoch stirbt in den entfernteren Theilen der Stadt um diese Zeit das Leben auch allmählig ab. So sah man zwischen zwölf und ein

Uhr in einem der äußersten Viertel, wo die Gassen sich zwischen Gartenmauern hinzogen, auch nichts mehr vom Leben und Thätigkeit in den engen Straßen, sondern nur einzelne, mit dem weiten, italienischen Mantel verhüllte Gestalten hastig, aber leise dahinschreiten. — An dem engen Pförtchen einer langen Gartenmauer blieben sie; auf ein leises Klopfen und ein eben so leise gemurmeltes Wort wurde ihnen aufgethan, und sie verschwanden in der Pforte. Jetzt war die Gasse ganz leer; über eine Viertelstunde verging, da erst ließen sich wieder Schritte eines Einzelnen in der Ferne hören. Eine imponirende, schlanke Gestalt, auch tief in den dunklen Mantel geschlagen, kam rasch die Straße herab. Sie pochte, wo die anderen verschwunden waren. „Wer pocht noch so spät?" „Pietro il Sasso," lautete die Antwort des Draußenstehenden. „Die Losung?" — „Per Sempre." — Die Pforte öffnete sich, der Angekommene verschwand. — Ein düsterer, von Cypressen, in die schwärzesten Schatten gehüllter Laubgang nahm den Eintretenden auf. Er führte durch einen ganz verwilderten Gartenraum, an dessen Ende ein Kirchhof stieß, welcher zu einem ehemaligen Franziskanerkloster gehörte, das in der Zeit der französischen Revolution eingegangen und halb zerstört war. Seitdem war der Begräbnißplatz nicht mehr in Gebrauch genommen. Das halb verfallene alterthümliche Kloster mit seiner Kirche erhob sich hinter dem mit Gräbern und Kreuzen bedeckten Raum; die Grabstätten waren von wildem Gesträuch und Gestrüpp, hohem Gras und Pflanzen überwachsen. Ein kaum erkennbarer Fußsteig, weil er zu wenig betreten wurde, führte zwischen den Gräbern hindurch zu einer kleinen Pforte der Kirche. Auch sie war geschlossen, öffnete sich aber den Kommenden auf eben das Zeichen, wie zuvor die Pforte der Gartenmauer. —

In der Kirche waren etwa fünfzig Männer versammelt, die um den Hochaltar einen Kreis gebildet hatten. Der

Neuangekommene ging noch nicht bis an die Versammelten heran, sondern blieb in dem Schatten eines Pfeilers stehen, um zu hören, was so eben verhandelt wurde. — Es brannte nur eine düstere Ampel in der Kirche, deren Strahlen sich nicht nach der Seite verbreiten konnten, weil ein umlaufender Schirm dies hinderte, nur nach unterhalb fiel der trübe Schein, so daß er nichts als den ganz kleinen Raum matt beleuchtete, wo der Sprecher in der Versammlung seinen Platz hatte, und kaum genügte, die Schriftstücke zu lesen, die sich auf einem besonders dazu hingestellten Betpult befanden. So konnte auch kein Licht durch die Fenster der Kirche nach außen dringen, und verrathen, daß in derselben eine Zusammenkunft stattfinde, vollends war der Raum an den Pfeilern des Seitenschiffs durchaus dunkel. Pietro il Sasso konnte daher von dort Alles sehen und hören, was vorging, und wurde selbst durchaus nicht bemerkt.

„Er fehlt auch heut," sprach der Redner, der hinter dem Pult mit Schriften stand, „es wird nöthig sein, ihn genau zu beobachten!"

„Ja, er muß dem Bunde neue, sichere Unterpfänder seiner Treue geben," sprach einer aus dem Kreise, „oder wir müssen auf unsere Sicherheit denken!"

„Ihr seid thöricht," ließ sich eine dritte Stimme hören. „Wer hat uns sicherere Bürgschaften gegen, als er? Wer hat alle großen Schläge unserer Verbindung ausgeführt? Wer sein Leben öfter gewagt? Wer uns mit reicheren Mitteln unterstützt?"

„Das will wenig bedeuten," begann der Erste wieder, „dafür hat er die glänzendste Stellung von uns Allen. Er schwelgt, wie der Reichste und Vornehmste, er lebt als Graf und Fürst, wir haben die Arbeit und Entbehrung" —

„Und die geringere Gefahr," bemerkte der Andere.

„Pah! Wenn wir entdeckt werden, fällt unser Kopf so

gut, wie der seinige! — Er schwelgt auf unsere Kosten, sage ich. — Und dabei hindert er uns in jedem kleinen Unternehmen zu unserm Vortheil!"

„Ja, Dich und Deinesgleichen, weil er unsern großen Zweck nicht durch Eure unwürdigen Streiche befleckt haben will!"

„Unwürdige — was" fuhr der erste auf.

„Ruhig, Anselmo, ruhig, Xaverio, — kein Streit in der Versammlung!" gebot der Redner in der Mitte der Beiden.

„Wir müssen leben," fuhr Anselmo trotzig fort, „wer gibt uns Etwas? Wenn Pietro uns das nicht gönnt, was wir erbeuten, so mag er für uns sorgen, daß wir ein solches Leben führen, wie er. Wem nehmen wir Geld ab? — Denselben im Einzelnen und Kleinen, gegen die wir unsere Waffen im Großen zu wenden vorhaben. — Aber mit diesen will es Pietro nicht verderben, — er wird zu vertraut mit ihnen, behaupte ich, — wer weiß, was er unternimmt, da, wohin unser Auge und Ohr nicht langt — — —"

„Elender Verläumder!" ertönte jetzt plötzlich eine starke Stimme, und mit zurückgeschlagenem Mantel stand Pietro il Sasso mitten in dem Kreise der Berathenden. „Weil ich Deine Banditenstreiche, Deinen offenen Straßenraub nicht dulden will, wagst Du es, mich mit Verläumdungen anzutasten? Wenn Dein Auge und Ohr nicht bis zu meinen Wegen reicht, das meinige reicht bis zu Deinen! Ich kenne Dich!" — —

Anselmo war scheu zurückgetreten. „Was wollt Ihr von mir? Was habt Ihr gegen mich?" fragte Pietro il Sasso jetzt gegen die Versammlung gewendet. „Ihr hegt Verdacht, weil ich Eure nutzlosen Zusammenkünfte seltener besuche? Nutzlose nenne ich sie; aber sie sind gefährliche, denn sie werden Euch verrathen! Ihr wollt neue Unterpfänder von

mir, der ich Euch durch Rath und That mehr gegeben habe, als Ihr Alle zusammen mir gebt? Ihr verläumdet mich, jetzt in dem Augenblick, wo ich Euch die wichtigsten Dienste geleistet? Wißt Ihr, daß Eure Versammlung zu Portici aufgehoben worden wäre, wenn ich es nicht gehindert hätte? Wißt Ihr, daß uns heut, hier, in dieser Stunde die ganze bewaffnete Macht der Polizei sammt den Schweizern umstellen würde, wenn ich die Denunziation nicht abgeschnitten, und durch eine falche Nachricht die Späher auf eine falsche Spur geführt hätte, so daß erst heut die Hälfte der Schweizertruppen nach den calabresischen Gebirgen abgegangen ist?"

„Ja, das ist wahr," murmelten einige Stimmen.

„Und was werden sie in Calabrien treffen?" fuhr Pietro il Sasso fort. „Niemand! Oder höchstens einige jener nichtswürdigen Wegelagerer, wie sie immer in diesen Gebirgen hausen!"

Es regte sich offenbar schon eine so günstige Stimmung in der Versammlung für Pietro, wie kurz zuvor eine ungünstige.

„Und doch werde ich verläumdet, angeklagt?" fuhr er fort; „o ich kenne den Grund davon. Ich weiß, welche unter Euch die große Sache der Befreiung unseres Vaterlandes von unwürdigem Druck nur zum Vorwand nehmen, um zu verfahren wie die Calabresen! Ich weiß, daß sie in den Schlupfwinkeln des Gebirgs die Hehler ihrer Beute haben! Daß sie mit diesen gemeinsam Raub und Plünderung üben! — Aber ich will," und hier trat er mit furchtbarem Blick und erhobener Stimme einen Schritt vor in den Kreis, „aber ich will Gericht über sie halten, daß Euch allen das Mark in den Gliedern erstarren soll!" —

Er stand wie ein gebietender König unter der Schaar; Alles schwieg in beklommener Spannung. Sein Auge funkelte wie das des Löwen, durchbohrte diejenigen, welche ein

böses Bewußtsein hatten, wie mit glühendem Pfeil. Trotzig, nachlässig warf er das Haupt zurück und sprach: „Euch das zu sagen, darum bin ich in Eure Versammlung gekommen. Nicht um Eure schlechten Rathschläge zu theilen, Eure unglückseligen Schritte zu unterstützen. — Jetzt muß ich wieder fort. — Ich entbiete Euch aber für morgen Abend in unsere Osteria. Nicht Alle, sondern nur die Häupter. — Es gehen wichtige Dinge vor, es drohen uns größere Gefahren, als bisher! Seid pünktlich, seid vollzählig zur Stelle! Dort werde ich Euch sagen, wohin wir unsere Kräfte in diesen nächsten Tagen zu richten haben; dort sollt Ihr meine Befehle erhalten, und vollziehen, oder ich werfe Euch die Macht, mit der Ihr mich bekleidet habt, vor die Füße, überlasse Euch Eurem Schicksal. — Das ist Euer Untergang. Ich aber weiß, was ich dann für mich und für die Sache, der ich ferner angehöre, ferner zu thun habe!"

Mit diesen Worten wandte er den Versammelten stolz den Rücken, und schritt aus der Kirche.

Achtes Kapitel.

Die letzten Lampen in dem Garten und Palast Monteleone waren verlöscht. Die ermüdete Dienerschaft begab sich zur Ruhe. Tiefes Schweigen und Dunkel herrschte nach dem kurz zuvor noch so laut bewegten, glanzvollen Leben der Freude in diesen Räumen. Die Nacht begann schon vor dem Morgen zu flüchten, dessen Gewand in dem ersten blassen Streifen der Morgendämmerung über dem Meere heraufschimmerte. —

Bianca hatte pochenden Herzens den Augenblick der tief schweigenden Ruhe erharrt, und mit ängstlichem Lauschen jedes leise Geräusch beobachtet und verfolgt, das sich noch einzeln im Garten und Palast vernehmen ließ. Jetzt war seit einer Viertelstunde der letzte Schritt verhallt, der letzte Lichtschimmer in den Gemächern der Diener erstorben. Hinter der dunkeln Umbüschung der Orangenbäume, Hortensien und Oleander, welche in Töpfen ihren Balcon umgrünten, und die breitblättrigen Schirme, mit den duftenden Blüthen geschmückt, ausbreiteten, stand sie und blickte spähend in den Garten hinab, in dessen Büschen noch ein undurchdringliches Dunkel herrschte. Das Ohr mußte ihr dienstbarer sein, um ein Herannahen wahrzunehmen, als das Auge. Jetzt ließen sich vorsichtige, gedämpfte Schritte hören; sie lauschte über die Brüstung gebeugt, das Haupt ganz in dunkles Grün verborgen. Da trat eine eingehüllte Gestalt aus dem tiefen Schatten der nächsten Gebüsche im Garten und näherte sich mit vorsichtigem Schritt. „Bianca," flüsterte es leis, aber doch vernehmbar durch die tiefe, heilige Nachtstille.

„Wer naht," fragte sie hinab. —

„Du weißt es," flüsterte die Stimme hinauf. „Wenn Du allein bist, Geliebteste, und Deine Strenge mich nicht zurückweist, bin ich in wenigen Augenblicken bei Dir."

„Um aller Heiligen willen — wenn man uns entdeckte," hauchte Bianca's Stimme.

„Nur wenige Minuten gönne mir, — nur ein Wort," antwortete Sestoni leise, doch mit dem Ausdrucke der wärmsten Bitte. Er erwartete ihr Ja nicht; es war genug, daß sie kein Nein sprach.

Zu Bianca's mit Schreck gemischtem Erstaunen war Sestoni in wenigen Augenblicken oben, mittelst eines Seils, das, sie wußte nicht wie es dahingekommen war, um die Eisengitterstäbe des Balcons geschlungen, längs einer Säule

nach dem Garten hinabhing. „Vergieb, Du Geliebte,“ sprach er, als er die Brüstung erreicht hatte, „ich hatte den Besuch, der das Glück meines Lebens entscheidet, vorbereitet.“

„Heilige Maria, wenn wir entdeckt würden,“ — rief Bianca leise und trat zurück, während er sich vorsichtig über das Geländer schwang und durch die Blumengebüsche schmiegte.

„Niemand wird uns entdecken, Holdselige, Süße,“ flüsterte Sestoni mit dem zärtlichsten Ton der Liebe, indem er die Hand der Schüchternen ergriff und sie an die Lippen preßte, „vergieb nur Du meine Verwegenheit — doch es war mir, es ist mir keine Wahl gelassen. Ich hatte Dein Herz errathen — ich hatte es geprüft,“ fuhr er leise aber feurig fort, „ich war Deiner gewiß.“

Bianca fühlte sich wie von einem Schauer berührt, durch dieses sichere, beherrschende Auftreten des Mannes, dem sie ihr Herz geweiht hatte, die Gewalt, die er auf sie übte, seine Ueberlegenheit erschreckten sie, erfüllten sie aber zugleich mit Bewunderung und steigerten die Macht ihrer Liebe.

Sestoni sprach so warm, so hinreißend, so überwältigend, so mild zugleich; seine Kühnheit war so entschieden, und dabei das Maaß, in welchem er sie hielt, so sicher, daß wenige Minuten hinreichten, Biancas weiblich demüthiges, liebeheißes Herz zu seinem unbedingten Eigenthum zu machen. Beide gaben sich dem süß berauschenden Strom der Liebesseligkeit hin; sie wiegten sich in dem seligen Schooß seiner Wellen. Lippe an Lippe, Herz an Herz; sie thaten hier den Schwur, der sie unauflöslich verbinden sollte! — Doch, als das verhängnißvolle Wort den Lippen Biancas entflohen war, da erschreckte sie, und sah den tiefen Abgrund, der sich vor ihren Füßen öffnete. — Sestoni tröstete sie mit männlicher Kraft. „Wenn Du mir vertraust, der ich nur der Führer und Beschützer Deines Lebens sein soll, — wenn Du nicht schwankst

zwischen mir und einem Vater, der Dich nie geliebt hat, der Dich halb verläugnet: so wird sich Dein Vertrauen belohnen. Ich darf Dir mit offener Wahrheit entgegen treten. Ich bin nicht der Marchese Sestoni. Ich bin der freie Sohn des Glückes, der entschlossenen That. Aber ich fühle in mir die Kraft, die Welt und ihre Geschicke zu beherrschen, mir durch den eignen Arm zu erringen, was der Zufall mir nicht zuwarf. Es änderte wenig, wenn es anders wäre, wenn ich den Namen eines Marchese in die Waageschale legen könnte. Dein Vater würde dennoch unser unerbittlicher Gegner sein — ich kenne ihn besser, als Du ahnst! Und ich müßte sein Gegner sein und bleiben," fügte er düster hinzu.

„Mein Vater," antwortete sie seufzend, „ich weiß es, — — doch meine Mutter, meine liebe Mutter!" setzte sie mit schmerzlichem Laut hinzu. —

„Gerade ihr werde ich ein Schutz, eine Stütze sein; durch uns beide, wenn ich selbstständig mit Dir die Bahn des Lebens gehe, wird ihr eine Zukunft bereitet werden, die ihr Ruhe und Glück gewährt."

„Und mein Bruder?" fragte Bianca zagend.

„Ich kenne ihn wenig, — doch was ich von ihm gehört, läßt mich hoffen, daß er mehr unser Freund, als unser Gegner sein wird. In jedem Falle werde ich zu handeln wissen, daß er mich achten muß, wenn er mich auch nicht lieben möchte. Und würdest Du im äußersten Falle schwanken in der Wahl zwischen mir und Deinem Bruder?"

Bianca sank schweigend an sein Herz. — Der Morgen dämmerte; sein Licht konnte zu leicht zum Verräther werden. — Die Liebenden mußten scheiden. Der nämliche Ort wurde zur Zusammenkunft in nächster Nacht bestimmt; außerdem verabredeten sie, scharf auf einander zu merken in Gegenwart dritter, beim offnen Besuch des Hauses durch den Marchese Sestoni! und kein Zeichen einander verloren gehen zu

lassen. — So schieden sie, im Augenblick der Trennung auf das innigste vereint. —

Eine Blüthe, die sich an dem Strande eines finstern, tiefen Stromes entfaltet, muß der Drohung und Gefahr durch seine gehobenen Wellen in jedem Augenblick gewärtig sein. So die Liebe Bianca's und Sestoni's. — Schon in der nächsten Nacht kündigte er ihr an, daß politische Umstände ihn nöthigten, sich auf einige Zeit von ihr zu trennen, sich von Neapel zu entfernen. „Diese Entfernung," sprach er geheimnißvoll andeutend, „wird nur ein Seitenweg sein, auf dem wir sicherer, schneller zum Ziele gelangen!" —

Dennoch blieb Bianca in tödtlicher Angst zurück, zumal da Sestoni die Zeit seiner Rückkehr nicht angeben konnte. —

Daß ihre Vermählung mit Sir Edward Darlington indessen vollzogen werden könnte, hatte sie nicht zu besorgen, da dieselbe nach englischer Weise mit großem, steifem Ceremoniell, in Gegenwart vieler Verwandten stattfinden sollte, und der Schwierigkeiten wegen, die sich daran knüpften, noch auf einen weiten Zeitraum hinausgesetzt war. Auch waren der Lord und die Lady bereits nach Rom zurückgekehrt. — Allein schon in den nächsten Tagen trat ein anderer Umstand ein, der Bianca mit dem größten Schreck erfüllte. Ihr Vater kündigte, kurz, trocken, unvorbereitet, herrisch wie er pflegte, ihr und der Mutter an, daß sie am folgenden Tage eine größere Reise antreten würden, zunächst nach Rom, um dort dem Lord einen Gegenbesuch zu machen, und einige sich daselbst aufhaltende Verwandte und Freunde desselben kennen zu lernen, dann weiter; wohin, gab Monteleone nicht an. Er setzte nur hinzu: „Ich werde Sie bis Taracina begleiten; das erfordert Ihre Sicherheit, denn die Gebirge sind durch carbonaristische Bewegungen unsicher. Nach Rom folge ich Ihnen nach; mich halten öffentliche und eigene Geschäfte noch länger unterweges oder in den Gebirgen fest."

Die öffentlichen Geschäfte bestanden darin, daß er, als einer der heftigsten Gegner der Carbonari, sich an den gegen sie gerichteten Bewegungen betheiligte, obgleich nicht militairisch, sondern nur als eine Art Civilcommissär die Untersuchungen und Nachforschungen leitete, und allgemeine Anordnungen in den Ortschaften zu treffen hatte. Ueber die eigenen Geschäfte sprach er sich nicht aus, doch sein bohrender Blick deutete der Gräfin an, daß es sich um ihren Sohn Luigi handle, der seinen verborgenen Aufenthalt muthmaßlich in jenen Gebirgsgegenden genommen hatte.

Am folgenden Tage wurde die Reise angetreten. —

Neuntes Kapitel.

Tief im Gebirg in einem einsamen Thal, wo der wilde Feigenbaum seine Zweige am Fels ausbreitete, und die Rebe spärlich, aber mit wildem Grün zwischen den Felsspalten hinaufwuchs, stand eine Kapelle der Mutter Gottes; die einzige geweihte Stätte, die den ärmlichen Bewohnern der Gegend ringsumher diente, um ihr Gebet zu verrichten, oder Trost und Zuspruch zu suchen, und zu beichten bei dem ergrauten Pater Lorenzo, der seine Einsiedlerhütte dicht neben der Kapelle erbaut hatte. — Er war es auch, der die Ehen der Gebirgsbewohner einsegnete; ihnen durch das Sakrament, das er zu ertheilen berechtigt war, den Stempel der Unauflöslichkeit aufdrückte. —

Eben tönte das Glöcklein der Kapelle mit hellem Laut; es war der Hirtenknabe, Paolo, der es, dem Eremiten öfters zum heiligen Dienst gesellt, läutete, während seine Ziegen frei auf den nächsten Felsen umhersprangen und in aufhorchender

Stellung scheu den Tritten sich Nahender lauschten. Aus dem Thal herauf aber kam ein Zug ländlicher Gestalten, nur wenige; doch ein junges Paar, man sah es schon von weitem, schritt voran. Die Braut trug nicht völlig die Kleidung der Gebirgsleute, sondern ihre Tracht verrieth eine erhöhte, verfeinerte Stellung im Leben, wiewohl sie sich doch der ländlichen Einfachheit sehr näherte, und dadurch dem jungen, schlanken Mädchen einen ganz eigenthümlichen Reiz verlieh. Das schwarze, volle Haar hing ihr in vier sorgfältig geflochtenen Zöpfen von den Schultern herab; ein weißes, feines Linnentuch war mit goldenen Nadeln auf dem Haupt befestigt, und wallte, schützend vor der Glut der Sonne, über Brust und Schultern nieder; ein Schleier von feinerem Gewebe deckte das Antlitz, das mit seinen frischen Farben und brennenden Augen dennoch durch die leichte, durchsichtige Hülle schimmerte, und die Züge voll edler Anmuth erkennen ließ, deren Reiz sich durch die halbe Entziehung eher erhöhte als verminderte. Der volle grüne Myrthenkranz war über dem Schleier befestigt; ein Strauß von Rosen schmückte die Brust des Mädchens, und erhöhte durch seinen milden Farbenreiz den des schwarzseidenen Mieders, das sie eng umschloß, und der schwarzen, reich mit Gold gestickten Schürze, welche die grellen Farben des rothen, faltigen Rockes, der bis an die Knöchel reichte, und ganz der ländlichen Sitte angehörte, milderte. — Neben der Braut ging der Bräutigam, gleichfalls eigenthümlich gekleidet, weder nach der Weise der Landleute, noch städtisch. Er trug einen schwarzen, kurzen Oberrock mit Schnüren geziert, einen breiten Strohhut; um den Hals knüpfte sich ein leichtes Tuch; ein weißes, weites Beinkleid vollendete die einfache und doch den feineren Stand verrathende Kleidung. Nur einige junge Landmädchen und eben so viel junge Männer, und eine Frau von fast siebzig Jahren, die Großmutter der Braut, bildeten das Hochzeitsgefolge.

Der Pater Lorenzo harrte der Ankommenden bereits. Er kannte das Brautpaar und das seltsame Verhältniß desselben. Er wußte, daß der Bräutigam der reiche Graf Luigi Monteleone sei, der aber in unbezwinglicher Liebe zu der Milchschwester seiner Schwester, der wunderholden Sempronia, fest beschlossen hatte, sich mit dieser zu verbinden. Der Jüngling war mündig. Er hatte ihm seinen festen Vorsatz kund gethan, wenn der Vater nicht in seine Verbindung willigen wolle, eher seinem Erbe zu entsagen, und der Greis, der die edle, ächte Liebe erkannte, und sie höher stellte, als die Forderungen der Welt, hatte unter diesen Verhältnissen nicht gegen sein Gewissen zu fehlen gemeint, wenn er dem mündigen Sohn in seiner Wahl zur Seite stehe. So begrüßte er denn die Herannahenden mit milder Freundlichkeit, reichte dem Bräutigam, wie der Braut, die Hand dar, welche diese in frommer Demuth küßte.

Sie traten in die Kapelle. Die Töne der Glocken verstummten; dagegen erklang ein leiser, frommer Gesang, ein Ave Maria, das die jungen Mädchen zur Begrüßung der heiligen Jungfrau anstimmten.

Süß erhoben sich die Klänge in den milden, blauen Himmel, der sich über dem stillen Thal wölbte. — Der Knabe, welcher zuvor die Glocke gezogen hatte, schwenkte jetzt das Gefäß mit dem Rauchwerk, daß der liebliche Duft die Kapelle erfüllte. Der Pater Lorenzo sprach ein frommes Gebet; die Verlobten knieten auf den Stufen vor dem Altar nieder, die Zeugen der Hochzeit im Halbkreise ringsum. Der fromme Vater legte die Hände auf das Haupt des Paares, ließ es die Ringe wechseln, und sprach mit andächtigem Blick gen Himmel den Segen über dasselbe. So war die heilige Handlung vollendet, die Ehe geschlossen. Es war die einfachste, ergreifendste Feier. Die jungen Mädchen hatten Thränen sanfter Rührung im Auge. Der Bräutigam schloß die Braut

an die Brust, die das Haupt sanft auf seine Schultern senkte. Die Großmutter (die Mutter Sempronia's war längst unter der Erde) trat hinzu; die einzige, die einen strengen Blick bewahrt hatte, deren scharfem Auge keine Thräne der Rührung entflossen war. „Nun seid Ihr unauflöslich verbunden," sprach sie, „das Sakrament löst keine menschliche Hand!"

„Wohl uns," sprach der Bräutigam mit festem Tone. „Ich wußte, was ich that. Nun bist Du unzertrennlich mein, Sempronia! Meine süße Sempronia!"

„O mein Luigi," entgegnete diese mit bewegter Stimme und leise zitternd. „Möge uns der Himmel auf unserm Wege so schützen, wie ich Dir unverbrüchlich getreu in Liebe überall hin folgen werde, wohin Du mich führst!"

„So geschehe es," sprach der fromme Vater. Und nochmals küßte ihm die Braut die Hand. Dann verließen sie die Kapelle, und der Zug bewegte sich das Thal wieder hinunter.

Lange schaute der ergraute Mönch ihnen nach; dann sprach er für sich: „Eine seltene Art des Bündnisses! Möge es in den Prüfungen der Zukunft bestehen! Der Kampf wird nicht leicht sein. Denn die Welt mit ihrem Verlangen ist schwer abzuweisen! Das einfache, ländliche Mädchen, das in die Reihen der Hohen dieser Erde gehoben wird, wird einen Weg voller Dornen zu wandeln haben. Möchten die Rosen der Liebe sie sanft bedecken!"

Mit diesen Betrachtungen schritt er seiner Hütte zu. „Du magst nun wieder Deine Ziegen hüten, guter Paolo, mein lieber, kleiner Helfer," sprach er zu dem Knaben, und nickte ihm freundlich zu. — —

Das Abendgold senkte sich warm in's Thal. Lorenzo saß auf der steinernen Bank vor seiner Hütte, und war glückselig in der tiefen, heiligen Stille, die ihn umgab; Fels und Grün schimmerten im leichten Purpurhauch; Paolo saß drüben auf einem Felsstück, und seine Ziegen hüpften um ihn her, die

einzigen lebenden Wesen in dieser Einsamkeit. Der Knabe wartete noch auf das Abendläuten, sein Amt in der Kapelle. Da kam eine Frau von mittleren Jahren in ländlicher Tracht den Pfad zur Hütte des Eremiten eilig heraufgeschritten. Dieser erkannte und begrüßte sie schon von Weitem: „Gesegnet sei Dein Pfad, Angelina, was führt Dich zu mir hinauf?“ — Die Frau trat hastigen Schrittes heran; sie war in äußerster Aufregung, ihr Busen flog nicht vom raschen Gehen allein, wie es schien, denn Thränen überströmten zugleich ihr Angesicht. —

„Der Friede der heiligen Jungfrau getröste Dein Herz,“ redete Lorenzo sie an, als er ihren Zustand erkannte, „was versetzt Dich in solche Angst und Unruhe, wie ich sie in Deinen Zügen sehe?“

„O ehrwürdiger Vater,“ sprach Angelina, „mein Herz ist voller Angst; Schuld drückt meine Seele!“

„So löse sie durch aufrichtige Beichte und Buße, meine Tochter,“ antwortete der Greis sanft aber ernst.

„Ja, das will ich, — ich will Euch mein ganzes Herz öffnen, — ich will die Sorgen und Qualen ausschütten, die mich seit langen Jahren foltern, — doch zuvor, frommer Vater, sagt mir, habt Ihr die junge Sempronia, die drunten in Santa Maria mit ihrer Großmutter wohnt, heut ehelich verbunden?“

„Diesen Morgen, Angelina. — Geht Dich dies Bündniß näher an?“

„Ist das heilige Sakrament vollzogen?“ rief sie verzweifelnd aus, und rang die Hände.

„Es ist unauflöslich!“ erwiederte der Eremit. —

Da sank Angelina, bleich wie Schnee, in die Knie, und halb ohnmächtig lehnte sie ihr Haupt auf die steinerne Bank, die vor der Hütte des Eremiten stand.

„Der Herr und seine Heiligen mögen Dich trösten und

aufrichten," sprach der Greis. „Fasse Dich, und vertrau mir Deinen Kummer, Deine Sorge!"

„Ach, mein ehrwürdiger Vater," rief Angelina schluchzend, „was habe ich Alles erduldet und ertragen in der Ehe mit diesem wilden Giuseppe, der nichts kennt und brütet, als die finstere Rache! Er hielt mein Herz in Furcht und Zagen, — ach Ihr wißt es ja, wie oft ich Euch mein Leid geklagt, — doch ich sagte nicht Alles, — ich verschwieg Euch Vieles, ehrwürdiger Vater, — ich beichtete nicht die schwere Schuld der Vergangenheit! — — Und wenn jetzt Giuseppe erfährt" — — —

„Was Du mir vertraust in der heiligen Beichte, das nehme ich unenthüllt mit in meine Gruft, und Du hast deßhalb Giuseppe's Zorn nicht zu fürchten, meine Tochter!"

„Nein, ehrwürdiger Vater," rief Angelina bebend, „ich kann es Euch nicht als reine Beichte vertrauen, Ihr werdet rathen müssen, helfen — — es werden dunkle Dinge enthüllt werden! — O daß ich zu spät von der Hochzeit erfuhr! Aber Giuseppe verbarg es mir allzuwohl! Und wäre er nicht fort, zu einem Unternehmen, das sich auch in Nacht und Geheimniß verbirgt, und vor dem mich schauert, — ich hätte noch nichts erfahren!" — So klagte sie in ihrer Angst und Verwirrung.

„Fasse Dich, gute Angelina," sprach der Greis tröstend zu ihr, „für den ewigen Vater droben ist nichts zu spät. Er kennt die Wege der Hülfe, auch wo sie unserm Auge verschwinden. — Was meinst Du denn, daß zu spät sei?" —

„Ach, ehrwürdiger Vater, Sempronia ist ja, — sie ist nicht Sempronia, — sie ist die Tochter der Gräfin Monteleone" —

„Heiliger Gott!" rief der Greis und trat erstarrend vor dem Gedanken zurück, daß er die verbrecherische Ehe von Geschwistern eingesegnet habe.

„Ehrwürdiger Vater," ertönte in diesem Augenblick die

helle Stimme Paolos von dem Fels herüber, es kommen Pilger vom Berge herab zur Kapelle. Soll ich die Vesperglocke läuten?"

„Thue das, thue das, mein lieber Sohn!" rief ihm eilig der Eremit zu. „Folge mir in die Hütte, Angelina," sprach er in höchster Erregung zu dieser, „dort lege Deine Bekenntnisse ab, hier nahen sich Leute!"

Sie folgte ihm. —

Zehntes Kapitel.

In enger Felsschlucht waren gegen fünfzig Männer um ein Feuer gelagert, daß in der finsteren Nacht seinen rothen Widerschein flackernd auf die schroffen Felsenmauern warf, und die alten schwarzen Fichten von unten her dunkelroth anglühte. Die Meisten der Gelagerten schliefen, in weite dunkle Mäntel gehüllt, den Doppelstutzer im Arm. Dolche blinkten mit funkelndem Griff aus ihren Gürteln hervor. Breite Hüte, theils von Stroh, theils von grauem Filz, deckten ihren Kopf und Gesicht so tief, daß von Wenigen nichts Anderes zu sehen war, als die schwarzen wilden Locken. — Einige saßen wachend am Feuer, im leisen Gespräch mit einander.

„Wie spät ist es, Xaverio," fragte einer der Wachenden.

„Ein Uhr vorüber," antwortete dieser.

„Ich begreife nicht, daß er so lange bleibt," erwiderte der Erste.

„Sei ruhig! wir können uns auf ihn verlassen, Franzisco; er wird die Zeit nicht versäumen!" beruhigte ihn Xaverio. „Mich beunruhigt etwas Anderes!"

„Und das wäre?"

„Der Schuft, der Anselmo ist fort; mit Batista, Ignazio und ein paar Anderen ihres Gelichters. Sie wollten Wein und Brot aus Santa Felice holen, — doch sie müßten längst zurück sein! — Wenn dahinter nur nicht eine Verrätherei steckt!"

„Pah, das glaube ich nicht! Aber es könnte sein, daß sie etwas Anderes vorhaben!"

„Und das wäre, Franzisco?"

„In der Dämmerung sah ich den Graubart hier, der uns schon so oft begegnet ist — er wohnt jenseit des Gebirgs — nach Santa Maria zu, — ich weiß seinen Namen nicht."

„Giuseppe meinst Du?" fragte Xaverio.

„Ja, ja, so däucht mir, haben sie ihn genannt. Nun mit dem ist es nicht richtig. — Der graue Schuft spukt überall. — Ich habe ihn auch in Neapel schon gesehen, da steckte er öfter mit dem alten Riccardo im Palazo Monteleone zusammen, dem ich auch nicht ganz traue. — Er gilt für einen, der im tiefen Gebirg unterbringt, was seine Freunde an der Landstraße finden! — Anselmo ist schon öfter bei solchen Dingen betheiligt gewesen!"

„Er wird es jetzt nicht wagen," meinte Xaverio, „da Pietro il Sasso hier ist, und ihn erst jüngst ein Wort darüber hat hören lassen, das uns Allen in den Ohren dröhnte. Warst Du denn nicht bei der letzten Nacht-Versammlung in der Klosterkirche zu Neapel?"

„Nein. — — — Da ist er! Die Schildwacht hat ihn angerufen. — Hast Du gehört? — Das ist sein Schritt!"

Man hörte aus dem dichten Walde her, mit welchem die Schlucht verwachsen war, rasche Schritte sich nähern. Ein Mann mit übergeworfenem schwarzen Mantel, und von einem breiten Hut bedeckt, auf dem eine rothe Feder schwankte, trat aus dem Dunkel der Bäume hervor in den hellen Glanz des Feuers. Zwei andere folgten ihm.

Es war Pietro il Sasso. —

„Hallo! Wacht auf, Ihr Schläfer! Es ist Zeit," rief er mit gewaltiger Stimme über die Gelagerten hin, und da auf das Wort nicht sogleich Alle aufsprangen, nahm er den Stutzer, den er im Arm trug, und schoß über den Kreis hinweg. Auf den Knall war Alles mit einem Satz in die Höhe.

„Zu den Waffen!" riefen viele Stimmen.

„Ein Ueberfall!" Andere; und die Aufspringenden taumelten gegen einander.

„Ruhe, Ordnung!" tönte Pietro's mächtige Stimme.

„Ich überfalle Euch, ich rufe zu den Waffen!" Schüttelt den Schlaf von Euren Augenlidern und die Müdigkeit aus den Beinen! Jetzt gilt es! Wir können etwas Wichtiges für unsere Sache thun! — Schließt einen Kreis um mich!"

Während sie sich ordneten, ging er unter ihnen umher, und faßte Einige scharf ins Auge. „Da bist Du ja, Xaverio," wandte er sich mit kameradschaftlichem Tone zu diesem, und reichte ihm die Hand. „Wir halten zusammen?"

„Auf Leben und Tod!" rief Xaverio begeistert.

„Und Du, Franzisco! Ich weiß, bei der Mutter Gottes! Ein Mann wie Du freut sich, daß es einen eisernen Tanz geben wird!" fuhr Pietro fort. „Und Du, Salvi! Du holst den Teufel aus der Hölle! — Kerl, Gasparo, Deinen Dolch sehe ich schon blitzen! — Du warst immer vorn im Handgemenge! — Deine Büchse, Ludovico, fehlt ihren Mann nie! Du hast manche leere Flasche aus der Luft geschossen, die ich emporwarf, und die volle dafür gewonnen! — Und auf Dich freue ich mich, Tonio! Du packst Deinen Feind noch mit den Zähnen wie ein Wolf an, wenn Büchse und Dolch zum Teufel sind! — Ich kenne Euch Alle, Ihr wackern Bursche! — Mit Euch soll mir der Sieg nicht schwer werden!" — So ging er durch den Kreis und reichte Jedem, den er ansprach, die Hand zum kräftigen Druck und Schütteln, und weckte stür-

mende Flammen des Muths in jeder Brust. — „Nun, Ihr sollt mich unter Euch sehn! Ich werde Euch keine Schande machen!“ — „Hört jetzt!“ rief er mit feierlicher Stimme, da der Kreis gebildet war, und nahm eine stolze Herrscherhaltung an. „Man hat Klage und Verläumdung wider mich erhoben, Brüder — aber habt Ihr mich je treulos erfunden?“

„Nein, Nein!“ riefen Alle zugleich.

„Wo Kugeln pfiffen, war ich vorn oder hinten? — Saht Ihr mich jemals flüchten?“

„Nein! Nimmermehr!“ tönte der Ruf Aller wild und freudig durcheinander.

„Nun, so vertraut mir auch jetzt! — Ich habe Euch Gutes und Schlimmes zu melden! — Ein Wagestück müssen wir jedenfalls ausführen. — Wer zurückbleiben will, trete aus!“

„Keiner, keiner!“ rief die immer wilder aufgeregte Schaar.

„Nun denn! Das Schlimmste zuerst! Unsere Pläne sind verrathen! Unsere Verbindungen mit der Lombardei sind entdeckt. Alle unsere Freunde dort sind schon verhaftet. In dieser Nacht wird man auch Viele von uns suchen in Neapel, — aber vergeblich! Das konnte ich noch abwenden, dadurch, daß ich Euch hierher beschied!“

Eine tiefe Stille folgte der stürmischen Bewegung, die die Gemüther bis dahin aufgeregt hatte.

„Wir müssen uns jetzt trennen und einzeln retten, um uns später wieder zum treuen Bündniß zusammenzufinden. Aber die Rettung ist unmöglich, ohne Kampf zuvor. Schon seit einer Woche halten sie alle Gebirgsstraßen, alle Küstenplätze besetzt. Nur in die Campagna bleibt uns noch ein Ausweg, wenn wir uns tapfer durchschlagen. Es wird vielleicht einen harten Kampf kosten, aber die meisten von uns und gerade die tapfersten werden sich retten, — und hört mit

welchen Vortheilen! Das Commando von Terracina ist in dieser Nacht auf dem Wege hierher, um eine Sendung von fünfzigtausend Ducaten in Gol d und dreißigtausend Scudi in Silber, die zum Kampf gegen uns verwendet werden sollten, zu decken. Es ist dreifach stärker als wir, wir aber zehnfach kühner. Wir müssen sie angreifen, schlagen, das Geld nehmen; es wird unser Reisegeld in's Ausland. Zersprengen wir sie, so ist der Weg frei bis Terracina, und in der Campagna helfen uns unsere Freunde einzeln weiter. Freiheit oder Tod, wir haben keine andere Wahl!"

„Freiheit oder Tod!" ertönte der Ruf der entschlossenen Schaar.

„Gut denn! Ihr werdet mich da finden, wo der Tod am nächsten droht," rief Pietro il Sasso ihnen mit erhobener Stimme zu, und ging rings im Kreise umher, und schüttelte die Hände Aller.

Sie brachen auf. Pietro il Sasso schritt voran. Sie klimmten auf einem steilen Pfade die Felslehne hinan, um über den Gebirgsrücken ein bedeutendes Stück Weges abzuschneiden, und so den auf der Straße marschirenden Truppen zuvorzukommen und sich in Hinterhalt zu legen. —

Mit dem ersten Schimmer der Dämmerung, der am fernen Horizont seine bleichen Streifen zog, hatten sie die Straße erreicht. Pietro vertheilte die Seinigen auf beiden Seiten im dichten Gebüsch; die sichersten Schützen auf Felsvorsprüngen, um von dort die Führer zuerst niederzuschießen.

„Lege Dich mit dem Ohr auf die Erde, Xaverio," gebot er diesem. „Ich glaube, es nahen sich Pferde!"

„Per Bacho, Capitano," rief Xaverio, da er gelauscht hatte. „Es rücken Reiter und Infanterie an. Ich fühle ordentlich die Wucht des Trittes in der zitternden Erde! —"

„Gut!" antwortete Pietro il Sasso.

Es blieb einige Minuten todesstill. „Jetzt macht Euch

fertig," gebot er leise, zu den Einzelnen gehend. „Bei Eurem Leben, keiner giebt Feuer, bis ich ein Pistol dort hinter der Pinie abschieße! Dann Alle zugleich! Und so wie der Schuß heraus ist, hervor aus dem Dickicht, mit dem Dolch in der Faust. — Du, Xaverio, wirfst Dich mit Deinen zwölf Mann gleich vor sie auf den Weg nach Terracina, und feuerst ihnen von dort entgegen, daß Alles nach der andern Seite versprengt wird. — Du, Franzisco, fällst mit Deinen Leuten auf die beiden Geldwagen, Ihr stecht von den Führern herunter, was nicht erschossen ist, und dann gleich in den Wald, zu unsrem Sammelplatz. Dort wird getheilt! Die Kugel dem in's Hirn, der zuvor einen Bajoccho anrührt! — Nun habt Ihr Euren Befehl! Jetzt Gehorsam, sonst sind wir verloren!"

Etwa fünf Minuten vergingen in athemloser Spannung und Stille. Jetzt erschien ein Trupp Reiter, Pietro hinter die Pinie gedrückt, regte sich nicht. Es war die Vorhut; er ließ sie ruhig vorbei. Keiner der an den schärfsten Gehorsam gewöhnten Leute bewegte einen Finger. Wiederum vergingen etliche Minuten. Da rückte die Hauptmasse an. Eine Abtheilung Schweizer Truppen zu Fuß marschirte in geschlossenen Gliedern vorüber. Dann folgten die zwei Wagen mit Geld, zunächst wieder von Reitern umgeben. Dann wiederum Mannschaften zu Fuß. Im Ganzen gegen hundertfünfzig, während Pietro's Schaar nur fünfzig betrug; also die Gegner gerade dreifach so stark; Pietro war genau unterrichtet gewesen. —

Selbst den Aeltesten, an Gehorsam Gewöhnten, zuckte es in der Hand zum Schuß, als die Wagen bereits vorüber und schon die letzten Sektionen des nachmarschirenden Zuges zwischen dem Hinterhalt hindurch waren. Einen Augenblick tauchte der Gedanke: „Verrath" in Einzelnen auf. Da blitzte Pietro's Pistol auf, sein Schuß fiel. Wie das tau=

sendfach verstärkte Echo desselben krachten sämmtliche Büchsen der im Hinterhalt liegenden nach, und im Augenblick hatte auch die furchtbarste Bestürzung die marschirende Colonne ergriffen.—

Mit furchtbarem Geschrei stürzten jetzt die Ueberfallenden aus den Gebüschen, und jeder Dolchstoß warf einen Mann nieder. „Frisch geladen,“ rief Pietro il Sasso, „wer keinen Doppelstutzer hat!“

Allein es war nicht nöthig! Die Soldaten, von Schrecken ergriffen, durch die Nacht über die Zahl der Angreifer getäuscht, stürzten blinden Laufs davon. Die Reiter, von denen nach Verhältniß die meisten gefallen waren, da fast alle Schützen auf sie gehalten hatten, hörte man in wildem Jagen davon sprengen; sich den Weg nach Terracina zurückzubahnen, versuchte Niemand. In fünf Minuten waren die Wagen in den Wald geführt und der ganze Kampfplatz leer, bis auf die Todten und Verwundeten. Die Leute Pietro's eilten einzeln, auf verschiedenen Wegen, nach dem Sammelplatz im Walde, der ihnen bestimmt war. Eine halbe Stunde später trafen sie Alle dort wieder zusammen. Die Geldfäßchen waren schon aufgeschlagen, in Reihen gestellt. Die Wagen hatte man in einem Hohlweg umgestürzt.

„Schließt einen Kreis,“ gebot Pietro. Sie gehorchten stumm. —

„Hier nehme ich Abschied von Euch,“ sprach er bewegt. „Theilt die Beute unter Euch. Ich mache auf nichts Anspruch! Vergrabt, was Ihr nicht fortschaffen könnet. Vor Tagesanbruch könnt Ihr die Grenze erreicht haben. Gott wird Euch weiter geleiten! — Ich muß nach Neapel zurück! — Lebt wohl! — Auf Wiedersehen!“

Er breitete die Arme gegen Alle aus. Die wilde Schaar, von Ehrfurcht vor ihrem tapfern Führer erfüllt, stürzte sich ihm zu Füßen, sie umklammerte seine Kniee, küßte seine Hände! —

„Genug! Verliert die kostbare Zeit nicht! — Es kommt der Tag des Wiedersehens!“ —

Das war sein letztes Wort. Er wandte sich ab, und verschwand im Walde.

Elftes Kapitel.

An einem verabredeten Orte, einer Hütte, tief versteckt in einer Gebirgsschlucht, fand er seinen Diener, Bernardo, der ihm schon seit acht Jahren mit der unbedingtesten Treue und Hingebung anhing, und bereits bei den Feldzügen in Spanien und Rußland sein unzertrennlicher Begleiter gewesen war, mit Pferden. Die Bewohner des Häuschens kannten Pietro seit langer Zeit; sie waren in die Unternehmungen des Bundes eingeweiht, und leisteten demselben allen Vorschub, durch Aufnahme von Personen, und durch Aufbewahrung von Gegenständen. —

„Die heilige Jungfrau sei mit Euch, Trivolto,“ grüßte er den Besitzer der Hütte, der vor der Thüre stand, und mit Bernardo schwatzte. „Ich werde Euch nun wohl für lange Zeit zum Letztenmale besucht haben. Ihr sollt mein Erbe sein, was diese Kleidungsstücke anlangt; ich habe sie zum Letztenmale getragen. Für jetzt wenigstens!“ Damit warf er den breiten Federhut und den Mantel ab, und Trivolto zu, der beides mit ehrerbietigem Gruß auffing. —

„Ihr sollt noch mehr erben, doch dazu will ich in Eure Hütte treten; ich muß mich nun ganz wieder verwandeln. Es sind doch alle Kleidundsstücke bereit, Bernardo?“

„Alles nach Signore's Befehl," erwiderte dieser. „Auch die Pferde darf ich nur vorführen!"

„Gut. Ausgeruht werden sie sein — sie sind doch abgefüttert?"

„Ja wohl, Signor!"

Pietro ging in die Hütte; nach wenigen Minuten kehrte er in einer eleganten Jagdkleidung zurück, das Haar sauber geordnet, ein lichtes, fast kokettes Tuch um den Hals, und den saubersten umgeklappten Kragen darüber. — Bernardo hielt schon mit zwei keineswegs kriegsartig, sondern eben so elegant gesattelten Pferden, und in einer dazu schicklichen Livree.

„Nun Addio, Trivolto — ich denke wir sind beide, Bernardo und ich, so gut verwandelt, daß die schärfsten Späherblicke der neapolitanischen Sbirren in dem stutzerhaften Marchese Sestoni nicht die Maske des furchtbaren Pietro il Sasso mit seinem Kriegsknappen erkennen werden. — Vom Pulverdampf ist doch nichts mehr an mir wahrzunehmen?" fragte er scherzend.

„Bei St. Pietro, Eurem Schutzpatron, Signor," rief Trivolto, „Ihr seht aus wie der geleckteste Cicisbeo von Neapel! Und glatt und klar, wie frisch aus der Eierschaale! Daß Ihr die Kleidung so zurechtstutzen könnt, kann ich wohl begreifen, aber der Teufel weiß — meine Heiligen mögen mir den Fluch vergeben, — wie Ihr es anfangt, Euer Gesicht so ganz umzumalen, daß es dasselbe ist, und doch ein völlig anderes!" —

„Ja, die Welt mio caro Trivolto ist eine große Maskerade, und wer in der Welt lebt, muß es verstehen, sich die rechte Maske vorzunehmen! Sieht doch auch Bernardo aus, als sei er Zeit seines Lebens nichts anderes gewesen, als der Jäger des Marchese Sestoni, dem er, um einen Reiher oder einen verirrten Fuchs in den Felsen der Abruzzen zu schießen, die mörderischen Jagdgewehre auf dem Sattel nachschleppen muß,

sammt Pistolen in der Halfter, gegen einen etwaigen Ritter von der Losung: „Faccia a terra!“

„Gut, daß Ihr mich daran erinnert, Signor,“ antwortete Trivolto, „indeß was die ladri mali anlangt, so dünkt es mich nicht ganz geheuer. Ich habe gestern und vorgestern verdächtige Bärte hier herumstöbern sehen, und vor zwei Stunden hörten wir Schüsse!“ —

„Schüsse? Wirklich?“ sprach Sestoni lächelnd, „nun die könnten auch wo anders gefallen sein!“ und schwang sich bei diesen Worten auf's Pferd.

„Nein, mein Signor, Euer Pelotonfeuer kam von dort her, — die Schüsse fielen etwas später, aber nach der Richtung von Neapel zu.“

„So? nun meinethalten — ich denke mit Euren Bärten noch fertig zu werden, selbst wenn ich nicht Ursach hätte, manchen Bekannten darunter zu vermuthen, der mir indeß schwerlich viel Freundschaft erweisen würde. — Genug, wir haben ja Waffen, und verstehen sie ein wenig zu führen. — Nun, nochmals Addio caro Trivolto! Vielleicht — per sempre!“

„Das verhüte die heilige Jungfrau!“ rief Trivolto, und wollte ihm nochmals die Hand reichen. Doch der Marchese, der das letzte Wort nicht ohne Bewegung sprach, und dem dabei sogar wieder ein Anflug seines kühnen Krieger-Ausdrucks wie ein düsterer Wolkenschatten über das Gesicht zog, hatte schon das Pferd gewendet, und sprengte rasch dahin. —

Doch nach einigen Minuten mußte er langsamer reiten, denn der wilde steinige Weg zwischen Felsen und dichtem Waldgestrüpp ließ es nicht anders zu. — Bernardo ritt hinter ihm, da zwei Pferde nebeneinander nicht Raum hatten. Sonst pflegte ihn Sestoni immer aufzufordern an seiner Seite zu bleiben, obgleich der Diener es aus Ehrfurcht nie ungeheißen that.

„Ich möchte wohl die Landstraße noch eine Zeit lang

vermeiden," wandte sich Sestoni rückwärts zu Bernardo, „denn von den versprengten Truppen müssen doch noch Leute hier umherstreifen, denen ich lieber nicht begegne, wenn auch die Gefahr nicht groß ist bei unsern Einrichtungen und meinen Papieren. Allein der Teufel hat bisweilen sein Spiel, und wir haben ihnen zu oft gegenüber gestanden, als daß nicht doch Einer oder der Andere ein Erkennungszeichen herauswittern könnte. Nur kenne ich gerade diesen Theil des Gebirgs nicht so genau, um mit Sicherheit Seitenpfade einzuschlagen, und nachmals dennoch die Straße wieder zu treffen! — Weißt Du genau hier Bescheid?"

„Nein, Signor! So im Allgemeinen, ja! Aber für diese Schleifwege muß man hier geboren sein; ich kenne nur die, die wir in der letzten Zeit so oft gemacht haben. Und wir hatten ja doch fast immer Führer. — Wir hätten Trivolto mitnehmen sollen!" —

„Es ist mein Fehler, daß ich nicht zuvor darauf bedacht gewesen bin! — Aber wir wollen versuchen, ob es uns glückt. Wir wollen also den Steg über den Bach liegen lassen, und hier zwischen den Felsen weiter reiten. Nachher muß sich das Thal ja doch wohl rechts wenden!"

Sie ritten weiter; wohl eine Stunde. Sestoni sprach wenig; aber er fing an sich öfters scharf umzusehen, da der Weg ihn doch weiter von der Landstraße abzuführen schien, als er wollte. — „Man stößt auch nicht auf eine lebendige Seele in dieser Wildniß," warf er nach einiger Zeit unmuthig hin; „kein armseliger Geisbube, den man nach dem Weg fragen könnte! — Was meinst Du? Nach der Sonne reiten wir jetzt schon lange fast gegen Osten, und wir sollten gegen Mittag zu reiten!"

„Ihr habt Recht, Signor — aber wie sollen wir über den Felsrücken gelangen, der hier zur Rechten immer steiler und höher wird?" —

„Das Waldwasser kann nicht lange so fortfließen; es muß sich südlich und westlich wenden," entgegnete Sestoni.

Sie ritten weiter, — der Pfad wurde immer unwegsamer. — Sie entfernten sich offenbar mehr und mehr von der Straße. —

„Signor! Ich fürchte, wir werden umwenden müssen, unsern Weg zurücksuchen, und dann über den Steg den alten bekannten Pfad einschlagen!" —

„Zwei Stunden zurück! Es wäre zu arg! Und ich wollte Abends in Neapel sein. — Ich muß dort sein!" rief Sestoni ungeduldig.

„Wird nicht mehr möglich sein, Signor, auch nicht, wenn Sie Courierpferde von der Station aus nehmen, wo unser Wagen steht!"

„Dort, wo der schwarze Waldabhang quer vor das Thal tritt, muß das Wasser sich wenden," erwiederte Sestoni, sich selbst Hoffnung machend. — Er hatte mit seiner sichern Terrainkenntniß recht gehabt. Der Wildbach schlang sich dort in einer scharfen Biegung rechts, allein es war unmöglich in der Schlucht, die er durchströmte, fortzukommen. Schon längst hatte der eigentliche Pfad aufgehört; der Boden war unwegsamer geworden, zuletzt hatte man in dem Bach selbst weiter reiten müssen, und dieser brauste wild über Felsen, war oft ganz wie gesperrt, und schoß dann in steilen, wenn auch niedrigen Wasserfällen hinunter. — Es blieb nichts übrig, als in einer leidlichen Fuhrt, die er darbot, hindurch und jenseits den Waldberg hinaufzureiten, der nicht so steil war, als er von Weitem schien. Dort mußte über den Rücken hin ein Weg aufzufinden sein, der sich der großen Straße näherte. — Steil war der Abhang aber dennoch; die Reiter mußten absteigen, die Pferde führen, ihnen oft mühsam über glatte Felsblöcke helfen. Die Thiere waren fast erschöpft, und noch immer hatte man die Höhe des Berges nicht erreicht.

„Hinauf, das geht noch,“ murmelte Bernardo; „allein, wenn wir eben so wieder hinunter müssen? Vielleicht noch steiler!“

„Nun, nun,“ entgegnete Sestoni, „dann verfolgen wir den Waldrücken in seiner Länge!“ — Sie klimmten fort. — „Ich bin niemals hier gewesen,“ sagte Sestoni nach einiger Zeit; „dieses Gebirg ist selbst für unsere Streifzüge zu unzugänglich, und doch ist mir's, als wenn ich bekannt hier wäre; ich möchte glauben, diesen Wald mit seinen Fichten, Cypressen, wilden Feigenbäumen, Zwergeichen, seinem Dorngebüsch, Epheugerank und wildem Weinlaub im Traum gesehen zu haben!“ — — „Triumph!“ rief er plötzlich laut, diese Aeußerungen unterbrechend, „wir haben gesiegt! Wir finden einen Ausweg! Hier ist eine Maulthierspur, — die verfolgen wir — bei St. Petrus, hier sind die Spuren eines Pferdes — dem Himmel sei Dank! Es war Zeit. — Jetzt können wir wieder aufsitzen!“ —

Sie schwangen sich wieder in die Sättel. Der Wald blieb fortdauernd wild und verwachsen, wie ein Urwald, doch die Spuren eines Pfades, den Menschen und Maulthiere öfters genommen haben mußten, blieben eben so fortdauernd erkennbar, obgleich sie nicht deutlicher wurden. Aber es waren von Zeit zu Zeit frische Eindrücke der Hufe erkennbar, wo der Fels sich ein wenig mit weichem Erdreich oder Moos bedeckte.

„Seht, Signor, da glänzt etwas auf dem Boden, — darf ich es aufheben?“ fragte Bernardo, und zeigte auf einen goldblitzenden Punkt in dem tiefen Moose.

„Seltsam! — Es sieht wie Gold aus — wir entdecken am Ende hier eine Goldgrube!“ antwortete Sestoni. „Steig ab, bring mir die Goldstufe!“

Bernardo that es.

„Seht da, ein Armband,“ rief er mit dem höchsten Er-

staunen aus, als er den fast ganz in Moos eingedrückten Goldreifen aufgehoben hatte. Er reichte es dem gleichfalls hoch verwunderten Sestoni hin. Doch als dieser einen aufmerksameren Blick darauf geworfen hatte, rief er aus: „Bei allen Heiligen des Himmels! Dieser Schmuck gehört der Gräfin Monteleone! Das ist ihr Wappen — ich habe das Armband an ihrer Hand gesehen!"

Zwölftes Kapitel.

Ein Strom von Ahnungen, Vermuthungen und Befürchtungen durchwogte Sestoni's Brust bei diesem Anblick. Das Armband Bianca's in dieser Wildniß! Es schien unmöglich, und dennoch war es so! Immer wieder betrachtete es Sestoni mit zweifelnden, staunenden Blicken, und dennoch irrte er sich nicht. Es war das Wappen des Grafen Monteleone, ein Löwe, der sich an einem Felsblock emporgerichtet hat, in die Goldplatte gegraben. Genau erinnerte sich Sestoni der kleinen Türkisse, von der ausgezeichnetesten Feinheit und Farbe, die die ovale Platte umgaben; sogar daß einer derselben fehlte, war ihm bestimmt erinnerlich, und das nämliche Zeichen traf hier zu. Eine dunkle Vermuthung mit tödtlicher Angst gemischt durchschauerte seine Seele. Die Warnung Trivolto's — die Schüsse, die er gehört hatte — diese tiefe, schauerliche Gebirgsgegend — der frisch von Menschen und Maulthieren betretene Pfad, — wenn Bianca hier von Räubern entführt worden wäre!! —

Mit spähendem Blick beobachtete er, ob irgend Spuren sich zurück wandten, denn bisher hatten sie alle die selbige

Richtung wie er selbst — er traf auch ferner nur solche! Mit so großer Hast, als bei der Ermattung der Pferde irgend möglich war, verfolgte er jetzt die bisher eingeschlagene Richtung, obgleich nunmehr alle Vermuthungen dafür sprachen, da sie ihn nicht der Landstraße zu, sondern von ihr abwärts führen mußte. — Es war Mittag geworden. — Die Sonne brannte, trotz der dichten Schatten des Waldes, glühend herab; die Pferde bedurften einer Rast. Eine Gruppe von Felsblöcken, die gegen einander geschichtet über die Wipfel der Bäume hervorragten, schien eine kühle Ueberdachung darzubieten; auch hörte man das Rauschen eines Quells. Ein frischer Trunk war für Menschen und Pferde das dringendste Bedürfniß. Sie zogen daher die Pferde, da nach den Felsen zu der Boden wiederum schroff anstieg, um hinaufzureiten, dorthin. Es öffnete sich eine kühle Kluft, vor der ein Olivenbaum stand. An diesen banden sie die Pferde, streiften ihnen die Zügel ab, und ließen sie sich an dem üppigen Grase, das ringsumher wucherte, letzen. —

Sie selbst warfen sich ermüdet auf das weiche Moos in der Felsspalte nieder, nachdem sie sich durch einen frischen Trunk aus dem im Kies an der Felswand angesammelten klaren Quellwasser erlabt hatten. —

So einladend die Kühle hier war, so ermüdet sich Sestoni fühlte, er konnte doch dem Beispiel Bernardo's, der bald in tiefen Schlaf versank, nicht folgen. Die Vermuthungen, die sich wechselnd in seiner Seele jagten, beunruhigten ihn zu sehr. Immer wieder betrachtete er das Armband, aber immer fester war seine Ueberzeugung, daß er sich nicht irre. — Während er so in Nachsinnen versunken saß, war es ihm, als höre er ein leises, aber schweres Stöhnen hinter sich. Er blickte um sich; der Spalt der Felsen verengte sich, und schien noch tief hineinzuklüften. — „Es ist der Zug des Windes," dachte er, „der diese seltsamen Töne erzeugt." Da hörte er es noch-

mals. Das war keine Täuschung! Das war ein menschlicher Laut schweren Schmerzes aus beängstigter Brust.

„Bernardo!" rief er diesem zu, indem er ihn schüttelte. „In dem Dunkel dieser Höhle birgt sich Etwas! Wach auf! Wir müssen gemeinschaftlich forschen." —

Bernardo rieb sich noch halb schlafverworren die Augen, dann sprang er hastig auf. Sestoni machte ihn auf das Aechzen aufmerksam. —

Sie schritten behutsam gemeinschaftlich dem Laut der Stimme näher, — es schien Anfangs ganz finster in dem Höhlenspalt, doch allmählig gewöhnte sich das Auge an das Dunkel. —

„Hier liegt Jemand," rief Sestoni. Er hatte sich nicht getäuscht. Am Boden lag eine Gestalt; von ihr gingen die ächzenden Laute aus. Sie traten heran: „Wer seid Ihr?" fragte Sestoni. Das schwere Athmen und Aechzen war die einzige Antwort. „Am Ende ein Opfer einer räuberischen That," sprach Sestoni voller Ahnungsschauer, denn er brachte diese Erscheinung mit dem aufgefundenen Armband in Verbindung. „Laß uns den Leidenden hinaustragen an das Licht," gebot er Bernardo. Sie faßten an; es war ein Mann, wie sie jetzt an Stiefeln und Kleidung erkannten. Bernardo war der nächste am Ausgang der Höhle, wodurch das Licht eindrang, so daß er zuerst das Angesicht des Unglücklichen sah. — „Bei meinem Schutzpatron! Das ist Anselmo!" rief er.

„Anselmo!" rief Sestoni staunend aus. „Bei Gott im Himmel! Das sind Wege der Vorsehung!" fügte er hinzu. „Er war verrätherisch gegen unsern Bund gesinnt, opferte Pflicht und Ehre der Habsucht, und jetzt hat ihn das Elend erreicht!" —

Sie trugen den, wie es schien, Bewußtlosen in's Freie. Nun erst sahen sie, daß er schwer verwundet war; Blut färbte seine Kleider, bedeckte Hals, Arme, Schenkel. Doch er lebte

und athmete, und nur der starke Blutverlust schien ihn so auf's Aeußerste ermattet zu haben. — Seine Retter entkleideten ihn, wuschen ihm die Wunden mit dem Wasser des kühlen Quells, und verbanden sie so gut es der Augenblick zuließ. Er schien sich unter dieser Pflege etwas zu erholen; von seiner bleichen Lippe hatten sich bis dahin nur Seufzer gerungen, jetzt sprach er matt das Wort „Wasser.“ — Es wurde ihm zu trinken gereicht. Danach schien er etwas mehr Bewußtsein zu erhalten. — Es war Sestoni Alles daran gelegen, ihn zur Besinnung zurückzubringen, weil er durch ihn Auskunft über das zu erhalten hoffte, was ihn so auf's Aeußerste beunruhigte. — Xaverio hatte Sestoni davon unterrichtet, daß Anselmo sich mit etlichen Gesellen von der Schaar entfernt hatte, ihm auch das mitgetheilt, was Franzesco über diese Entfernung vermuthete. Dies machte Sestoni immer sicherer in der Annahme, daß Anselmo und seine Genossen, die von jeher die höheren Zwecke des Bündnisses dadurch herabwürdigten, daß sie beständig mit dem verdächtigen Raubgesindel des Gebirgs verkehrten, und die abentheuerliche Stellung, in der sie sich selbst befanden, dazu mißbrauchten, mit jenen Wegelagerern räuberische Anfälle auszuüben, auch jetzt wieder einen ähnlichen Streich unternommen hatten, und gegen wen? darüber drängten sich ihm die quälendsteu Besorgnisse auf. — Mit äußerster Spannung beobachtete er daher den Verwundeten, ob er nicht zu Kräften, zum Bewußtsein komme. Bernardo hatte noch einen Rest Syrakuser in der Flasche, dieser wurde ihm eingeflößt. Der feurige Wein erregte wirklich die Lebenskräfte des Hinwelkenden von Neuem. Er öffnete die Augen und sah forschend-unsicher um sich.

„Anselmo!“ redete ihn Sestoni mit jener Macht der Stimme an, die ihm so oft die Wildesten seiner Schaar unterworfen hatte, „Anselmo, wie kommst Du hierher, gieb Rede und Antwort!“

„Pietro il Sasso,“ seufzte der Verwundete mühsam heraus, „habt Erbarmen mit mir! Es ist — ich bin“ — muthmaßlich wollte er sagen, es ist aus, ich bin verloren, — er konnte die Worte nicht vollenden, das Haupt sank ihm müde auf die Brust. Doch war es viel gewonnen, daß er Sestoni erkannt hatte, — das Bewußtsein war ihm wieder gekehrt. — Bernardo rieb ihm die Schläfe mit Wein; es gelang ihm sogar, dem Ermatteten ein wenig in Wein aufgeweichtes Brod in den Mund zu bringen. Er gewann dadurch sichtlich an Kräften. —

„Beichten!“ — seufzte er nach einigen Augenblicken — „meine letzte Stunde!“ —

„Beichte mir,“ sprach Sestoni, „hier ist kein Priester. Ich will für Dich beten lassen!“

Der Kranke nickte dankbar. — „Sag mir jetzt, — wie kommst Du hierher, — habt Ihr einen Raubanfall verübt?“ —

Anselmo nickte. —

„Gegen wen — weißt Du es?“ drang Sestoni in ihn.

„Graf Monteleone — die Frauen — der Graue hat uns — — — —“

„Sind sie todt — ermordet?“ rief Sestoni.

Anselmo schüttelte. — „Fort — in die schwarze Mühle — der graue Giuseppe . . .“

„Wo ist die Mühle! — Wer ist dieser Giuseppe?“ fragte Sestoni mit fliegender, ahnender Brust.

Der Sterbende war schon wieder zurückgesunken. Er erhob sich aber nochmals mit letzter Kraft, und deutete eine Richtung an — „zwei Stunden,“ lallte er — „heilige Jungfrau Maria, bete für mich!“ — er zuckte noch einmal auf, dann fiel er wieder zurück und regte sich nicht mehr. —

„Ich weiß genug,“ rief Sestoni aus. „Wir müssen weiter. Unsere Pferde haben hinlänglich geruht, unsere Kraft muß noch ausreichen.“

Die Pferde wurden aufgezäumt, der Ritt fortgesetzt.

„Dorthin hatte Anselmo gedeutet," sprach Sestoni zu Bernardo. „Es ist nichts anderes möglich, als daß wir den eingeschlagenen Weg verfolgen!" — Sie thaten es. Die Gegend wurde immer wilder. Hohe Felsen ragten schroff über die Waldung empor; bisweilen thaten sich Blicke in die Ferne auf, und man gewahrte ähnliche Kuppen und Spitzen in bläulichem Duft. Sestoni schloß, daß sich hier bald ein tiefes Thal einschneiden müsse. — Der Pfad prägte sich jetzt immer deutlicher als ein solcher aus; es liefen nach einander zwei Seitenpfade hinein, er wurde betretener. Noch hatten die Suchenden nicht irren können, da sich gar kein Weg abgezweigt hatte. Er begann sich zu senken. Man mußte dem Ziel nahe sein. Da theilte sich der Weg, und so weit sich die Gegend übersehen und mit terrainkundigen Augen beurtheilen ließ, mußte jeder der Arme nach einem anderen Thal hinunter führen. Welchen sollte man einschlagen? Indem Sestoni die Blicke prüfend umherwarf, überkam ihn jenes seltsame Gefühl, das er schon zuvor gehabt, als sei ihm diese Landschaft nicht fremd. Doch er wurde aus dieser Empfindung plötzlich und zu seiner freudigen Ueberraschung wieder abgezogen, denn er sah zwei Gestalten den Pfad zur Rechten herkommen, und auf die Kreuzung, wo er unschlüssig hielt, zugehen. Es war ein Mönch in Begleitung einer Frau in ländlicher Tracht. Dem Himmel sei Dank, dachte Sestoni, diese werden uns gewiß Auskunft geben können. Er ritt ihnen entgegen. „Gelobt sei Jesus Christus! frommer Vater," redete er den pilgernden Greis an, „wolltet Ihr mir wohl sagen, woher dieser Weg kommt? Ich bin verirrt!"

„Aus dem Thal von Sancta Maria," antwortete der Pater.

„Und wohin führt jener dort, der sich hier oben theilt?"

„Es ist der, welchen wir wandeln wollen. Er führt in

das schwarze Thal, wie es die Bewohner hier nennen," entgegnete den Greis.

„Zur schwarzen Mühle vielleicht?" rief Sestoni freudig überrascht.

„Eben dorthin wollen wir wandern," antwortete der Mönch.

„So haben wir einen Weg, frommer Vater," erwiederte Sestoni froh; „Ihr seid alt, scheint sehr ermattet," fügte er hinzu, „darf ich Euch mein Pferd anbieten? Ich werde absitzen und es am Zügel leiten!"

„Nein, ich danke Euch, gütiger Herr," lautete die Antwort des Geistlichen; „meine Kraft reicht noch aus, auch sind wir nicht mehr weit vom Ziel, und bald würde es doch nicht mehr möglich sein, zu Pferd zu bleiben, da der Weg sich gar zu steil hinabwindet." —

Während dieses kurzen Gesprächs hatte die Frau, welche den Eremiten begleitete, ihre unverwandt forschenden Blicke auf Sestoni geheftet, und fragte mit ängstlicher Stimme: „Was kann Euch zu der schwarzen Mühle führen, gnädigster Herr?"

Sestoni blickte jetzt erst die Fragende an. Der sanfte Klang dieser Stimme hatte ihn mit seltsamer Macht getroffen; in den Zügen dieser Frau lebten ihm auch dunkle Erinnerungen auf. Doch antwortete er mit Besonnenheit: „Was mich zu der Mühle führt, das wird sich erst dort zeigen, denke ich; allein ich muß jedenfalls dahin." Er hatte inzwischen sein Pferd wieder gewandt und ritt den Fußgängern ein wenig voran; die Unwegsamkeit des mit Steingeröll bedeckten Pfades, der oft durch große Blöcke oder Baumstämme fast gesperrt war, machte, daß die Fußwanderer fast eben so schnell fortkamen, als er. Nach einigen Minuten wurde auch die Absenkung so steil, daß es, wie der Mönch vorausgesagt, besser war, abzusitzen und die Pferde zu führen. Bei dem mühseligen, langsamen Klettern der Thiere holten die Fußgänger die Reiter

bald ein. Die Frau ging, es schien absichtlich, so nahe an Sestoni als möglich, und sah ihn ununterbrochen von der Seite scharf an. „Vergebt mir, gnädiger Herr,“ sprach sie schüchtern. „Ihr habt da eine Narbe unter dem Auge, woher mag sie stammen?“

Verwundert sah Sestoni die Fragende an. „Ich weiß es nicht; ich habe sie, so lange ich denken kann; ich könnte Euch besser von mancher anderen Narbe Rechenschaft geben, die ich habe, als von dieser, und mich wundert nur, daß Euch gerade die unbedeutendste auffällt, da doch sogar meine Stirne eine ganz andere, tiefere aufweisen kann!“

Die Frau wollte eben antworten, als der Felsweg eine scharfe Biegung machte, und plötzlich der Blick in das Thal sich öffnete. Der vorangehende Mönch stand einen Augenblick still und unterbrach das Gespräch mit dem an Sestoni gerichteten Wort: „Das ist die Mühle!“

Doch dieser, als er das alte Gebäude tief in die schwarzen Felsen eingeklemmt erblickte, war wie vom Blitz getroffen. Er ließ die Zügel seines Pferdes fallen, stand still, erhob beide Arme halb wie zum Gebet und rief aus: „Heilige Jungfrau, diese Mühle ist mein Vaterhaus, — hier bin ich geboren!“

Die Frau, von diesem Worte getroffen, starrte ihn an: „Pietro!“ rief sie mit lautem Schrei, — „Pietro — ja, er ist es!“ Und sie sank auf die Knie, und rang die Hände, und schluchzte und betete, und rief aus: „O frommer Vater Lorenzo! Gott im Himmel thut Wunder! — Er ist es — er ist es, — er ist wiedergefunden!“

„Frau!“ rief Sestoni in äußerster Wallung, „sagt mir, was wißt Ihr von mir, von meiner Jugend, — in Eurer Stimme ist etwas —“

„Solltet Ihr auch die Stimme Eurer alten Pflegerin Angelina ganz vergessen haben, Signor? — In der Mühle

drunten habt Ihr ja Eure ersten Knabenjahre verlebt, — Ihr waret noch nicht sieben Jahre alt, als Ihr uns verloren ginget — gewiß hattet Ihr Euch verirrt — aber geboren seid Ihr nicht hier, — jetzt habe ich gebeichtet, — jetzt müssen alle Geheimnisse an den Tag, — hier der Pater Lorenzo weiß es auch schon — o Signore, — Ihr seid ja dennoch ein vornehmer Herr geworden, wie Euch gebührte — Ihr seid ja der ächte Graf Monteleone!" —

„Monteleone!" rief Sestoni und erbleichte, „ich — ein Graf Monteleone — Weib — rasest Du! — Ich beschwöre Dich bei allen Heiligen — steh' mir Rede — ja, ja, ich erkenne Dich auch, — meine Mutter warst Du!" —

„Eure Pflegerin nur, — gnädigster Herr — ach übt Gnade! Ihr waret ja geraubt aus der Villa Eures Vaters, — Giuseppe — o vergebt ihm, — das Elend und die Schande seiner jüngsten Schwester hatte ihn ganz rasend gemacht, — die arme Agnese." —

In solchen verworrenen Worten redete Angelina schluchzend und bebend, und dann wieder Sestoni's Hände und den Saum seines Kleides küssend, durcheinander. —

Er aber, von tausend angstvollen Gefühlen und spannenden Martern getrieben, drängte nur vorwärts; vorwärts, hinunter! —

Dreizehntes Kapitel.

Durch den ruhigen Pater Lorenzo erfuhr er jedoch während des mühsamen Hinabsteigens einen Theil der Ereignisse, welche sein Dasein mit räthselhafter Hülle bedeckt hatten. Er war der geraubte Knabe Luigi. — In der Mühle war er

über drei Jahre verborgen geblieben; etwa sieben Jahre zählte er, als er sich beim Umherklettern auf den Felsen und im Walde verirrte, zu Fremden gerieth und von jenem Tage an von den Schicksalen des Lebens umhergeworfen wurde. Unversöhnlicher Haß und Rache hatten den wilden Giuseppe getrieben. Seine jüngste Schwester Agnese, ein reizendes Mädchen, war in Diensten der Mutter des Grafen Monteleone; der Graf verführte sie, überließ sie erst hülflos der Schmach, und erledigte sich ihrer später durch den Kerker, in den seine Macht sie leicht verschwinden lassen konnte. Denn als er sich mit seiner jungen Gemahlin, der Mutter Luigi's, verband, war ihm, damit die Vermählung mit dieser reichen Tochter des Fürsten Velletri nicht rückgängig würde, alles daran gelegen, dieser die Kenntniß seines Verbrechens zu entziehen. Der Bruder Agnesens, Giuseppe, Soldat, wollte die Schwester männlich rächen; Monteleone wies ihn höhnend zurück, und brachte ihn, da der Unbesonnene das Schwert gegen ihn zog, ebenfalls in Kerker und Galeerenstrafe. Von der Galeere entronnen, dachte Giuseppe nur auf Rache. Sein Plan war der, Agnesens Knaben, der nur wenige Monate älter war, als der Erstgeborene der Gräfin, an dessen Stelle zu bringen. Er führte es aus, indem ihm seine älteste Schwester, die Fischerwittwe zu Amalfi, dabei auf die geschickteste Weise behülflich war. Auch das Geschick Luigi's wollte Giuseppe für seine Rache bestimmen und nutzen, doch der Zufall, daß der Knabe aus seiner Hand kam, vereitelte diesen Theil seiner Rache.

Der fromme Vater hatte noch viel von dem, was ihm Angelina gebeichtet hatte, mitzutheilen, als ihn Sestoni oder Graf Luigi Monteleone mit den Worten unterbrach: „Laßt es jetzo genug sein, frommer Vater — ich werde später Alles hören! Jetzt wird es noch eine That gelten!“ — Zugleich gebot er „Halt!“ Er hatte dabei die Blicke scharf auf die

Mühle geheftet, die man von dem Punkte, wo er sich eben befand, ganz übersehen konnte, aber dabei doch durch das dichte Gebüsch völlig verdeckt war. Das Hofthor der Mühle war offen; ein Maulthier stand davor.

„Gute Angelina, wißt Ihr etwas von dem Unternehmen Eures Mannes am heutigen Tage?“ fragte er diese.

„Nichts Sicheres!“ — entgegnete sie, „ich habe ihn flehentlich gebeten, mir nichts von seinen Streifzügen zu sagen, damit mein Gewissen sich nicht immer schwerer belastete, und das hat er mir zu Liebe gethan!“ —

„Ihr ahnt also nicht, wer, aller Vermuthung nach, sein Gefangener in der Mühle ist?“

„So wahr mir meine Heilige helfe, ich weiß es nicht,“ erwiederte sie. —

„Gut, gut, ich glaube es Euch“ — antwortete er. — „Ich aber denke es zu wissen, und es gilt jetzt wohl zu bedenken, was wir zu thun haben, um nicht furchtbares Unheil zu stiften, statt des Heils!“ — „Horch — was ist das — auch diese Töne kenne ich,“ — rief er, sich unterbrechend.

„Das ist die arme Agnese!“ sprach Angelina, „sie irrt noch immer in den Felsen umher.“

Ein wehmüthiger Klagegesang drang durch die Stille hinauf. Sestoni lauschte. Thränen der Wehmuth, der wunderbaren Jugenderinnerung drangen ihm in's Auge. Ein Gedanke flammte in ihm auf! — „Sie muß dicht über uns sein, nicht wahr?“ fragte er Angelina.

„Ja wohl! Ich kenne die Klippe, auf der sie hier stets zu weilen pflegt.“ —

„Giuseppe liebt die Unglückselige noch immer?“ fragte er.

„Mehr als mich selbst,“ antwortete sie weinend, „und doch ist er mir gut. O er ist nicht *ganz* böse,“ fügte sie im Ton der Bitte hinzu, als wolle sie sagen: „Schonet seiner!“

„Vermöchtet Ihr, gute Angelina, die arme Agnese zu

bereden, hier zu uns herauf zu kommen?" sprach Sestoni sehr sanft.

„O wie leicht! Mir folgt sie wie ein Kind!"

„So geht, führt sie her! — Von ihr, von der alles Unglück ausgegangen, kann jetzt vielleicht die Rettung ausgehen," setzte er hinzu. —

Angelina ging. Während sie fort war, sprach Sestoni leise mit Bernardo. — Dieser nickte, als wollte er sagen, ich habe Euch verstanden. — Angelina kam mit der Wahnsinnigen herab. Sie sah die Fremden ohne Verwunderung; sie war sanft und still. —

„Jetzt, frommer Vater, bitte ich Euch, geht mit mir," wandte sich Sestoni zu dem Pater Lorenzo, „wir beide müssen hinüber in die Mühle. — Angelina und Agnese, Ihr bleibt hier mit meinem Diener. Er weiß, was ich vorhabe; gehorche ihm pünktlich, Angelina — es ist der Weg zu Rettung und Heil für uns Alle. — Nun gieb, Bernardo!" Dieser reichte ihm einen Doppelstutzer und zwei Pistolen. — „Jetzt folgt mir, ehrwürdiger Vater! Ich werde Euer Schutz, Ihr werdet der meine sein!"

Vierzehntes Kapitel.

Giuseppe, Battista, Ignazio und noch zwei Raubgenossen waren in der Mühle mit der Theilung der Beute beschäftigt. Vor zwei Stunden erst von dem mühsamen Zuge über's Gebirg eingetroffen, glühten sie noch von der Hitze und dem bei der soeben gehaltenen Mahlzeit überreichlich genossenen Wein. Sie hatten die Waffen abgelegt, die Kleider ab-

geworfen, und saßen im offenen Hemd mit halbnackter, sonnverbrannter Brust da, gierig die erbeuteten Stücke betrachtend, die nach der Eintheilung, welche Giuseppe gemacht hatte, vor ihnen auf dem Tische lagen.

„Ihr seht, der Fang ist der reichste, den wir je gethan haben, seit unser Dolch uns ernährt," sprach Giuseppe. „Mein Antheil ist allein zweitausend Scudi werth. Doch ich entsage ihm zu Euren Gunsten, aber mir bleiben die Gefangenen!"

„In's Teufels Namen! Du magst Lösegegeld pressen so viel Du kannst," rief Battista.

„Meinethalben auch," bekräftigte Ignazio, „ich habe nicht gern etwas zu thun mit diesem gefährlichen Geschäft! — Ich bin's zufrieden. — Wir haben einen guten Tag gehabt! Auch daß Anselmo nicht mittheilt! Er muß nun fertig sein! Lassen wir ihn oben in der Höhle liegen, oder schaffen wir ihn sonst bei Seite?"

„Um die Todten könnt Ihr Euch später bekümmern!" entgegnete Giuseppe finster. — Jetzt haben wir's mit den Lebenden zu thun. Ihr sollt mit zu Gericht sitzen. — Aber ich sage Euch zuvor, sie sind mein, und an die Frauen darf mir Niemand rühren! Ihr sollt später wissen, warum. — Jetzt holt sie herauf, alle drei." — Zwei der Räuber gingen hinaus; sie öffneten den Keller, in welchem die Gefangenen eingesperrt waren. Mit bleichen, aber trotzigen Zügen trat der Graf Monteleone ein; die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden. Ihm folgten seine Gattin und seine Tochter ungefesselt. —

Giuseppe mit einem von Haß und Wein glühenden Gesicht, mit Augen, die gleich denen der Schlange giftig funkelten, und mit einem Zug verhöhnenden Spottes um den Mund, das dem Grinsen eines Teufels über die Qualen seiner Opfer gleich kam, hatte sich auf einem erhöhten Stuhl

am oberen Ende des Tisches niedergesetzt, seine Gesellen ihm zur Rechten und Linken, gleichwie einer Gerichtstafel. Die Hereingeführten standen zitternd da, mehr wie Verurtheilte als wie Angeklagte.

„Ihr kennt mich, Graf Monteleone," hub er an; „ich brauche Euch nicht zu sagen, wer ich bin! Allein ich kann Euch Bescheid über Manchen geben, den Ihr zu kennen glaubt, den ich aber besser kenne, als Ihr. Seit Ihr meine Schwester in Schande, Verzweiflung und Wahnsinn gestürzt habt, und ich den Ketten und dem Elende entkam, in das Ihr mich begraben wolltet, hat mein Auge jeden Tag in Eurem Hause gespäht, mein Ohr jeden Tag auf Euch gehorcht!" — — — Er hielt einige Augenblicke inne, als müsse er die Wogen der furchtbaren Gährung in seinem Innern erst wieder ruhiger werden lassen. — „Ihr habt mein Leben vernichtet," fuhr er dann mit furchtbarer Stimme fort; „ich habe meine Tage daran gesetzt, mich zu rächen! Ihr habt mich aus einem unbescholtenen Mann unter die Verbrecher gestoßen, und mir den Dolch des Banditen in die Faust gezwängt. Wohl denn, ich habe das Handwerk getrieben, zu dem Ihr mich zwanget. Ich war's, der Euren Sohn Luigi raubte! Hier wurde er auferzogen mit Eurem älteren Sohne, dem Sohne Agnesens. Ihr wähntet, er sei wieder aufgefunden in Euer Haus zurückgekehrt; Ihr irrt. Euren ehelichen Sohn behielt ich, Agnesens Sohn habe ich Euch zugesandt!"

„Allgnadenreiche Mutter Gottes," rief hier die Gräfin aus, und sank kraftlos in die Arme ihrer Tochter Bianca. Der Graf murmelte ingrimmig: „Hatte ich's doch stets geahnt!"

„Aber er gehört Euch jetzt doch näher zu, als Ihr denkt," fuhr Giuseppe fort, „denn mit Eurer ächten ehelichen Tochter hat er sich heut im unauflöslichen Sakrament vermählt, denn sie war gegen ihre Milchschwester vertauscht."

„Teufel!" knirschte der Graf. — Die Gräfin zuckte nur,

halb leblos. — „Verstoßt ihn jetzt — Ihr verstoßt Euer Kind mit. Sempronia ist Eure Tochter, dort steht die meiner Nichte, ihre Milchschwester. Euren ehelichen Sohn behielt ich! Ich wollte ihn verderben, wie Ihr meine Schwester verderbt habt. Er entfloh mir! Hätte mein Wille die Schicksale gelenkt, so wäre er jetzt das Haupt unserer Schaar, und vielleicht hätte sein Dolch heut das Herz seines Vaters durchbohrt!"

Hier stand Giuseppe auf. Sein letztes grauenvolles Wort hatte selbst die rohen Gesellen seiner Rotte mit einem kalten Schauder durchdrungen. Todesstille herrschte in dem Zimmer, da erhub der Erbitterte nochmals die Stimme:

„Gott hat es anders gewollt! Er ist mir entflohen als Knabe! So ist er wenigstens verloren, verschwunden, für ewig verschollen auf der Erde!"

Da wurde die Thür mit einem krachenden Stoß aufgesprengt. Eine königliche Gestalt trat rasch in's Zimmer: „Gott hat es anders gewollt!" wiederholte Sestoni's machtvolle Stimme Giuseppe's Worte: „Er ist nicht verloren, nicht verschollen, hier ist er!"

Stolz emporgerichtet stand Luigi Graf Monteleone mitten im Gemach! Vor seinem Herrscher-Antlitz erzitterten die Räuber. — Sein Vater bebte sprachlos, seine Mutter hing mit halb irrenden Blicken an seinem Antlitz, ihre Lippen zitterten, ihr Busen flog, — „Du — mein Sohn," stammelte sie, es verließen sie die erschütterten Kräfte, und sie war im Begriff niederzusinken. Aber Sestoni fing sie in seinen Armen auf, und preßte sie mit namenlosem Gefühl ans Herz. Das war die Umarmung des Sohnes; es war kein Zweifel mehr, er war es, das Mutterherz fühlte seine Aechtheit mit unfehlbarem Bewußtsein. —

„Mutter," sagte er endlich sanft, „das Glück, wenn uns noch Glück erblüht — sei einer späteren Stunde aufbewahrt. Der Augenblick gehört anderen Pflichten!" —

Alle im Gemach, selbst die wilden Naturen der Räuber, sogar Giuseppe nicht ausgeschlossen, waren von der Gewalt des Ereignisses so ergriffen worden, daß ihr Wille und ihre That völlig gefesselt waren. Noch ein Anderes wirkte auf die Gemüther. Dicht hinter Luigi war der Vater Lorenzo, als heiliger Klausner in der ganzen Gegend, selbst von den Räubern, verehrt, eingetreten; seine ehrwürdige Gestalt beherrschte ihren wilden Sinn. Er winkte ihnen zum Gebet, und beugte selbst das Knie; wie einer höheren Gewalt gehorchend, fielen die Räuber nieder. — Nur in Giuseppe waren Zorn und Trotz mächtiger. Er überwand den Eindruck der Ueberraschung schnell, und übersah die Gefahr seiner Lage. „Brüder!“ rief er, „wollt Ihr Euch schrecken lassen von dem einen Mann! Er ist unser Gefangener! Ergreift ihn!“ Er wollte selbst das Beispiel geben und nach den Waffen springen, doch Luigi hielt ihm das Pistol entgegen: „Halt! Wer mit der Wimper zuckt, ist des Todes!“ — Die Uebergewalt seiner Männlichkeit beherrschte die Räuber; Battista und Ignazio trugen überdies Scheu vor ihm, als ihrem Oberhaupt, und kannten seine alles besiegende Kühnheit. — Niemand regte sich, Giuseppe stand eingewurzelt, er zitterte, doch vor Wuth. „Diese da sind in meiner Gewalt,“ knirschte er, auf die Gefangenen zeigend; „ihr Blut fließt, wenn Ihr — — —“

„Halt, Giuseppe! Ihr Alle kennt mich! Ihr wißt, daß nicht meine Wimper zuckt vor dem Tod, und — — daß ich den Krieg verstehe! Meint Ihr, ich hätte Euch nicht schon in meiner Gewalt? Du glaubst, Giuseppe, diese Frauen seien in Deiner Hand? Und wäre es auch, wir spielen Zug um Zug! — Blick hinüber auf die Felsplatte, Deine Frau Angelina und Deine Schwester Agnese, sieh' sie dort in meiner Gewalt!“

Er deutete durch das offene Fenster hinüber, und man sah Angelina und Agnese drüben auf dem Fels, und neben ihnen den bewaffneten Bernardo.

„Eure Thore waren besetzt und die Brücken Eurer Flucht abgebrochen, bevor Ihr ahntet, daß ich in Euer Versteck dringen würde! — Wollt Ihr Euch jetzt ergeben?“

Alle schwiegen; Giuseppe war starr vor Ingrimm. Aber er war ohne Waffen, und er wußte, daß der Schuß des gefürchteten Pietro il Sasso, denn unter diesem Namen kannte er den berühmten Führer der Carbonari, nie fehle, und daß seine Kugel ihn durchbohre, so wie er nur den Finger rege. —

Luigi ließ sich die Stimmung nicht entgehen. „Ignazio,“ befahl er, „löse die Ketten des Grafen!“

Dieser gehorchte. — „Bewaffnen Sie sich, Graf Monteleone, ich bedarf der Verstärkung,“ sprach er rasch französisch zu dem Grafen Monteleone, und winkte ihm mit den Augen nach den Waffen der Banditen. Der Graf ahnte, wie es stehe, und folgte dem Wink.

Während dessen leitete Luigi die Aufmerksamkeit der Räuber ab, indem er sie nochmals anredete: „Ich habe die Gewalt, Euch zu strafen, Euch zu vernichten,“ sprach er, „doch ich biete Euch Frieden. Ich bin, wie Ihr seht, in Begleitung des frommen Dieners des Herrn gekommen. Genug ist geschehen für die Rache; die Zeit der Versöhnung ist gekommen! — Ihr Beide, die Ihr schon zu meiner Schaar gehörtet, aber unwürdige That der würdigen vorzoget, wisset, Euer Haupt ist verfallen, Euer Name verzeichnet unter den Geächteten. Hättet Ihr treu an den Eurigen gehalten, so wäret Ihr durch meine Fürsorge schon unversehrt jenseits der Gränze. Neapel dürft ihr nicht wieder betreten. Ihr müßt flüchten! Nehmt von dieser Beute, die vor Euch liegt, das Gold und Silber mit, es sei Euch geschenkt, es wird Euch weiter helfen! Aber fort auf der Stelle! Meine Wache drüben ist angewiesen, Euch durchzulassen zu Fuß und ohne Waffen.“ —

Ignazio und Battista, die nicht sahen, was hier noch

Besseres zu gewinnen sei, leisteten auf der Stelle Folge. Sie rafften ihre Beute zusammen, legten die abgeworfenen Kleidungsstücke an, ergriffen die Hüte und gingen. — Giuseppe ahnte die Absicht, wollte den Mund öffnen, doch ein Blick Luigi's und eine Bewegung desselben mit dem Pistol in der Hand ließen ihn verstummen. —

So wie Battista und Ignazio die Mühle verlassen hatten, und über den hohen Steg schritten, trat Luigi an das Fenster und winkte mit dem Hut hinaus. Bernardo, zuvor genau unterrichtet, trat sogleich mit den beiden Frauen, die Pferde nach sich führend, den Weg zur Mühle an. —

„Ihr Beide," herrschte Luigi die beiden letzten Gefährten Giuseppe's finster an, „seid nicht nöthig zu dem, was hier geschehen wird. Nehmt Euern Raub; er ist Euch geschenkt wie jenen. Aber fort auf der Stelle; erblickt Euch mein Auge noch einmal, so ist's — zum letztenmal!" —

Auch sie gingen. Jetzt war Giuseppe allein. —

Luigi maß ihn mit ernsten, tief durchdringenden Blicken.

„Ich habe Dich besiegt," sprach er nach einigen Augenblicken tiefster Stille, „doch ich will Dich auch an Großmuth besiegen! Dir ist schweres Leid widerfahren, Du hast furchtbare Rache genommen! Allein der Herr spricht: Die Rache ist mein! — Du hast seinem Arm vorgegriffen — verwegen — und vergeblich! Wir vergeben Dir, siehe zu, daß Dir auch der Herr vergebe! Dieser fromme Vater leiht Dir dazu seinen Beistand! — Folge ihm, und laß uns allein." —

Er deutete auf die Thür des Seitengemachs; der Vater Lorenzo nahm den Arm des Erschütterten, und mit dem sanften Wort: „Folge mir, mein Sohn!" führte er ihn hinaus. —

„Jetzt, jetzt meine Mutter!" rief Luigi aus, und in einer Wallung, die kein sterbliches Wort schildert, sanken sie einander an's Herz! —

Als die lange Umarmung sich endlich auflöste, wandte

Luigi sich zu seinem Vater, der, finster zur Erde blickend, von Scham des bösen Bewußtseins gedrückt, unbeweglich dastand. —

„Mein Vater," sprach er, „das Schicksal hat einen breiten Strom zwischen uns gewälzt, — doch auch den Steg hinübergebaut! Wir haben uns verloren und gefunden! Vater und Sohn reichen einander die Hand. Ob wir unsern Weg mitsammen gehen können — ich weiß es nicht. Doch wir dürfen uns mindestens nicht feindlich gegenüberstehen. — Zur Besiegelung dieses Bündnisses erfülle meine erste Bitte."

„Sprich," sagte Monteleone, und bot dem Sohn die Hand dar.

„Den Segen für den Bund mit dieser," antwortete Luigi, und ergriff die Hand der marmorbleichen Bianca, „denn sie ist nicht meine Schwester, — nicht Eure Tochter!"

„Sie ist es doch, — sie bleibt es," rief die Gräfin, und umschlang die Geliebte. —

„Sie wird es bleiben, denn sie ist Deiner werth," entgegnete Luigi, indem er Bianca's zitternde, bleiche Lippen küßte. „Die Bande der Pflege, der Liebe, der Dankbarkeit haben die Bande der Natur ersetzt. — Und Dir wird noch eine zweite Tochter geschenkt. Die holde Sempronia ist ein Engel! Der ehrwürdige Vater Lorenzo wird Dir Alles enthüllen, wie er mir Alles entdeckt hat!"

Die Thür öffnete sich; Angelina trat, begleitet von Bernardo mit der bleichen irren Agnese, ein. Der Graf Monteleone warf den Blick auf sie, und das Blut seiner Lippen trat zurück. —

„Jetzt eine zweite Bitte, mein Vater," sprach Luigi, „laß ihren Sohn, der sich heut mit Deiner Tochter vermählt, der Dir so lange für den Deinigen gegolten, auch ganz der Deinige sein. Gieb ihn mir zum wahren Bruder!" —

„Es sei,“ entgegnete Monteleone.

„Giuseppe,“ rief Luigi, indem er die Thür zum Nebengemach öffnete, „tritt zu uns herein!“

Der zuvor so wilde, trotzige Mann hatte Thränen in den Augen, als er eintrat; Lorenzo glich einem Heiligen in der sanften Verklärung seiner Züge. —

„Sie wissen Alles,“ begann Luigi zu dem frommen Vater; „hier waltet nur die Versöhnung und die Liebe. — Willst Du allein, Giuseppe, noch länger der Rache das Obdach geben? Betrachte Deine arme Schwester! Sie ist sanft, mild und gütig, — selbst in ihrem verdunkelten Geiste. Sei nun milde, wie sie! — Vater, versage dem schwer Gekränkten Deine Hand nicht!“

Abgewandten Blicks, — aus gegenseitiger Scheu, nicht mehr aus Haß, — reichten Giuseppe und Monteleone einander die Hände. —

„Der Segen des Allgütigen über Euch Alle,“ betete der Vater Lorenzo. — —

* * *

Jahre waren vergangen. Italien konnte Luigi's Heimath nicht sein; er hatte den nahen Süden Frankreichs mit seinem verwandten milden Himmel gewählt. — Ihm erwuchs die reinste Blüthe des Glücks aus den langen, schweren Geschicken seines Lebens, aber auch aus dem stählernen Muth, mit dem er sie beherrscht. — Seine Mutter theilte sein Glück, denn ihr Gatte war, zerfallen und zerstört in sich, bald nach

der Lösung jener tiefverwachsenen und verworrenen Schicksale gestorben; vor ihm noch die unglückliche Agnese. — Giuseppe hatte sich dem Orden des frommen Lorenzo zugewendet. — Agnesens Sohn, Pietro, von dem Vater anerkannt, führte den Namen des Monteleone weiter, beglückt durch seine holdselige Sempronia; denn die kirchliche Gestattung seiner Ehe, in einem sonst verbotenen Verwandtschaftsgrade, hatte sein Vater noch erwirkt. —

Giftige Saat streuen Leidenschaft, Haß, Rache des Menschen; doch des Allmächtigen Hauch berührt die Keime, und gesegnete Friedensgefilde blühen daraus empor! —

Es ist nichts so fein gesponnen.

Erste Abtheilung.

Der Hochzeitstag.

Erstes Kapitel.

„Schenk noch eins ein, Hänsel," rief der schwarze Caspar dem Gastwirth zum goldenen Hirsch zu.

„Nein, schenk noch zwei ein, und alle zwei auf meine Kreide geschrieben," rief der dicke Steffen dawider. „Er schwätzt so, wie soll ich sagen, grad' nicht plaisirlich, aber daß man bis Mitternacht fort horchen könnte! Da muß man ihm doch das Maul schmieren! He?"

„Laßt's gut sein, Steffen, den Nordhäuser, den ich trinke, kann ich auch bezahlen," erwiederte der schwarze Caspar.

„Nix, nix; ich hab Dich in's Wirthshaus verlockt; es darf Dir kein Geld kosten!" antwortete Steffen, „aber erzähle noch ein Paar solcher Spitzbuben=, Raub=, und Mordgeschichten! Wie Du nur zu all dem Zeug kommst! — Hänsel, Knapphänsel!" rief er abermals dem Wirth, „wo bleiben unsere zwei! Was stehst Du und guckst auf die Landstraße hinaus? Als ob Du auf den Müller=Mörder vigilirtest! Rühre Dich lieber in Deinem eigenen Geschäft, Knapphänsel, und laß dem Landreiter seine Arbeit, sonst . . ." er drohte scherzend . . . „verlierst Du unsere Kundschaft!"

Der Wirth lachte. „Eh Du mir aus dem goldenen Hirsch wegbleibst, dicker Steffen, spaziert der Inselberg nach Gotha! Du bist einmal hier festgewachsen!“

„Oho! Hänsel! Meinst Du? Bin ich nicht noch alle Abend nach Haus gegangen? Festgewachsen, seht doch!“

„Ich meine nur,“ lachte Hänsel, indem er die beiden Gläschen mit Nordhäuser klarem Kornbranntwein brachte, „Du nistest alle Tage in meiner Schenkstube, und kannst nicht davon lassen, wie der Storch alle Jahr auf meinem Hausgiebel!“

„Wenn Du nicht munterer aufwartest, Knapphänsel,“ scherzte Steffen weiter, „so werde ich mich bald wo anders einnisten, und Dir zeigen, daß ich kein Storch bin! Was hattest Du denn da zum Fenster hinauszugaffen, statt auf mein Commando zu hören?“

„Es kam da so ein seltsamlicher Kauz vom Walde her, ich dachte, er wolle hier ansprechen!“

„Wie er gleich die Augen nach Jedem wirft, der nur die Landstraße daherkommt! Als wenn seine zwei grauen Blinzaugen zwei Angelhaken wären, um Reisende zu fangen!“ spottete Steffen zu Caspar gewandt. „Ist ihm aber doch diesmal der Fang aus dem Netz gegangen!“ setzte er lachend hinzu.

„Da ist er,“ rief jedoch gleichzeitig der Wirth, indem die Thür aufging.

Der schwarze Caspar und der dicke Steffen drehten sich beide nach der Thür um. Es trat eine Figur ein, die wirklich, wie der Wirth gesagt hatte, eine seltsamliche zu nennen war.

„Ich glaube, der Kerl handelt mit Mausfallen,“ flüsterte Steffen dem Caspar zu.

„Oder mit Perrückenschachteln,“ antwortete dieser; „er hat ja eine ganze Trödelbude von Schachteln auf Bauch und Rücken.“

„Es ist ein Froschjäger, will ich wetten," begann Steffen wieder und maß den Eintretenden seitwärts schielend, „sieh doch den Froschspieß, der ihm gleich zwischen die Beine schlenkern wird, daß er stolpert und auf's Nasenbein fällt."

„So ein Stück Jäger mag er sein, wozu hätte er sonst die Flinte über die Schulter," fiel Caspar ein.

„Mein Seel! Die hatte ich gar nicht gesehen, sie guckt auch nur mit der Nasenspitze oben, und mit dem Stiefelabsatz unten aus dem Schachtelkram heraus."

Der Eintretende war inzwischen, seine Kappe lüftend, bis durch die Gaststube gegangen, und sagte mit dem Ton eines Ermüdeten zum Wirth: „Einen Krug Bier!" Dann ersah er sich einen kleinen Tisch im Hintergrunde, und fing an sein seltsames Gepäck darauf abzuladen. Es bestand in einer Menge von größeren und kleineren Schachteln und Pappkästchen, von denen er einen Theil in einem Netz, den andern nur durch Bindfaden zusammengebunden über den Schultern und gurtartig um den Leib trug. Er ordnete Alles sorgfältig, nahm dann sein Gewehr ab und stellte es vorsichtig in die Ecke.

Die beiden Landleute sahen ihm neugierig, aber noch mehr verwundert zu, denn außer der Seltsamkeit dieses Krams, von dem sie nicht wußten, was sie daraus machen sollten, sah ihnen auch der Mann selbst ganz eigen aus. Er hatte spärliches halb blondes, halb in's Röthliche schimmerndes Haar; um's Kinn war er glatt geschoren. Eine Stumpfnase und ein paar glotzende Augen verschönerten ihn gerade nicht; der Mund verzerrte sich ihm unwillkührlich, man wußte nicht, ob spöttisch oder grämlich.

„Das Pulver hat der auch nicht erfunden," raunte Steffen seinem Trinkgefährten zu.

„Du, der hat's vielleicht dick hinter den Ohren," murmelte dieser zurück.

„Ein rechter Kahlmäuser! Ich glaube, die Raupen haben ihm die Perrücke weggefressen," antwortete Steffen. „Sein Kopf sieht aus wie ein abgetragenes Kalbfelltornister mit kahlgeschundenen Stellen zwischen dem Rothhaar! Der Kerl kann nicht bis Drei zählen!"

„Mir kommt er vor, wie ein schäbiger tückischer Köter, der in der Sonne liegt. Du denkst, er schnappt Fliegen mit dem faulen Maul, und schnipp schnapp beißt er Dich in's Bein, wenn Du ihm zu nahe kommst!"

„Nein, Caspar, der beißt nicht, — der ist froh, wenn ihn Niemand beißt," antwortete Steffen leise lachend. „Aber laß den Kerl sitzen, wir wollen weiter plaudern, und uns so wenig um ihn kümmern, wie er um uns!"

In der That schien der Fremde sich nicht nur wenig, sondern gar nicht um die beiden Plauderer zu kümmern; er ordnete seinen Kram, und schaute nur zuweilen seitwärts nach dem Wirth, ob er ihm das bestellte Bier nicht bald bringe, welches derselbe im Hintergrunde der Stube hinter'm Schenktisch aufkorkte, während sich Caspar und Steffen über den Gast unterhielten. — Diese hielten aber ihr Wort, sich nicht um den Hausirer und seinen Trödelkram zu bekümmern, nicht streng. Denn Steffen blinzelte immer seitwärts nach dem absonderlichen Mann, und bemerkte mit Erstaunen, daß sich auch ein paar irdene Töpfe unter den Schachteln befanden, aus denen etwas Buntes herausguckte, was beinahe wie ein Blumenstrauß aussah.

„Eins wollte ich noch fragen," richtete er seine Worte an Caspar, „hat man denn gar keinen Verdacht, wer eigentlich der Thäter ist? — Haben sie gar keine Spuren?"

„Der Criminalrath aus Gotha," antwortete Caspar, „ist freilich über drei Stunden in der Mühle gewesen, und mag seinen Verdacht haben, aber verplaudert hat er nichts davon."

„Mein Bier, Wirth, ich habe Durst!" rief die müde, aber noch mehr grämlich träge Stimme des Gastes zu dem Wirth hinüber, der damit zögerte, wie es schien, weil er nach Steffens und Caspars Gespräch, die ihm näher saßen, hinhorchte. Denn sie unterhielten sich wiederum von einer Mord- und Diebsgeschichte, die Caspar zuvor erzählt hatte. Es war der in der vorgestrigen Nacht geschehene Einbruch in einer Mühle, zwei Stunden von dem Wirthshause, wobei der Müller erschlagen, und viel Geld und Geldeswerth geraubt war. Der Vorfall machte natürlich großes Aufsehen in der Gegend, und der schwarze Caspar (oder Caspar Schwarz, wie er eigentlich hieß, nur seines schwarzen Haares und Bartes und finstern Gesichts halber wurde er der schwarze Caspar genannt) hatte, da er auf dem Wege von der Ruhl nach dem goldenen Hirsch an der Mühle vorbeigekommen war, die genauen Umstände erkundigt, und die Erzählung derselben noch mit einer Menge anderer Raub- und Mordgeschichten gewürzt, von denen er Kenntniß hatte. Diese unangenehme Unterhaltung war der Grund zu Steffens Freigebigkeit gewesen, da er gar zu gern beim Gläschen schreckliche Historien hörte, obwohl er sie mit nichten gern erlebte; denn übermäßiger Heldenmuth war nicht der Fehler, den man ihm vorwerfen konnte.

„Also gar nichts haben sie gefunden, gar keine Spur?" fragte er nochmals. „Nicht einen abgerissenen Rockknopf, — wie bei dem Soldatendiebstahl im Kirchengewölbe, wovon Du erzähltest, — oder Fußtapfen im Sande, mit einem schiefen Absatz —"

„Daß ich nicht wüßte," unterbrach ihn Caspar. „Aber ich sage nicht, daß keine Spuren da sind," fuhr er fort. Denn der Criminalrath hat drei Stunden verhört, und untersucht und nachgespürt. Und der hat ein Paar Augen! Kennst Du ihn nicht?"

„Nein! — Du?"

„Bist Du denn niemals in Gotha auf dem Gericht gewesen? Hast Du niemals Termin gehabt?"

„Oft genug. Aber nicht in Criminalsachen! Gott sei Dank, man hat an den verfluchten andern Prozessen schon genug!" seufzte Steffen und kratzte sich hinter'm Ohr, denn er besann sich, daß er um zwanzig Thalern verklagt war, die er dem reichen Oberförster Teschenberg schuldete, eine Restzahlung auf eine holländische Kuh, die er von ihm gekauft hatte, die aber gleich in den ersten Tagen nach dem Ankauf gefallen war. Steffen behauptete, das Thier sei schon zuvor krank gewesen, und wollte den Rest nicht zahlen. Der Oberförster hatte ihn verklagt. — Natürlich war es, daß der Zusammenhang seiner Gedanken ihn plötzlich auf diesen seinen Verkläger leitete.

„Na," fing er an, „und morgen macht der Oberförster Teschenberg richtig Hochzeit, mit Försters Röse! Weißt Du das, Caspar?"

„Nein! Also so weit ist's doch gekommen?"

„Hab' ich Dir doch auch einmal etwas Neues erzählt! Nun müßtest Du zwei Nordhäuser aufmarschiren lassen!"

„Drum sah der Wilhelm auch so verbissen aus, als er mir oben an der Brücke begegnete."

„Ist er Dir begegnet?" fragte Steffen. „Ja, der zieht ein schiefes Maul jetzt, denn die Röse hätte er gar zu gerne gehabt. Nun schnappt sie ihm der Oberförster vor dem Maul weg. Weißt Du, Caspar, es ist eigentlich eine schlechte Geschichte. Nicht, daß ich mich wegen meiner Kuh so ärgerte; aber es schickt sich schon nicht recht, daß der Oberförster des Unterförsters Tochter heirathet, und vollends da er recht gut gewußt hat, daß sie mit Hagen so gut wie verlobt war. Kapert seinem eigenen Jäger die Braut weg!"

„Das ist die alte Geschichte vom reichen und armen Mann," warf Caspar hin, „der Reiche nimmt das einzige

Schaaf des Armen; das kommt oft vor. Mich wundert nur, daß Reichhelm es zugiebt! Er hat sein Mädel lieb, sie ist die einzige, und Wilhelm ein geschickter Bursch! Förster wäre er auch geworden in etlichen Jahren, und da hätten die jungen Leute leben können. Was will der Alte mehr?"

„Du, die Sache steht nicht ganz richtig!"

„Wie so?" fragte Steffen.

„Reichhelm hat Schulden!" flüsterte Caspar. „Er soll sich haben vom Satan verblenden lassen, — er hat in Gotha gespielt. — Man munkelt noch so allerlei von der Holzkasse... na, ich will mir den Mund nicht verbrennen. Der Oberförster soll aber die Geschichte zugedeckt haben, — und nun!"

„Was Du nur Alles herausschnupperst!" brummte Steffen. „Aber freilich, so gehen die Dinge in der Welt... Thut mir aber doch leid um... Da ist er!"

Die Thür öffnete sich wiederum, und ein junger Jägersmann trat ein. Eine schlanke Gestalt, ein männliches Gesicht, schwarze feurige Augen; etwas verfallene Wangen, aber doch durch die braune Farbe von Luft und Sonne die kräftige, gehärtete Natur ausdrückend. Seine Haltung indeß war tief traurig.

„Guten Abend," grüßte er mit leblosem Tone, ging an dem Tisch der Bauern vorüber, und setzte sich nah an's Fenster an den großen Tisch.

„Ein Glas Bier, Hänsel," sprach er zum Wirth, legte den grauen breiten Filzhut mit dem grünen Bande neben sich auf den Tisch, stützte den Kopf in die rechte Hand, und spielte mit der Linken an dem Hutbande.

„Du," stieß Steffen Caspar an, „der arme Kerl jammert mich. Er sieht aus wie ein krank geschossenes Wild."

„Mir kommt er wie ein Wolf in der Grube vor, so tückisch finster, wenn ich der Oberförster Teschenberg wäre, ich ginge ihm aus dem Wege."

„Was will er machen! Der ist vornehm, reich, sein Herr! Er ist der arme Schulmeistersohn, Wilhelm Hagen; ohne Vater und Mutter, hat keinen Pfennig geerbt, und ist der Untergebene. Er muß sich's aus dem Sinne schlagen, und denken: Mein Mädel wird's gut haben!"

„Sie wird nun gewissermaßen seine Herrschaft! — Siehst Du, Steffen, das wäre mir das Aergerlichste dabei!" flüsterte Caspar.

„Ei was, das ist vielleicht das beste," antwortete Steffen und schmunzelte, „sie kann ihm manches Gute zuwenden!"

„Ich nähm's nicht, und ich bliebe nicht im Haus," antwortete Caspar.

„Ich erst recht!" lachte Steffen. „Siehst Du," neigte er sich gegen Caspars Ohr, „in der Welt muß man klug sein, und seinen Vortheil wahrnehmen. In solchem Oberförsterhause tragen die Dächer Hörner, da könnten ja auch . . ."

„Halt Dein gottloses Maul, Du Sünder," drohte Caspar und legte ihm die Hand auf den Mund, „oder ich sag's dem Pastor, daß er Dir von der Kanzel herab eins auswischt. — Im Ernst. Laß so etwas den Wilhelm nicht hören. Solche Verliebte verstehen dergleichen Spaß nicht! Es könnte Dir ein Paar mit dem Ladstock über Deinen breiten Rücken eintragen!"

„Nun, nun! Ich will nicht sein Geheimer Rath sein in der Sache!" lachte Steffen. „Aber . . . wir wollen ihn lieber ein Bischen munter zu machen suchen! Ein Wort mit ihm reden. — Nun? Wie sieht's aus, Herr Jägersmann," rief er, sich von Caspar abwendend, zu Wilhelm hinüber „habt Ihr nicht Neues?"

„Nichts!"

„Ihr kommt da auch von der Bergmühle her. Weiß man noch nicht, wer den Müller Armberger ermordet hat?"

„Ich weiß nichts!"

„Er soll ein hübsches Stück Geld im Schrank gehabt haben," fuhr Steffen fort, „das hat ihm den Tod gebracht!"

„Für Geld geschieht Alles Nichtswürdige in der Welt," warf Wilhelm bitter hin.

„Er wollte die Wiesen bei Tambach kaufen, habe ich mir erzählen lassen, dazu hatte er das Geld baar vorräthig," sagte Steffen.

„Sein Mammon ist sein Unheil geworden," sprach Wilhelm düster. „Es geht vielleicht noch Manchem so!"

„O Herr Hagen, der Müller Armberger war kein Geizhals!" entgegnete Steffen. „Es thut mir leid um ihn. Solch ein Ende zu nehmen, hätte ich manchem Andern mehr vergönnt als ihm!"

„Ich auch," fuhr Wilhelm heraus. „Mein Glas Bier, Hänsel! Ich muß weiter!" wandte er sich ungeduldig zum Wirth.

„Sieh doch," unterbrach Caspar das Gespräch, und stieß Steffen an, „was der Kerl da drüben treibt. „Ich glaube, er schnitzelt Blumen aus Kohlstrünken!"

Der Hausirer oder was er sonst war, hatte eine Kohlrübe in der linken Hand und ein Messer in der rechten; er schnitt mit großer Gewandheit, anscheinend um alle Andere unbekümmert, eine Blume aus dem weißen Fleisch der Rübe.

„Was macht Ihr da? Landsmann," fragte Steffen und sah neugierig hin.

„Es ist mein Gewerbe," antwortete der Fremde mit träger Stimme, „ich schnitze Blumensträuße aus allerlei Rüben; Mohrrüben, Runkelrüben, Kohlrüben, rothe Rüben! Wollt Ihr mir ein Sträußchen abkaufen?" Er sprach diese Worte schleppend, schläfrig mit dem breiten Ton, den er gleich anfangs hatte hören lassen. Doch stand er von der Arbeit auf, nahm etliche seiner Schachteln, und reichte sie Steffen an den Tisch hinüber. In jeder lag ein zierliches, aus Rüben geschnitztes Sträußchen mit etwas Grün ausgeschmückt.

„Weiß Gott, Ihr seid ein geschickter Kerl, man sollte es Euch nicht ansehen," rief Steffen aus. „Es wundert mich, daß Euch die Arbeit so flink von der Hand geht, da sich Euer Maulwerk so langsam rührt!"

„Ich habe nur nicht mein rechtes Messer — muß es von Eisenach her verloren haben, da hatte ich's noch! — Oder es hat mir's ein verdächtiger Kerl gestohlen, mit dem ich auf der Streu gelegen habe."

„So!" sagte Steffen gleichgültig und besah die Sträußchen.

„Wenn ich's nur gleich vermißt hätte, — aber seit vier Tagen hab' ich nichts geschnitzelt — und da weiß ich nicht eigentlich wann und wo — —"

„Was kostet so ein Sträußchen?" unterbrach Steffen die langweilige schleppende Rede des Mannes.

„Achtzehn Pfennig!"

„Holla! Dafür kann ich ja einen Laib Brod kaufen," rief Steffen aus. „Na meinethalben! Ich will meinem Mariechen solch ein Späßchen mitbringen. Gebt her! — Das Kind wird sich darüber freuen, meinst Du nicht, Caspar?"

Dieser nickte.

Er suchte sich ein Sträußchen aus für sein kleines Mädchen. — „Wozu führt Ihr denn aber den Froschspieß dort, und das Gewehr! Ihr schießt und spießt doch keine Kohlrüben?"

„Ich treibe mancherlei Handwerk. Eins hilft das andere ernähren," antwortete der Gefragte in einem so langsamen Tone, daß derselbe sehr im Widerspruch mit der Rührigkeit seiner Gewerbsthätigkeit stand. „Das ist ein Froschspieß; ich handle mit den Keulen."

„Wirklich, ein Froschspieß?" fragte Steffen lachend und erstaunt, „ich nannte das Ding nur zum Scherz so. Spießt und speißt Ihr denn die Frösche?"

„Ich spieße sie, Andere speisen sie," antwortete der Blumenschnitzer.

„Pfui Teufel! Ich möchte mir kein so ekelhaftes Gewürm in den Bauch kriechen lassen," rief Steffen und schnitt ein Gesicht, indem er an seinen Bauch schlug, als wolle er diesem die Versicherung geben, es solle ihm nie ein solches Unglück widerfahren.

„Du bist ein Narr," fiel ihm Caspar in's Wort. „Weißt Du nicht, daß die reichen Leute Froschkeulen als Leckerbissen verzehren? In Gotha . . ."

„Meinethalben," unterbrach ihn Steffen, „nur nicht an meinem Tisch. Holla, Hänsel, noch einen Nordhäuser, mir ist ganz übel geworden!"

„Aber schießt Ihr denn auch Frösche," fragte Caspar, und sah nach dem Gewehr des Froschjägers hinüber.

„Ihr meint wegen meines Gewehrs? — Nein, das habe ich nur bei meinem Handel in Zahlung annehmen müssen. Wollt Ihr mir's abkaufen?"

„Ihr seid wohl gar ein Wildschütz," warf Caspar zwar in scherzendem Ton, aber mit der Miene des halben Vorwurfs hin, „dann nehmt Euch vor dem Herrn dort in Acht!"

„Ach nein," antwortete der Hausirer breit und träg, „ich schieße kein Wild. Ich weiß ja, daß man nicht einmal ein Eichhörnchen schießen darf, ohne Strafe zu zahlen. — Wollt Ihr mir dafür bezahlen, was ich gegeben habe?"

„Alle Wetter, nein," fuhr Steffen heraus. „Habe schon verdrießliche Händel mit dem Herrn Oberförster, wenn ich vollends erst als Wildschütz verdächtig würde, da würde mich der Herr da auf's Korn nehmen. Nicht wahr, Herr Hagen?"

Wilhelm, der inzwischen angefangen, sein Glas Bier zu trinken, und gar nicht auf die Redenden gehört hatte, fuhr plötzlich heftig auf, und sah zum Fenster hinaus. Gleichzeitig hörte man einen Wagen mit ein Paar raschen Pferden vorfahren.

„Das ist der Oberförster," raunte Steffen dem Caspar

zu. „Das ist ein verfluchter Streich für mich, wegen meines Prozesses.“

„Ach was,“ sagte Caspar, „hier ist nicht die Gerichtsstube, hier thust Du, als weißt Du von nichts. Er wird's auch so machen.“

Wilhelm ging, sichtlich in äußerster Aufregung, in der Stube auf und nieder. Die Thür öffnete sich, und der Oberförster trat ein. „Ein Glas Bairisch,“ rief er dem Wirth zu, „während meine Pferde Wasser und Heu frühstücken, will ich... Was thust Du hier?“ unterbrach er sich plötzlich, da er Wilhelm gewahrte.

„Ich thue, was Ihr thun wollt, Herr Oberförster,“ antwortete dieser im gereizten, kurzen Ton, „ich trinke ein Glas Bier!“

„Giebt's etwa in der Forst nichts zu thun? Muß nicht der Dohnenstrich nachgesehen werden?“

„Ist geschehen!“

„Aber wer weiß wie!“

„Wie sich's gehört!“

„Antworte nicht so unbescheiden, Bursch,“ rief der Oberförster, und seine Augen flammten.

„Ich antworte die Wahrheit, wie ich muß!“ erwiederte Wilhelm fest.

„Ist der Bestand von gehauenem Holz im Jagen Nummer sechs revidirt? — Sind die Plätteichen nach der Ablage gebracht? — Hast Du nachgesehen, ob die bestraften Waldfrevler den Graben am Torfmoor fertig gemacht haben?“ fragte der Oberförster hastig hintereinander.

„Es ist Alles besorgt, was der Herr Oberförster mir aufgetragen hat!“ erwiederte Wilhelm in demselben Ton.

„So geh und schieß einen Rehbock für morgen, zu meiner Hochzeit!“

„Es ist Schonzeit, Herr Oberförster!“

„Du wirst mich lehren, was ich zu thun und zu lassen habe?" rief Teschenberg, der sich mehr und mehr erhitzte. „Auf der Stelle fort, oder es wird nicht gut zwischen uns! Und ich rathe Dir, daß Du einen Rehbock triffst, sonst ..."

„Ich werde schießen, was ich treffe," antwortete Wilhelm finster und schoß finstere Blicke auf Teschenberg, die diesen mehr als scharf trafen. Dann trank er sein Glas Bier mit ruhigem Trotz aus, ergriff das Gewehr und ging, ohne ein Wort weiter zu sagen, hinaus.

Zweites Kapitel.

„Dieser trotzige Bursch," rief der Oberförster, als er hinaus war, „aber er soll's nicht lange mehr treiben. Um Michaelis ist seine Zeit um, da soll er fort!"

„Der arme Schelm," flüsterte Steffen zu Caspar.

„Ich wartete Michaelis nicht ab," antwortete dieser eben so; „ich ginge morgen, lieber noch heut!"

„Ich glaube nicht, daß er einen Rehbock schießt," sprach Steffen wie zuvor. „Er hat nicht die ruhige Hand zum Treffen."

„Wer weiß, was der schießt, wenn es ihm schußgerecht kommt," murmelte Caspar.

„Wollten der Herr Oberförster," redete der Hausirer mit seinem schläfrigen Dialekt diesen an, „nicht ein Sträußchen kaufen? Rosen und Nelken, Maiblumen und Aurikeln, Alles aus Rüben geschnitten!"

„Das ist hübsch gemacht!" sprach Teschenberg überrascht. „Was kostet das Sträußchen hier mit der kleinen Rose?"

„Drei Groschen, Herr Oberförster!“

„Sieh, der Gauner,“ raunte Steffens Caspar in’s Ohr, „meins ist eben so schön und er hat nur achtzehn Pfennige gefordert!“

Der Oberförster nahm das Sträußchen und dachte: Röschen wird ihren Spaß daran haben. — „Aber das wird wohl rasch welk, Freund? Kann man es wohl bis morgen verwahren?“

„O, acht Tage und darüber. Die Sträußchen sind ja fast alle schon drei und vier Tage alt. Es kostet Zeit, sie zu machen! — Man muß sie nur in’s Wasser legen, oder in feuchte Erde stecken, wie ich sie dort in den Töpfen und Schächtelchen habe.“

„Die Pferde sind getränkt,“ rief eine Stimme durch die Thür. Es war der Hausknecht. Der Oberförster bezahlte und ging hinaus, der Wirth begleitete ihn mit vielen Kratzfüßen.

„Nein,“ rief Steffen, „das ging mir an die Seele, was der arme Kerl aushalten mußte! Darüber vergaß ich wahrhaftig meine zwanzig Thaler und meinen ganzen Prozeß! Die Braut nimmt ihm der Oberförster weg, und behandelt ihn wie einen Hund!“

„O, seine Hunde behandelt er besser! Die füttert er und streichelt und schmeichelt mit ihnen,“ antwortete Caspar. „Aber der Hagen! Der sah mir aus . . . ich mag es nicht denken, vollends sprechen!“

„Ein lieber, charmanter Herr ist das; der Herr Oberförster!“ ließ sich die widerwärtige Stimme des Fremden, der dicht hinter die Beiden getreten war, hören. — Teschenberg fuhr eben raschen Trabes am Fenster vorüber.

„Daß er Euch lieb ist, glaube ich, er hat Euch noch einmal so viel bezahlt als ich für Eure Runkelrübenblumenfabrikation!“ bemerkte ihm Steffen.

„Ei Herr Je! Bewahre," antwortete der Hausirer; „das Sträußchen war viel feiner geschnitzt als das Eurige. Für so einen Herrn ...."

„Also für uns Bauern ist das grobe gut genug?" sagte Steffen auffahrend. — Er hätte seinem Zorn, der eigentlich gegen den Oberförster gerichtet war, noch weiter Luft gemacht gegen den Hausirer, allein eben kam der Wirth zurück, und redete seine Gäste an: „Wißt Ihr, wo der Herr Oberförster hinfährt?"

„Nun?"

„Nach Gotha! Er hat dort Geldgeschäfte wegen der Hochzeit. Denn die Sache ist richtig, der Kutscher hat es meinem Hausknecht erzählt. Fünfhundert Kronthaler giebt er dem Alten, außer dem, was er an Schulden für ihn bezahlt hat!"

„Ja, so Einer kann wohl ein hübsches Mädchen zur Frau kriegen!" rief Steffen. „Wenn er für's Stück fünfhundert Kronthaler baar zahlen will, — ich glaube, er kann alle Mädchen im Herzogthum kaufen! Was meinst Du, Hänsel!"

„Ja, so geht's!" antwortete dieser, „das sind gute Heirathsgeschäfte für die Väter! Andere wollen eine Mitgift haben, und der zahlt! Morgen, grad vor der Traurede, hat der Kutscher im Vertrauen erzählt, bekommt der alte Reichhelm das Geld. Er hat's zur Bedingung gemacht, denn es scheint, er traut nicht, daß der Oberförster nachher Wort hält. Und der hat wieder nicht getraut, daß der Alte ihm die Tochter geben würde, wenn er lange vorher zahlte. So muß es Zug um Zug gehen, und weil der Oberförster doch die Kronthaler nicht blank aufzählen kann in der Kirche, so wechselt er heut die Summe in Gotha in Banknoten um, und die muß der Förster in der Brieftasche haben, sonst zieht er sein Wort zurück, ehe die Braut das Ja heraus hat!"

„Du bist ein Narr, Hänsel, mit Deiner Kirche! In der

Kirche wird er ihm das Geld nicht zahlen! Aber zu Haus in der Unterförsterei. Es ist ja abgemacht, daß er die Braut und den Vater morgen früh dort abholt, und mit ihnen zum Pfarrer fährt; von da geht der Zug in die Kirche, und sie werden getraut vor dem Gottesdienst."

„So!" meinte Hänsel.

„Ja! die Trauung ist schon morgen früh," bestätigte Steffen.

„Da muß er doch noch heut zurück aus Gotha."

„Freilich, er kommt heut Abend wieder," antwortete der Wirth.

„Er wird schlechtes Fahren haben bei den jetzigen Wegen, und Mondschein ist auch nicht," meinte Caspar.

„Er fährt nicht, er kommt zu Pferd," berichtigte der Wirth. „Mit dem Wagen ginge es zu langsam. Er muß nur jetzt fahren, weil er das viele Silber im Wagen hat. Zurück, mit den Banknoten in der Brieftasche, setzt er sich zu Pferde; das Reitpferd war vorn an die Wagenpferde angehangen, auf der andern Seite; Ihr habt's nur nicht sehen können von hier!"

„Ja, da kann er noch bei rechter Zeit nach Haus sein," gab Steffen zu.

„Besonders, da er gewiß den Richtweg reitet; das spart eine Stunde," sagte Caspar.

„Welchen Richtweg?" fragte Steffen.

„Nun, den durch die neu ausgehauenen Waldgestelle; kennst Du den nicht?"

„Ich komme seit Jahr und Tag nie nach der Gegend der Oberförsterei herunter, das kannst Du Dir wohl denken," sagte Steffen; „sind neue Wege gehauen?"

„Ei wohl, seit vorigem Jahr; vom Teich bei der Vogelwiese ab muß er links abreiten, am ersten Gleichen hart rechts vorbei, auf die Sägemühle zu, und dann, im Eichbusch dahinter,

fängt das Gestell an. Das läuft gerad durch, an dem Bruch vorüber, bis zum Spitzberg, und von dort durch den Fichtenwald, bis wieder an die große Straße. Da spart er eine volle Stunde!“

„So! Den Weg kannte ich gar nicht!“

„Zum Reiten geht's da, zu Wagen ist's gar nicht zu passiren,“ setzte der Wirth hinzu; „es ist nicht einmal ein ordentlicher Fußsteg; bloß für die Jäger. Sumpf, Wurzeln, Farrenkraut bis an den Bauch, Felsenstücke, hohes Gras. Ich bin einmal hindurch gegangen, aber ich mache es nicht wieder. Lieber hier herum, am goldenen Hirsch vorbei.“

„Und hinein!“ spottete Steffen. „Damit Du Deinen Groschen verdienst.“

„Und Du, damit Du nicht verdurstest! Was wolltest Du anfangen, ohne den goldenen Hirsch!“

„Du hast Recht, Hänsel, — ich liebe die große Landstraße und die Wirthshäuser daran; die Buschkleppersteige taugen nichts für mich. — Bei Buschklepper! Potz alle Welt! Wenn das so ein Gaudieb wüßte, wie der, der den Armberger todtgeschlagen hat, daß der Oberförster mit fünfhundert Kronthalern da muthmaßlich zur Nachtzeit durchreitet!“

„Ja! Das wäre ein guter Fang,“ meinte auch der Wirth. „Wenn die Spitzbuben Alles wüßten!“

„Drum heißt's überall das Maul halten,“ sagte Caspar Schwarz; „wenn ich der Oberförster wäre, und wüßte, daß mein Kutscher das Eurem Hausknecht erzählt hat, ich ließe ihn ein Gericht mit dem Peitschenstiel kosten, wovon er satt werden sollte!“

„Ach was! Mein Jürgen wird nicht auf ihn lauern!“

„Wenn auch! Es könnte ihn doch in Versuchung führen!“ meinte Caspar Schwarz. „Siehst Du, Hänsel, ich habe so viel solcher Criminalgeschichten im Kopf! Das Ding mit der Versuchung ist eine eigene Sache. Es macht, daß Leute zu

Verbrechern geworden sind, die ihr Lebtag nicht daran dachten, und fünfzig Jahr in ehrlicher Haut gesteckt hatten. Da könnte ich Euch halbe Tage lang erzählen!"

„Erzähl' doch, Caspar!" rief Steffen begierig. „Hänsel, noch zwei, verstehst Du! Auf meine Kreide!"

Hänsel sprang eilig nach den beiden Gläschen, um sobald als möglich wieder beim Tisch zu sein, und von der Erzählung nichts zu verlieren. Steffen lehnte schon mit beiden Armen übereinandergeschlagen auf dem Tisch, und starrte Caspar groß an.

„Es war einmal ein Hirt," hub dieser an, „in einem Dorf bei Bremen, glaube ich, dicht an der Lüneburger Haide.*) Der hütete Jahr aus Jahr ein die Schaafe auf der dürren Haide, wo sie das bischen Gras zwischen dem Haidekraut rupften. Da war ringsum kein Baum, kein Strauch, kein Hügel, kein Haus, und der Himmel grau, grau — von einem Ende bis zum andern. Da wurde ihm Zeit und Weile lang. Der Hund hielt die Schaafe in Ordnung, und der Hirt lag auf dem Rücken und schnarchte, und wenn's ihm zu langweilig wurde, legte er sich zur Abwechselung auf den Bauch."

„Das wird so ein Kerl gewesen sein, wie der da, so ein schläfriger Mops," sagte Hänsel, der mit dem Branntwein herzugetreten war, leise, und deutete auf den Hausirer hinter sich, der schon seit einer ganzen Zeit mit dem Kopf auf dem Tisch lag und eingeschlafen war.

„Gott sei bei uns!" rief der schwarze Caspar, „wenn das so ein Kerl wäre, und sich hier niederließe!"

„Wie so?" fragte Steffen.

„Hört nur weiter! Der Hirt also lag und schlief und schnarchte und gähnte und reckte sich den ganzen Tag. — Nur eine Pfeife Tabak rauchte er zu Zeiten. Da hatte ihm ein

*) Nach einem wirklichen Criminalfall.

Bauer letzthin ein Päckchen Tabak aus Bremen mitgebracht; davon stopfte er sich seinen Thonstummel, und blies den grauen Rauch in den grauen Himmel hinein. Endlich war der Tabak verbraucht; er hatte sich die letzte Pfeife gestopft. Wie er das Papier, worin er gewickelt war, — es war ein Stück Zeitung — so in der Hand hielt, dachte er: Willst doch einmal sehen, ob du noch ein Bischen lesen kannst. Der Schulmeister hat dir doch so manchen rothen und blauen Strich über den Rückgrat gemacht; es wäre schade, wenn Alles umsonst gewesen wäre. So fängt er an zu buchstabiren. Und siehe da, es geht! Das vertreibt ihm die lange Weile. Er liest endlich das ganze Zeitungsblatt durch."

„Na, und was ist denn dabei für eine Versuchung," fragte Steffen.

„Hör' doch zu Ende! Du dicke Ungeduld! — In der Zeitung steht auch eine Criminalgeschichte, von einem Kerl, der Menschen todtgeschlagen und das Fleisch gefressen hat."

„Na, Gott sei bei uns," rief Steffen aus. „Habt Ihr denn nichts als Geschichten, um Essen und Trinken auf ewig zu verleiden! Erst Frösche und dann Menschenfleisch!"

„So dachte der Hirt Anfangs auch. Er spie aus, vor Ekel. Aber er las die Geschichte immer wieder, und daß der Menschenfresser vor Gericht ausgesagt hatte, das Fleisch habe delikat geschmeckt! Und je jünger, je besser! Weil aber die Zeitung mitten durchgerissen war, so hörte die Geschichte just da auf, und von der Bestrafung stand nichts darin, daß der Kerl mit glühenden Zangen gezwickt und gerädert worden war. Sonst hätte der Schaafhirt wohl andere Gedanken gekriegt! Aber wenn er so rechten Hunger hatte, und immer wieder las, das Fleisch schmeckte so zart und delikat, wie junge Rebhühner, . . . so denkt er endlich: Kosten möchtest du doch einmal."

„Pfui Satanas! Menschenfleisch fressen!" rief Steffen

„Genug, der Appetit kommt ihm an, und je mehr er liest, je toller wird es damit. Er wird Euch ganz verrückt auf das Menschenfleisch. Und wie er einmal Abends heim getrieben hat, und in seine Hütte geht, die ganz abseit am Ende des Dorfes stand, wo ringsum Niemand wohnte, so ersieht er sich's, als ein kleines Mädchen vorbeigeht, und winkt ihr, sie solle herein kommen. Und wie sie in der Hausthür ist, schlägt er ihr mit der Axt auf den Kopf..."

„Gott steh uns in Gnaden bei," rief Steffen.

„Na, das war die erste. Er schlachtete sie ab, wie ein Lamm, kochte und bratete das Fleisch, und es schmeckte delikat. Nun war er in den Appetit gekommen. Was in der Dämmerung an seiner Hütte vorbei kam, das wurde gelockt, und er verzehrte dreizehn Menschen, bis es heraus kam!"

„Aber wie kam es denn heraus?" fragte Steffen neugierig.

„Ja, das war eine seltsame Geschichte! Ein Unrecht bringt das andere an's Licht. Die reiche Schulzentochter hatte eine Liebschaft mit dem armen Schulmeister, und der Vater war dagegen. Da trafen sich die zwei Liebsten immer auf dem Felde im Zwielicht, und dann gingen sie einzeln zu Hause. Eines Abends geht das Mädchen denn voraus, und der Liebhaber will ein halbes Stündchen später in's Dorf kommen. Aber er ist so verliebt, daß er immer leise auf ein paar hundert Schritte hinter seinem Mädchen her schleicht. Da sieht er, daß sie mit dem Hirten spricht, ein Stückchen mit ihm geht. Es wird dunkel, er verliert sie aus den Augen. Spät Abends spricht er noch so scheinbar beim Schulzen an, um nach etwas zu fragen, eigentlich aber um seine Liebste noch einmal zu sehen; da findet er das ganze Haus in Angst und Sorge, weil die Tochter noch immer nicht heimgekommen ist. Jetzt schießt's ihm auf! Seit Jahr und Tag hatten sich immer in der Nähe des Dorfs Menschen verloren: reisende Handwerker, Bettler, Kinder, Mädchen; bis in die nächsten Dörfer

hatte man sie noch gesehen, dann war ihre Spur verschwunden. Er weiß zwar noch nicht, was er denken soll, aber er denkt doch allerlei Arges, und fährt gleich mit dem Wort heraus: der Hirt muß von ihr wissen! Mit dem hab' ich sie, als es dunkel wurde, dicht am Dorf gehen sehen! Sie laufen hin; sein Haus ist verschlossen; sie klopfen an, es antwortet Niemand und Niemand will aufthun; aber der Schulzensohn hat gleich beim Ankommen Licht durch eine Ritze in dem Laden gesehen, und das ist jetzt verschwunden. Es muß also Jemand im Hause sein! Sie suchen von hinten in das Gehöft zu kommen. Da sehen sie im Finstern etwas über den Zaun klettern. Halt Werda! rufen sie."

Caspar schrie das so laut, daß plötzlich der Hausirer, der schlafend mit dem Kopf auf dem Tisch gelegen hatte, auffuhr, und rief: „He — was giebt's denn?"

Steffen und der Wirth, die der gräulichen Geschichte mit offenem Munde und starrenden Augen zugehört hatten, fuhren vor Schreck ordentlich zusammen. Der Fremde war ihnen ganz außer Acht gekommen.

„Schwarzer Caspar!" brummte Steffen halb ärgerlich, halb lachend, „was erzählst Du auch so, als ob wir selber hier den Spitzbuben greifen sollten!"

„Aber was war's mit dem Kerl, der über'n Zaun kletterte?" fragte der Wirth neugierig.

„Was wird's gewesen sein! Es war der Hirte, der entwischen wollte! Denn als er so viele Leute vor seinem immer zugeschlossenen Hause hörte und die Stimme des Schulzen erkannte, mußte er wohl Verrath merken! Er dachte, hier ist's aus mit mir, — nun in die weite Welt bei Nacht und Nebel, auf Gerathewohl! Aber er wurde gegriffen, sie drangen in's Haus, und da fanden sie denn das frisch abgeschlachtete Mädchen und ganze Tonnen eingesalzenen Menschenfleisches!"

„Pfui Teufel! Caspar! Du lügst," sprang hier der

Steffen vom Tisch auf und fuhr zurück; „Du willst mir nur Alles heut verekeln!“

„Nein, so wahr ich hier sitze,“ betheuerte Caspar. „Die Geschichte habe ich gedruckt gelesen, mit allen Umständen, die ich Euch erzählt habe, und noch viele mehr!“

„Das ist ja gräulicher als alle Menschenfresserei in den Mährchen, die meine Großmutter mir erzählte!“ rief Steffen, und schüttelte sich vor innerem Schauder.

„Ist aber doch Wort für Wort wahr!“ beharrte Caspar ruhig. „Der Hirt hat in Reue und Angst Alles eingestanden vor Gericht, wie er in zwei Jahren dreizehn Menschen geschlachtet und verzehrt hat, und was er nicht gleich vertilgen konnte, hat er eingepökelt!“

„Der scheuselige Unflath,“ rief Steffen ganz außer sich.

„Ja, die Begierde hat ihn angefallen wie ein Wahnsinn, und darnach hat er nicht mehr davon lassen können! Ueber fünfzig Jahre war er ein ehrlicher guter Kerl gewesen! So weiß Keiner, zu was er noch einmal kommt!“

„Donnerwetter!“ fluchte Steffen heraus, „so was sollst Du nicht sagen! Das ist gotteslästerlich! Denkst Du, daß wir Menschenfresser werden sollen!“

„Der Hirte hat's auch nicht gedacht!“ beharrte Caspar eigensinnig.

„Was bin ich Euch schuldig, lieber Herr Wirth,“ fragte der Hausirer dazwischen, und zupfte den Hänsel, der dem Gespräch unverwandt zuhorchte, am Aermel; „ich hätte fast die Zeit verschlafen, und will noch bis Gotha!“ setzte er hinzu; „Wie weit ist's denn noch?“

„Vier Stunden gut, wenn Ihr tüchtig marschirt; und Euer Bier kostet achtzehn Pfennig!“ Zugleich streckte er ihm die Hand hin, um sie in Empfang zu nehmen!

„Vier Stunden, — o Jemine,“ seufzte der Hausirer kläglich, „ich dachte zwei Stunden! — Mit der Last geh ich

sechs Stunden, wenn andere vier rechnen. — Da muß ich ja in Gotha übernachten!"

„Wo bleibt Ihr denn in Gotha!" fragte Hänsel.

„Ich weiß noch nicht! Wo rathet Ihr mir an, — ich bin ganz unbekannt."

„Im Mohren werdet Ihr's gewiß gut haben!"

„Das ist aber, wie ich gehört habe, so ein vornehmes Wirthshaus! Wird mir viel zu theuer sein!"

„Es ist auch Platz für Eures Gleichen da. Kleine Leute bringen auch was ein. Das weiß der Wirth. Ihr könnt auch eine Streu haben!"

Während dieser Unterredung hatte der Hausirer seine Schachteln aufgestapelt, und sie, sammt den Kästchen und Töpfchen, über die Schultern gehangen. Er grüßte und ging hinaus.

„Ein wahres Schaafsgesicht, das," platzte Steffen heraus, als die Thür hinter ihm geschlossen war.

„Ein curioses Geschäft das, was er macht," sagte der Wirth, und sah ihm nach wie er gebückt unter seiner Last an den Fenstern vorüber ging.

„Und mühselig auch, — aber, für ihn mag's passen. Denn großes Kopfzerbrechen wird's nicht kosten, und so viel Courage, wie der alte Fritz, braucht er auch nicht dazu. Hat der Kerl einen Schreck gehabt, als Du „Wer da?" riefst; er fiel beinahe unter den Tisch."

„Und das Herz fiel ihm in die Hose," lachte Caspar.

„Ei was! Darüber ist nicht zu spotten!" murrte Steffen; „das Pulver hat der arme Kerl nicht erfunden, aber solch ein Aufbrüllen, bei solcher höllenverfluchten Geschichte zumal, kann jedem Menschen einen Schreck in die Glieder jagen!"

„Ja, das hab' ich an Dir gesehen!" lachte Caspar.

„Es ist aber auch nichtswürdig und ordentlich gottes-

lästerlich, was Du Alles aus dem Maul schüttelst," rief Steffen ärgerlich. „So etwas zu behaupten, — Alles soll möglich sein! Daß man am Ende gar noch selbst zum Menschenfresser würde!"

„Wer weiß!"

„Halt's Maul, sag ich Dir, Caspar! Das ist lauter ungewaschenes Zeug! Auch daß jedes Verbrechen heraus kommen soll! Es laufen ungehängte Spitzbuben genug umher!"

„Das sieht man!" spottete Caspar.

„Ach was! Mir ist's nicht zum Spaßen! Der Müller Armberger ist todtgeschlagen, und kein Mensch wird herauskriegen von wem!"

„Wer weiß! — Wenn's der Herr Criminalrath aus Gotha beim rechten Zipfel anfaßt!"

„Was man beim Zipfel fassen will, muß erst einen haben. Wenn aber keine Spur da ist, und kein Mensch dabei gewesen."

Caspar sang, ihn unterbrechend:

Es ist nichts so fein gesponnen,
Es kommt doch endlich an die Sonnen.

„Das ist alter Weiber Singsang!"

„Höre, Steffen," redete Caspar ihn plötzlich sehr ernst an, und sah ihm scharf in's Gesicht: „Du verwahrst Dich so dagegen, daß alle Verbrechen entdeckt werden, und daß jeder dazu kommen kann. Das Ding ist mir verdächtig! Ich glaube, Kerl, Du hast den Müller..."

„Ich den Müller erschlagen!" rief Steffen, und sprang eine halbe Elle in die Höhe. Dann schlug er mit der Faust auf den Tisch: „Bin ich nicht etwa auch ein Menschenfresser?"

„Wer weiß!"

Drittes Kapitel.

Es war ein schöner, stiller Sonntagsmorgen. Blau wölbte sich der Himmel über den Wald, und die Sonne schien durch die Wipfel, daß die Bäume wie vergoldet schimmerten.

Das Försterhaus lag rings von der prächtigen Waldung umgeben; nur ein kleiner Platz, mit dem feinsten Rasen bedeckt, war dafür ausgelichtet. Der alte Reichhelm stand in der Thür des Hauses, festlich gekleidet, die grüne Staatsuniform an, den Hirschfänger an der Seite, den Hut mit dem grünen Federbusch auf. Er schaute halb verwundert, halb ungeduldig hinaus, und murmelte: „Das hat man von einem vornehmen Schwiegersohn; läßt Stunden lang auf sich warten. — Ich wollte, es wäre Alles vorbei," setzte er nach einigen Augenblicken nachdenklicher Pause hinzu, und sah dabei nicht aus wie ein Vater, der den glücklichsten Tag im Leben seiner einzigen Tochter erlebt!

Diese befand sich noch droben in ihrem Giebelstübchen, das nach der Morgenseite hinaus lag, und von dem sie den in dieser Richtung etwas niedrigeren Wald weit überblicken konnte, so daß sie den Dorfkirchthurm darüber hervorragen sah. Dort sollte sie getraut werden. Die Mädchen des Dorfs erwarteten sie bei dem Pfarrer Erich, dessen Pfarrhaus mit der Kirche auf einer Anhöhe dicht neben derselben stand, so daß auch die Giebelspitze des Dachs gleichfalls über den Bäumen sichtbar war. Schon seit einer halben Stunde trug die leichte Morgenluft die hellen Glockentöne zu Röschens Ohr hinüber, welche die Dorfbewohner zu ihrer Hochzeitfeier luden. — Sie war gekleidet wie eine Braut, allein sie sah nicht aus wie eine. Das weiße seidene Kleid, das ihr der Oberförster geschenkt, und das sie fast beschämt trug,

weil es sie über ihren Stand dünkte, der Myrthenkranz im reichen blonden Haar, der Strauß an der Brust und der Schleier, — das Alles war bräutlich! Aber die bleichen Wangen des sonst so rosigen Mädchens, die verweinten Augen, die sonst heller gelacht hatten als der blaue Himmel draußen, das war nicht bräutlich! Wohl läßt es gar schön, wenn eine Braut am Hochzeitstage fromm ist, und in ihrem Kämmerlein still kniet und betet. Aber es muß ein warmes Dankgebet sein, für das Glück, das der Himmel ihrem Herzen bereitet; ein Gelübde zugleich, daß sie mit treuer Liebe, Gehorsam, Sitte und Pflicht den Weg an der Seite des Mannes wandeln wolle, der ihres Lebens Schutz ist, und dem sie dafür seine oft so mühselige Bahn zu versüßen die heilige Sorge übernommen hat! Sie mag auch wohl Gott bitten um die Stärke und Weisheit, deren sie bedarf zur Uebung der eigenen schweren Anstrengungen, die der Ehefrau, die der Mutter obliegen. Sie mag bitten um die Stärke der Liebe, die sich erweiset in Geduld, Sanftmuth, Fügsamkeit, selbst bei rauher Heftigkeit des Mannes. Um die Weisheit des Herzens, die sich bewährt in der Treue und Folgsamkeit gegen die kleinen Pflichten, die täglich, stündlich erfüllt werden müssen, wenn das Glück nicht durch tägliche Tropfen der Bitterkeit unterhöhlt werden soll, wie endlich der härteste Stein; die Pflichten der Ordnung, Achtsamkeit und Zierlichkeit; die der freundlichen Anmuth in jeglichem Thun, und gegen Jeglichen, Kinder und Gesinde, Freunde und Fremde, und vor allem gegen den Mann! Das Alles mag eine Braut wohl erbitten, innig und von Herzen, auch mit Thränen! — Aber nicht solche Gebete sollen sich aus ihrer stummen Brust zum Himmel ringen, wie Röschen aufwärts sandte; nicht solche Thränen soll sie vergießen, wie über ihre erblaßten Wangen flossen! Es war das Gebet, es waren die Thränen der Herzensangst. „O Vater im Himmel, laß mich den schweren Kampf bestehen!

Laß mich meinen Schmerz überwinden! Laß mich die rauhe Bahn der Pflichten gehorsam und getreulich wandeln, auf die Deine dunklen Wege mich geführt!" Auch oft ausschauen mag die Braut nach dem Bräutigam; aber auch nicht wie Röschen, die oft hinausblickte, und nicht wußte, solle es sie mit Sorge oder mit Kränkung erfüllen, daß er so säumig war. Bald lehnte sie im Fenster, und blickte zur Rechten hinaus, wo der Weg von der Oberförsterei herkam, ob sie den Wagen nicht sehe, in dem der Bräutigam sie abholen und zum Pfarrhause führen solle, wo die Brautjungfern ihrer schon lange harren mußten; bald wandte sie sich wieder zu ihrem Betpult und lag auf den Knien, faltete die Hände und weinte.

Ein Name hauchte sich öfters leise über ihre Lippen: „Wilhelm!"

Die Thür öffnete sich. Der Vater trat ein. „Er ist noch immer nicht da," sagte er finster; „allein nun muß er doch gleich kommen. Röse, nimm Dich zusammen! Was hast Du für verweinte Augen! Denke, was Du mir versprochen hast!"

„Ach Vater, das Herz will mir brechen," rief sie schluchzend und sank an seine Brust.

Freudig schlug Reichhelms Herz auch nicht. Aber er drückte sein väterliches Gefühl mit Gewalt zurück, und sagte: „Es ist ja doch nun einmal so weit! Was hilft jetzt das Klagen und Weinen. Es kann Dir nur Schaden bringen. Wenn er sieht, daß Du ihn so ungern nimmst, wird er Dir grollen, und kann Dich hart behandeln. Also, trockne die Thränen, Röse, er muß ja gleich hier sein."

„Ach Vater, Ihr habt leicht reden! Aber ich! Alle die langen Jahre der Trauer liegen vor mir. Wo soll ich den Muth hernehmen! Macht Euch das Geld und das Vornehmsein denn so sehr glücklich, daß Ihr uns beide so un-

glücklich deßhalb machen wollt? Wenn ich an Wilhelm denke, so schlägt mir auch das Gewissen — ich bin ihm treulos! Und wenn man kein gutes Gewissen hat, wo soll man da Kraft finden!"

„Röse," fuhr bei diesem Wort der Alte heftig auf, doch mehr verzweiflungsvoll als zürnend: „willst Du, daß ich mir eine Kugel durch den Kopf jage!"

„Vater!" schrie Röschen entsetzt auf.

„Und anders könnte es nicht kommen, wenn Du nicht den Oberförster heirathest!" sagte er mit furchbar rollenden Augen. „Du fragst, ob mich das Geld denn so sehr glücklich macht, ... Röse, nicht glücklich, unglücklich, unglückselig macht es mich!" Er preßte die geballten Fäuste an die Stirn und schluchzte laut.

„Um Gotteswillen, Vater, was habt Ihr!" rief die Tochter bebend.

„Es muß heraus! Es drückt mir das Herz ab! Ach Röse! Kannst Du denken, ich hätte Dich verkauft um Gewinnsucht? Ach" .... er stockte, es kämpfte in ihm, er wollte etwas sagen, und vermochte es nicht. „Ja, ich will Dir Alles sagen," hub er endlich wieder an, „dann wird mein Herz leichter werden! Du sprachst vom Gewissen! Röse, Röschen! Deines alten Vaters Gewissen ist nicht rein! Es lastet auf ihm wie ein Felsen! Höre denn! Der Böse hat mich verblendet! Auf der Kirmeß habe ich gespielt, — erst getrunken, und dann gespielt — und Alles verloren! Und da ich's dachte wieder zu gewinnen, borgte ich und verlor wieder, und endlich .... ach, laß mich meine Schande nicht aussprechen!"

Röschen hing in den Armen des Vaters, der sie heftig an sich preßte. „Die fehlenden Gelder in der Holzkasse hat der Oberförster gedeckt," fuhr er fort, „er bezahlt auch meine Schulden. Heut noch bringt er mir das Geld, sonst schleppen sie mich morgen in den Schuldthurm ...."

Röschen sank fast in die Knie, nur die fest um den Hals des alten Vaters geschlungenen Arme hielten sie noch. „Ich will Alles, Alles für Euch thun, Vater," rief sie, ... „und Wilhelm wird mir vergeben! — Ich will auch heiter werden ...."

„Und nun kommt er nicht," unterbrach sie der Vater, „und mir steigt die Angst auf, es ist ihm wieder leid geworden, und Schande und Elend kommt über mich und Dich!"

„Er wird kommen, er wird gewiß kommen, Vater," tröstete ihn Röschen, „er hat es ja noch gestern beim Abschied zu uns gesagt. — Um sieben Uhr früh bin ich vor Deiner Thür! Das waren seine letzten Worte."

„Es ist aber bald acht Uhr und sie läuten drüben im Dorf schon zum zweiten Male," antwortete der Vater. „Wenn wir nicht bald hinüber kommen in's Pfarrhaus, muß der Gottesdienst angehen, und die Trauung kann nicht vorher mehr stattfinden."

„Weißt Du was, Vater, wir wollen immer zusammen hinunter gehen. Wenn der Oberförster — wenn mein Bräutigam," verbesserte sie sich, „indessen kommt, mich abzuholen, so sagt ihm Christine, daß wir schon fort sind, weil wir dem Pfarrer Bescheid sagen wollten wegen der Verspätung. — Holt er uns ein mit dem Wagen, so ist es gut. Wo nicht, so wissen doch auch der Pfarrer und die Mädchen drunten, daß wir nicht Schuld sind an dem Verzögern!"

Der alte Förster stand unschlüssig.

„Ja, laß uns gehen, lieber Vater," drängte Röschen. „Die Morgenluft wird mich erfrischen; im Gehen trocknen die Thränen leichter, und ich werde frischer und heiterer sein nach dem Gang! — Habe nur keine Angst und keinen Gram mehr, liebster Vater," bat Röschen mit herzlichem Ton.

Sie gingen.

Es war ein kurzes Stündchen bis zum Pfarrhause und

Dorf hinunter. Ein schattiger Waldpfad, auf weichem Rasen. Die Vögel sangen, die Sonne schien, die Bäume rauschten flüsternd, ein mildes Lüftchen mit Balsamdüften des Waldes umhauchte die Wandelnden. Rings umher in der Natur Alles so entzückend, so selig friedlich; Gottes schöne Erde kümmert sich nicht um den Schmerz der Menschen, die auf ihr wohnen! Sie grünt und blüht, und Himmel und Sonne lächeln, ob auch Alles in Kummer und Thränen verginge!

Röschen raffte ihre ganze Kraft zusammen; sie ging still an der Seite des Vaters, allein ihr Herz wurde muthiger. Wußte sie doch jetzt, daß sie ein edles Opfer brachte für ihren alten Vater. Er hatte sich schwer verirrt; aber die Tochter wollte nicht richten, sie wollte nur retten!

„Hast Du Wilhelm gestern noch gesprochen?" fragte, nachdem sie ein Weilchen stumm nebeneinander hingegangen waren, der Förster.

„Ja, Vater, gestern Abend," erwiederte Röschen erröthend, „als es dämmerte. Er hat mir Lebewohl gesagt, — auf ewig!"

„Auf ewig!"

„Ja; er hat dem Oberförster den Dienst gekündigt. „„Ich kann's nicht aushalten dort zu bleiben,"" sagte er. — „Ich konnte mir das wohl denken!" fügte sie leise hinzu.

„Und was will er anfangen?" fragte der Förster.

„In die weite Welt gehen; Soldat werden," schluchzte sie.

„Soldat!" wiederholte Reichhelm. „Und gestern Abend hat er Abschied von Dir genommen? — Mir war, als hätte ich ihn heut früh, vor Tagesanbruch, um das Haus streifen sehen. Es ließ mir keine Ruhe in der Nacht. Ich sah eine dunkle Gestalt mit einem Gewehr an den Büschen Deiner Fenster gegenüber hinschleichen."

„Er mag es gewesen sein," antwortete Röschen schüchtern; „aber ich weiß von nichts, Vater; gewiß nicht!"

„Ich glaube Dir's, Kind;“ antwortete er. „Ich dachte selbst erst, es sei ein Wilddieb, und wollte mein Gewehr nehmen ....“

„Ach!“ rief Röschen dazwischen, erschreckt vor dem Gedanken, daß der Vater auf Wilhelm hätte schießen können.

„Sei ruhig, Röse, es ist nichts geschehen; ich dachte .... ein Wilddieb! .... Mag der arme Teufel einen Hasen oder meinethalben ein Reh schießen, — es giebt schlimmere Leute ...“

Er schwieg; Röschen senkte das Haupt; sie gingen stumm zusammen weiter.

Jetzt tönte das Läuten abermals und ihnen ganz nahe und hell in's Ohr. Sie waren gleich aus dem Walde, und hatten dann nur noch ein Stückchen zwischen den Feldern zu gehen, und die kleine Anhöhe hinan, auf der Kirche und Pfarrhaus lagen.

„Da wird er kommen,“ rief der Förster und sah sich nach dem Walde um, weil er Pferde zu hören vermeinte. Es war aber ein Reiter, der aus dem Busch hervorsprengte; einen Wagen sah man nicht. „Das ist ja der Christoph, der Kutscher,“ rief Reichhelm verwundert, „er kommt zu Pferde. Es muß etwas vorgefallen sein!“

Seine Sorge, daß irgend ein Unfall die Hochzeit stören, und er doch noch seinem Schicksal anheim fallen werde, wuchs in diesem Augenblick mächtig; es lastete wie ein Stein auf seinem Herzen.

„Mein Jesus! Wie sieht der Christoph aus,“ sprach Röschen ängstlich zu ihrem Vater, als er näher herankam, „so bleich wie der Tod, und das Haar fliegt ihm so wild um den Kopf!“

„Vom raschen Reiten,“ meinte der Förster; doch ein Schauer überrieselte ihn.

Jetzt war der Reiter dicht heran, hielt das Pferd an, kam im Schritt näher. „Was bringst Du uns, Christoph,“

rief ihm Reichhelm entgegen; „ist etwas vorgefallen? Wir haben bis auf den letzten Augenblick auf den Herrn Oberförster gewartet!“

„Ihr würdet bis an den jüngsten Tag vergeblich warten,“ antwortete der Kutscher, tief Athem schöpfend, „der Herr ist ermordet!“

„Jesus Maria!“ rief Röschen aus, und sank in die Knie. Der Vater fing sie auf, stand aber wie verstarrt, nur daß er an allen Gliedern zitterte. Er konnte zu der Frage nach dem „Wie“ kein Wort über die Zunge bringen.

Christoph, wie er roh mit der Nachricht herausgebrochen war, nach Art gemeiner Naturen in einer Art von Stolz, daß er so Unerhörtes mittheile, ließ auch mit dem Bericht nicht auf sich warten. „Auf dem Richtwege, mitten im Fichtenwalde, drunten am Spitzberg hat ihn Raubgesindel angefallen, aber er muß noch gelebt haben, denn sie haben ihm auch noch den Hirnschädel eingeschlagen. — Da er in der Nacht nicht zu Haus kam, — sie erwarteten ihn schon um eilf Uhr, dachten sie erst, er würde mit mir kommen, heut früh um fünf Uhr, denn ich bin vor drei Uhr aus Gotha weggefahren. Da ich ihn aber auch nicht brachte, wurde uns Allen bange. Wir machten uns auf, ich sattelte mir den Rappen und ritt den Richtweg, weil ich wußte, daß der Herr ihn nehmen wollte; der Hausknecht Jakob und mein Stallbursch gingen rechts und links die Fußsteige. Eine Stunde war ich geritten, da traf ich die Leiche im Blute. Der Fritz hat das Pferd aufgefangen.“

Reichhelm hörte die Erzählung halb in dumpfer Betäubung; jedes Wort traf ihn wie ein Keulenschlag. Es war ihm, als müsse ihm Kopf und Brust springen.

„Und wer .... habt Ihr keine Spur gefunden, ... vermuthet man denn ....“ fragte er im verworrenen Herausstoßen der halb abgebrochenen Phrasen.

„Wer? Ja wer!“ antwortete Christoph. „Spuren haben wir noch nicht .... aber was man vermuthet ....“

„Nun? Und was?“ fragte Reichhelm und sein Herz schlug noch stärker, und sein bleiches Antlitz wurde fahl grau. „Ich will mir nichts um den Hals reden ... man vermuthet genug, aber ich sage nichts, ich weiß von nichts. — Der Wilhelm ist seit gestern ....“

„Schweig! Um Jesu Gnaden willen,“ — rief der Förster mit unterdrückter Stimme, todeserschreckt, ... „Du brächtest mein Kind um!“

Er fühlte, daß Röschen, zum Bewußtsein zurückkehrend, sich in seinen Armen bewegte. Eine grauenvolle Ahnung durchschauerte ihn. — Wenn Wilhelm in der Verzweiflung, ... er hatte Abschied von Röschen genommen, — war auf immer fort!

„Vater,“ traf jetzt die bebende Stimme seines Kindes das Ohr des Unglücklichen! Er war dem Wahnsinn nahe!

Mühsam raffte er endlich seine Besonnenheit so weit zusammen, daß er Christoph bat, vollends nach dem Pfarrhause zu reiten, das Unglück dort zu melden, und Hülfe für Röschen, die zu kraftlos war, weiter zu gehen, herbei zu holen. Christoph ritt davon. Reichhelm ließ Röschen auf dem Rasen am Fuß eines Hollunderbusches nieder, setzte sich zu ihr, und nahm ihr Haupt in seinen Schooß. Die Ohnmacht kehrte ihr zurück; sie blieb bewußtlos, tief athmend in den Armen des Vaters. Dieser starrte sein bleiches Kind mit unverwandten Augen an, und indem ihm die Thränen herabflossen, murmelte er nur, ganz leise flehend: „Gott im Himmel! Strafe mich nicht zu schrecklich! Laß sie nicht sterben! O guter Gott, ich hätte sie ja gemordet!“

In seine Angst und seine Schmerzen tönte das friedliche Geläut der Dorfkirchenglocken fortdauernt hinein. Plötzlich verstummte es. — Reichhelm schauderte zusammen. Jetzt

war die Nachricht dorthin gekommen! Nur wenige Minuten dauerte es, da kamen der Pfarrer und die geputzten Dorfmädchen, die Röschen zur Kirche hatten geleiten wollen, und suchten die unglückliche Braut auf der Landstraße auf. Der Pfarrer nahte dem Vater mit sanft tröstendem Zuspruch; die Mädchen richteten Röschen auf. Sie erwachte halb aus ihrer tiefen Ohnmacht, so daß sie, auf beiden Seiten gestützt, sich nach dem Pfarrhause führen ließ. Dort hatten sich alle Dorfbewohner versammelt. Auch Steffen und Caspar Schwarz. Der erste war fast so bleich wie der Förster; Caspar sah so finster aus, wie eine schwarze Wetterwolke.

„Ich denke,“ murmelte er Steffen zu, da sie beide etwas zurückgezogen standen, „am Ende werden wir beide vor Gericht erscheinen müssen!“

„Wie das, wie so?“ fragte dieser bestürzt.

„Hm! Erinnerst Du Dich nicht an gestern? Hast Du vergessen, was der Wilhelm mit dem Oberförster vorhatte? — Er ist fort!“

„Halt Dein Maul!“ fuhr ihn Steffen an, „was brauchen wir davon zu wissen. Willst Du einem Menschen den Strick an den Hals reden?“

„Es könnte noch etwas Anderes werden als der Strick ... das Rad!“

„Schweig! Was weißt Du, — nichts weißt Du, Du kannst nichts wissen, Du darfst nichts wissen,“ eiferte Steffen, der eben so gutmüthige Scheu trug, den Verdacht gegen den unglücklichen Wilhelm zu bestärken, als eigennützige Furcht hegte, sich selbst in den Prozeß hineinzuschwatzen. „Niemand wird uns fragen, und Du wirst doch nicht des Teufels sein und davon schwatzen,“ fügte er hinzu, da Caspar eine bedenkliche Miene zog.

„Du verstehst nichts von Criminalsachen!“ antwortete er. „Der Christoph hat zu des Hänsels Knecht geschwatzt, —

der Hänsel zu uns! Wer weiß wie sich das herumplaudert! Wir müßten's eigentlich von Rechtswegen anzeigen, was wir gewußt und gehört haben."

„Ich glaube, Dich reitet der Teufel! Du bist verrückt," rief Steffen und glühte vor Eifer. „Der Oberförster ist todt, und mag ihn erschlagen haben, wer will, ich weiß von nichts!"

Caspar schwieg. „Siehst Du aber jetzt," hub er nach einigen Augenblicken ebenso an, „wie einer hineinkommen kann in's Netz des Teufels? Der Wilhelm war gewiß ein redlicher Kerl, der sein Tage nicht an Mord und Todschlag gedacht hat, und dem es keiner gewahrsagt hätte, daß er noch zu Galgen und Rad kommen könnte!"

„Ich wollte, Du kämest selbst dazu, wenn Du nicht Dein Lästermaul halten kannst! Weißt Du denn so gewiß, daß es der arme Hagen gewesen ist?"

„Hm!" summte Caspar und schüttelte den Kopf, „man müßte wenig erlebt und gehört haben von Mord und Räubergeschichten, wenn man sich hier irren sollte! — Ich sage Dir aber nur, wie man zu etwas kommen kann! Hätte der Christoph nicht geplaudert, — es ist beinahe wie bei dem Hirten, wovon ich erzählte!"

„Erinnere mich nicht an die Schaudergeschichte, mir wird übel!"

„Erinnere Dich nur erst recht daran, es kann Dir zur Warnung und Vorsicht dienen, wenn ...."

„Was! Du bleibst am Ende dabei, ich könnte selbst ein Menschenfresser werden?"

„Wer weiß! Es ist Mancher geworden, was er nicht gedacht hat."

„Du ..... mit Deinem verfluchten „Wer weiß!" Ich wollte ...." fing Steffen eben an, Caspar zu antworten, als eine Stimme ihn anredete: „Lebrecht Steffen, Euch und

Caspar Schwarz muß ich auch befragen." — Es war der Dorfschulze. Steffen zuckte zusammen, als habe ihn eine Schlange gebissen. „Mich?" fragte er.

Während sich Caspar und Steffen nämlich so eifrig unterhielten, hatte der Schulze sich in der Pfarrstube von Christoph Alles erzählen lassen, was dieser wußte. Es sollte nun mit Hülfe des Pfarrers, da dem Schulzen die Sache allzuschwer von der Hand ging, ein Protokoll aufgenommen und nach Gotha geschickt werden. Christoph hatte erwähnt, daß er gestern am Gasthof zum goldenen Hirsch gehalten, wo in Steffens und Caspar Schwarzens Gegenwart ein Wortwechsel zwischen dem Oberförster und Wilhelm stattgefunden habe, wovon der erstere unterweges zum Kutscher gesprochen. Die Aussage der beiden Zeugen wurde mithin wichtig.

„Siehst Du, daß ich's verstehe," sagte Caspar leise nach des Schulzens Anrede.

So sehr sich Steffen innerlich sträubte, es blieb ihm keine Wahl, er mußte in die Pfarrstube kommen, und sich vernehmen lassen.

Es ging verwirrt zu im Pfarrhause. Während in der Arbeitsstube des Pfarrers das Verhör stattfand, und das Protokoll angefertigt wurde, lag drüben Röschen wie von einem Fieber geschüttelt auf dem Bett der Pfarrerin, und diese pflegte sie. Von den Mädchen, die die Brautführerinnen sein sollten, leisteten einige der Predigerfrau Hülfe; die andern standen traurig beisammen. Eine nach der andern schlich endlich fort; denn mit der Hochzeit war es freilich vorbei. — Förster Reichhelm saß neben seiner Tochter am Bett, und sagte kein Wort, aber er dachte: „Ach, wenn sie stürbe und ich mit!" — Die Bauern standen noch eine Weile in der Hausflur und draußen vor der Thür in Gruppen zusammen, und Jeder gab seine Meinungen und Vermuthungen über die That.

Die Einen glaubten, sie sei aus Rache geschehen, und Wilhelm habe dem Oberförster aufgelauert. Die ihm wohl wollten, meinten indessen, beide könnten wohl zufällig aufeinander getroffen sein, und augenblicklicher Zorn das Unglück angerichtet haben.

„Wir werden ganz berüchtigt werden in unserer Gegend," äußerte Einer, „vor zwei Tagen der Müller Armberger, und jetzt der Oberförster!" — „Huy!" schoß es Einem auf, „wenn die beiden Mordthaten von derselben Hand verübt wären, — wenn der Wilhelm versucht hätte, reich zu werden, um die Heirath des Oberförsters rückgängig zu machen!" — „Albernes Geschwätz," fuhr Caspar Schwarz, der eben aus der Verhörsstube trat, dazwischen, als er diese Muthmaßung hörte, „da müßte ja der Wilhelm verrückt gewesen sein! Es hätte ihn ja gleich in Verdacht gebracht, wenn er plötzlich so viel Geld gehabt hätte!" Die Bauern sperrten dumm den Mund auf, und mußten gestehen, daß Caspar Recht hatte.

„Wenn er aber bloß Rache am Oberförster nehmen wollte, hätte er ihn doch nicht zu berauben brauchen," wandte Einer ein. Caspar stutzte: „Hm!" sagte er: „Aber wer weiß, ob ihn der Teufel nicht nachher verblendete, und wenn er fort wollte, mußte er das Geld haben!"

„Freilich, freilich," murmelten die Andern.

Indessen war das Protokoll fertig geworden, und der Schulze eilte in's Dorf, um sogleich anzuspannen und nach Gotha zum Criminalgericht damit zu fahren.

Der Pfarrer hatte gleichfalls seinen Wagen anspannen lassen, um Röschen nach Haus zu bringen; ihr Vater begleitete sie, von Sorge, Gewissensangst und Herzenskummer fast zermalmt. Er saß neben der Tochter, die in ihrem weißen Brautkleide, matt mit dem Haupte an ihn gelehnt, einer geknickten Lilie glich. Und immer wieder kehrte ihm der düstre Wunsch

zurück: „O, wäre das der Wagen, der uns beide zu einer Gruft führte!“

Das war das Ende eines Hochzeitstages!

Aber es war nicht das Ende des Endes! Es folgte noch manches Bittere nach!

Der Schulze kam zum Criminalgericht. Ein Rath fuhr sogleich nebst etlichen Gerichtsgehülfen mit Courierpferden hinaus an die Stelle, wo die Mordthat geschehen war. Die Leiche war noch dort, von dem Stallbuben Fritz und dem Hausknecht Jakob bewacht. Der Rath untersuchte die Blutspuren, er forschte auf dem Boden nach Fußtritten; aber im hohen Grase und Farrenkraut ließ sich nichts entdecken. Das schärfste Jägerauge erkannte keine Fährte, obwohl zertretenes Gras genug. Das Geld, was, nach sicherer Ermittelung, der Oberförster bei sich getragen hatte, war fort; aber die Brieftasche und die leere Börse waren da; auch die Uhr. Der Thäter war vorsichtig genug gewesen, nichts zu nehmen, was ihn verrathen konnte; das Geld bestand in Bankscheinen, die jeder lösen konnte. Der Schuß war gleich über die Hüfte durch die Weichen, die Kugel auf der andern Seite wieder hinausgegangen. Die Brieftasche war unverletzt davon. Als der Criminalrath sie besichtigte, murmelte er: „Wenn der Schuß durchgegangen wäre, hätten die Bankscheine durchlöchert werden müssen. Das wäre ein Kennzeichen geworden! Muthmaßlich hat also ein sehr geübter Schütze oder ein sehr geübter Verbrecher den Schuß gethan!“

Der Schädel war an zwei Stellen eingeschlagen. Entweder hatte der Getroffene noch so viel Kraft gehabt, um sich zur Wehr zu setzen, und es war ein Kampf entstanden; oder, was wahrscheinlicher blieb, er war vom Pferde gestürzt, hatte aber noch gelebt, und der Mörder ihn durch die Kolbenschläge vollends getödtet. — Der Criminalrath betastete die einge-

drückten Stellen genau. Plötzlich glitt ein Zug des Erstaunens über sein Gesicht; er zupfte und rupfte etwas in dem blutig zusammengeleimten Haar; offenbar hatte er einen Gegenstand gefunden, der ihm wichtig schien. Doch äußerte er nichts; man sah nur, daß er sich abwandte und etwas in seine Brieftasche zu legen schien, eine Flocke des Haares oder etwas dergleichen.

Natürlich wurde auch über diese Untersuchung ein Protokoll aufgenommen in der Oberförsterei, wohin man die Leiche brachte. In Folge des Verdachts, der sich gegen Wilhelm herausstellte, wurde dieser durch die Amtsblätter aufgefordert, sich zur Vernehmung zu stellen, zugleich aber auch mittelst eines beigefügten Signalements seine Person genau beschrieben, und die Gerichte aufgefordert, ihn, als eines schweren Verbrechens verdächtig, wo er sich betreffen lasse, zu verhaften, und nach Gotha zu senden.

Der alte Reichhelm wurde verhaftet, schon am Tage darauf, von seinen Gläubigern. Da er von seinem Gewissen gedrückt, auch seine durch den Oberförster verdeckten Unrechtlichkeiten selbst angab, wurde er seines Dienstes entlassen, indeß von weiterer Bestrafung abgesehen. Er saß nun gänzlich mittellos, gebrochenen Herzens, einsam im Gefängniß, denn Röschen konnte ihm nicht beistehen, da sie am Nervenfieber schwer krank im Hause des Pfarrers lag, der die Unglückliche zu sich genommen.

So vergingen einige Monden. Von Wilhelm war keine Spur aufgefunden; das Verbrechen blieb unenthüllt, aber doch war es unzweifelhaft, daß er es begangen.

Endlich war über Jahr und Tag verstrichen; Wilhelm blieb verschollen. Da warb ein junger Pachter, ein Brudersohn des Pfarrers Erich, um Röschens Hand. Durch Zufall war er gerade an dem Unglückstage zum Besuch bei seinem Oheim, und hatte Röschen in ihrem Schmerz und in ihrer

hingebenden Liebe gesehen. Das Bild des reizenden Mädchens in ihren Thränen war ihm tief in's Herz gedrungen. In solcher Jugend verschönt der Schmerz, und erhöht den Reiz der Liebe. Der junge Mann war von der heftigsten Leidenschaft ergriffen worden. Allein er war blutarm, und konnte nicht daran denken, zu heirathen; seine kleine Verwalterstelle bei einem Gutsbesitzer in Meklenburg warf das nicht ab. — Doch das Glück wollte ihm wohl: er hatte einen Gewinnst im Hamburger Lotto gemacht, damit eine eigene Pachtung übernommen, die Wirthschaft eingerichtet, so daß es gut gehen konnte, und kehrte nun in's Pfarrhaus zurück, wo das arme Röschen Aufnahme gefunden hatte, um um sie zu freien. Sie kämpfte einen schweren Kampf; doch sie sah, daß es ein braver redlicher Mensch war, der Pfarrer redete zu, und so sagte sie ihr Ja. Und sagte es, wenn nicht mit liebendem, doch mit dankbarem Herzen, denn er versprach ihr, ihren alten, kranken, verzweifelnden Vater aus dem Schuldgefängniß zu befreien, und hielt Wort. Am Hochzeitstage war Reichhelm auf freiem Fuße, wohnte dem ganz stillen Feste in tiefer Rührung und Reue bei, und zog dann mit der Tochter auf ihr Pachtgütchen, wo ihm der wackere Schwiegersohn eine Freistatt für den Rest seiner Lebenstage angeboten hatte.

Röschen weinte wohl manchesmal im Stillen und dachte an Wilhelm, und wollte nicht glauben, daß er so schwere That verübt habe, — aber sein Verschwinden und sein Verhalten sprach ihn offenbar schuldig. „Es ist Dir nun einmal von Gott beschieden, sagte sie sich im stillen Gebet, daß Du das Opfer kindlicher Pflichten werden sollst.“ Und so fand sie sich in ihr Loos, und war so glücklich, als Treue, sanfter Gehorsam und reines Bewußtsein eine Frau machen können.

Das Paar war in der Dorfkirche getraut worden. Die ganze Gemeinde hatte der heiligen Handlung in ernster, stiller Theilnahme beigewohnt. Auch Caspar und Steffen.

Etliche Monate darnach, an einem rauhen regnigten Novemberabend, saßen sie wieder beim Hänsel, und schwatzten gemüthlich, während sie ihr Gläschen tranken. Sie kamen wieder auf das alte Thema — Criminalgeschichten.

„Es ist nix mit Deinen Reden!" rief Steffen, „Du hast doch Unrecht. Nicht alle Verbrechen kommen an den Tag. Kein Mensch hat erfahren, wer den Müller Armberger umgebracht hat!"

„Es ist noch nicht aller Tage Abend!"

„Und keiner weiß auch, wer den Oberförster erschossen hat!"

„Oho!"

„Nun, Du kannst doch nicht mit Gewißheit sagen, daß es der Wilhelm gewesen ist, und kein Mensch kann's sagen! Er kann so unschuldig sein wie ich und Du, die wir auch von dem Gelde gewußt, und den Oberförster doch nicht erschossen haben, und nimmermehr Einen erschießen werden!"

„Wer weiß!"

„Daß Dich die Pest!" — fuhr Steffen auf; „nein, solche Reden sind vertracktes dummes Zeug. Möchtest unser einen gar selbst auf's Rad schwatzen. Aber ich bleibe dabei, alle Verbrechen kommen nicht an den Tag, und die beiden Mordthaten werden auch nicht mehr herauskommen!"

„Wer weiß!"

Zweite Abtheilung.

Die Enthüllung.

Erstes Kapitel.

Vor einen Gasthof in einer kleinen Stadt im Hannöverschen rollte ein eleganter Reisewagen mit vier Pferden bespannt. Auf die Töne des blasenden Postillons eilten der Wirth und ein Mitteldiug zwischen Kellner und Hausknecht vor die Hausthür, dem muthmaßlich einsprechenden Fremden entgegen. Zwanzig Köpfe steckten sich aus den Fenstern der umliegenden Häuser; denn eine Extrapost war, obwohl nicht in jenen Zeiten überhaupt eine Seltenheit, doch eine sehr seltene Sache in dem Städtchen; vollends eine vierspännige!

Ein Mann in rüstigen Jahren, dessen ganze Haltung den Soldaten verrieth, wenn auch nicht ein schwarzer, mit grauem Haar stark versetzter Schnurrbart ein besonderes Kennzeichen abgegeben hätte, saß im zurückgeschlagenen Fond des Wagens; ein Diener auf dem Bock neben dem Postillon. Eine runde schwarze Feldmütze ohne Schirm noch Abzeichen bedeckte sein Haupt; die Stirn zeigte eine breite Narbe; das Angesicht war sonnverbrannt, das Auge dunkel und ernst, der Mund weich. Tiefe Falten um das Kinn verriethen äußere und innere Lebenskämpfe, durch die der Reisende angegriffen und gestählt zugleich erschien.

„Kann ich einige Zimmer bei Ihnen haben?" fragte er den Wirth; „es könnte aber sein, daß ich mehrere Tage hier bliebe."

„Mein ganzes Haus steht Ew. Gnaden zu Befehl," erwiederte der Wirth, „allein für diese Nacht würden sich Ew. Gnaden etwas behelfen müssen! Denn wir haben einen Ball im Hause, zu dem ich außer dem Saal noch alle guten Zimmer eingeräumt habe. Nur nach hinten hinaus könnte ich Ew. Excellenz (er wechselte in den Titeln, je nachdem ihm der Reisende vornehm erschien) noch zwei kleine Zimmer anbieten!"

„Da wird es wohl heut sehr unruhig im Hause hergehen," bemerkte der Fremde. „Das ist das Schlimmste bei der Sache. Ich liebe die Stille. Indessen, auf eine Nacht lasse ich's ankommen; ich bleibe hier. Wilhelm," rief er seinem Diener zu, „besorge das Abpacken!"

Rasch in seinen Bewegungen, wie er es in seinen Entschlüssen zu sein schien, setzte er schon den Fuß auf den Wagentritt, als er das letzte Wort noch im Munde hatte, und schritt dem Hause zu. Der Kellner-Hausknecht, das einzige männliche dienende Individuum des Hauses, nahm ihm den Mantel ab, und ging voran, ihm den Weg nach den Zimmern zu zeigen. Er führte den Gast eine ziemliche breite und helle Vorderstiege hinauf, dann aber in den Seitenflügel durch einen schmalen und nicht allzuhohen Corridor, der nach dem Hofe offen war; die letzte Thür dieser etwas gebrechlichen und unvollkommen bedeckten hölzernen Gallerie, war die zu den Zimmern der Fremden. Die Fenster des einen gingen nach dem schmalen Seitengäßchen hinaus, das mit dem Flügelgebäude des Gasthauses parallel lief; die des andern lagen aber nach dem Garten. Ein Blick auf die ganze Localität zeigte, daß es, außer den Zimmern im Vordergebäude, die besten im Hause sein mußten.

Kaum war der Diener mit dem Gepäck eingetreten, als auch schon der Wirth, nach dem meist sehr lästigen Gebrauch kleinstädtischer Gastwirthe, im Zimmer erschien, angeblich um nach den Befehlen des vornehmen Gastes zu fragen, eigentlich aber für die eigene Neugier die möglichste Ausbeute zu erlangen.

Diesmal aber kehrte sich die Sache um. Der Fremde fragte; aber nicht wie ein müßig Neugieriger, sondern kurz, bestimmt, wie ein Feldherr, der sich zu orientiren hat, wie ein Fürst, der von seinem Untergebenen Auskunft verlangt. So hoch er sich dabei über die Vertraulichkeit mit dem Wirth, Herrn Schwalbe, stellte, so mußte dieser doch mit allen seinen Kenntnissen über die Amtsverhältnisse, Ein- und Umwohner, nahe liegenden Landgüter, ansäßigen Familien u. s. w. herausrücken. Schwalbe war über diese Ausforschung, so abhängig er dabei von dem Fremden war, dem man beinahe unwillkührlich gehorchen mußte, doch keinesweges ungehalten. Denn diese Aufgabe befriedigte den Kitzel seiner Eitelkeit in eben dem Maaße, als die andere, den Fremden auszuforschen, seine Neugier befriedigt hätte. Er verließ nach einer Viertelstunde den Gast unter den tiefsten Verbeugungen, und konnte sich das Zeugniß geben, daß auf vier Meilen in der Runde kein Rittergut liege, dessen Besitzer er diesem nicht genannt habe, und in der Stadt keine ballfähige Familie — er rechnete nach dem heutigen Ball — wohne, von der der Reisende nicht gleichfalls Namen, Stand und Beschäftigung erfahren habe, mit einer möglichst reichlichen Zugabe an biographischen und familienhistorischen Notizen. — So ging Elias Schwalbe, seinen eigenen Namen hatte er dem Gast auch nicht verheimlicht, sehr selbstzufrieden die Stiege im Vorderhause hinab. Nur, wie nichts im Leben vollkommen ist, einen kleinen Stachel der Unzufriedenheit trug er im Herzen mit hinab. Der Fremde hatte sich wahrhaft undank-

bar gezeigt; denn als, für so viele eben so authentische als anziehende Mittheilungen, Elias Schwalbe wohl mit vollem Recht eine kleine Gegengabe nicht einmal forderte, sondern nur erbat, nämlich Stand und Namen des Fremden, um Beides landesvorschriftsmäßig in sein Buch einzutragen, hatte dieser kurz geantwortet: „Mein Diener wird das besorgen!“ — Wenig Urbanität, auf Ehre! dachte Schwalbe im Aufwärtssteigen. Eine berechtigte Forderung, eine Pflichterfüllung einerseits, so preciös an den Bedienten zu verweisen, — aber, erfüllen muß ich die Pflicht, so widerwärtig es mir jetzo ist; die Polizeiverordnung muß respektirt werden! Was wird der Herr Polizei-Hauptmann sagen, wenn er heut auf den Ball kommt, und ich ihm nicht einmal Rapport abstatten kann!“ Er war mit diesen Gedanken in ziemlich gesetztem Schritt auf den letzten Stufen der Treppe angelangt, als er plötzlich, als habe ihm ein unsichtbarer Reiter die Sporen gegeben, in den ungesetztesten Sätzen den Rest hinunterflog. Die Ursache war die: Es rollte unvermuthet früh schon ein Wagen vor die Thür, der Ballgäste brachte. Schwalbe schoß vor's Hausthor, und wetterte den Hausknecht-Kellner an, daß er noch nicht am Wagenschlag sei, um dem Herrn Oberforstmeister von Allersleben hinaus zu helfen. Sehr unnöthige Scheltworte, da schon der Diener des Oberforstmeisters das Geschäft ausführte, und seinen etwas beleibten Herrn, wie den beiden Gästen, die mit im Wagen saßen, hülfreiche Hand leistete.

„Nun Herr Schwalbe? Alles in Ordnung?“

„Hoffe, hoffe unterthänigst, Herr Oberforstmeister, aber noch sehr früh, geruhen zu bemerken, — noch sehr früh!“

„Als Ressourcenvorsteher muß ich etwas zeitig nach dem Rechten sehn“, war des Oberforstmeisters Antwort. „Darf ich bitten mir zu folgen, Herr Präsident, Herr Assessor!“ wandte er sich zu den beiden Herren, einem älteren, und

einem jüngeren, die ihn begleiteten; „ich muß mir schon erlauben, voranzugehen, um Sie auf die richtige Fährte zu leiten!“ Mit dieser weder allzuseitenen, noch allzufeinen Metapher, — er liebte es in Jagdgleichnissen und Ausdrücken zu reden, — schritt er voran, die Treppe hinauf; Schwalbe wedelte diensteifrig hintennach.

Der Ball war zwar ein gemeinsamer des ganzen Städtchens, d. h. aller Mitglieder der Ressource, wozu auch ein großer Theil des umwohnenden Landadels gehörte, allein er war doch diesmal auch besonders zu Ehren der beiden Herren veranstaltet, die sich in der Begleitung des Oberforstmeisters befanden. Es waren der Kammerpräsident Seebach aus Gotha und sein Neffe, Assessor Adolph Seebach, die, entfernte Verwandte des Oberforstmeisters, einen Besuch bei ihm machten, und denen er mittelst dieses Festes, welches er als Vorsteher der Ressource veranstaltet hatte, das ganze Städtchen und die Umgegend mit einem Schlage vorstellen wollte.

Mit der Selbstgefälligkeit eines Bewohners der Stadt, welcher Ehre und Glanz derselben repräsentiren sollte, zeigte er den Gästen die Räume, in denen das Fest stattfinden sollte. „Nicht wahr“, flüsterte er dem Präsidenten zu, damit der Wirth es nicht hören sollte, „das sind ganz hübsche Zimmer? Der Wirth ist ein naseweiser, sonst aber gescheidter Kerl in seinem Fach. Er versteht etwas einzurichten. Für eine kleine Stadt sind diese Tapeten und Meubles doch ganz anständig.“

„Ich kenne manche Wohnung vornehmer Leute in großen Residenzen, die nicht so reich eingerichtet ist“, erwiederte der Präsident höflich.

„Sind auch die Zimmer im oberen Stockwerk eingerichtet, lieber Schwalbe?“ fragte der Oberforstmeister; das Adjectivum war eine Folge der ausgesprochenen Zufriedenheit des Präsidenten.

„Zu Befehl, Herr Oberforstmeister! — Ich habe alle Betten ausräumen lassen, alles in die Polterkammern geschafft. Keinen Däumling könnte ich heut die Nacht über beherbergen, wenn das Schicksal wollte, daß noch Jemand einträfe. Er muß weiter fahren, ich kann ihm nicht helfen, und im „schwarzen Bären" oder „rothen Ochsen" sein Unterkommen suchen. — Nur einen Gast habe ich nicht abweisen können; er sah mir gar zu reputirlich aus; dem habe ich die beiden Hinterzimmerchen für diese Nacht gegeben, die einzigen, die ich nicht mit Gerümpel und Bettstellen vollgestopft habe!"

„So?" antwortete der Oberforstmeister zerstreut, indem er sich in den Zimmern umsah. „Noch ein paar Wandleuchter, Schwalbe, könnten wir anbringen! Die Zimmer werden nicht hell genug sein."

Schwalbe verbeugte sich. „Werd's noch rasch besorgen!" antwortete er. „Habe da noch schöne Lampen mit Reverbers, von der Gartenbeleuchtung, — wenn die belieben sollten?"

„Ja, ja, ganz gut; nur hell! — Ist den Herren gefällig den Tanzsaal zu sehen?"

Auf ein höflich beistimmendes Zeichen schritt der Oberforstmeister voran, die Gäste folgten, Schwalbe strich hinterdrein.

„Eine recht hübsche Enfilade," bemerkte der Präsident gefällig, indem sie durch die Vorderzimmer gingen; „und hier öffnet sich ja noch eine ganze Folge von Zimmern!"

Sie traten in diejenigen, welche im rechten Seitenflügel des Hauses mit den Fenstern nach dem Hof lagen. An diese stieß der Tanzsaal, im Hinter-Quergebäude, mit den Fenstern in den Garten. Er war geräumig genug, die Wände grell roth gemalt, mit breiten, bunten Arabesken; oben lief eine Gallerie um, die auf der linken schmalen Wandseite den Orchesterraum bildete.

„Hm! Hübsch! Freundlich! Geräumig!" sagte der höfliche

Präsident, dem im Uebrigen die derb aufgetragene Malerei und Herausputzung nicht sonderlich behagte.

„Und, ich sage Ihnen, meine Herren," sprach der Oberforstmeister halb laut mit bedeutsamem Lächeln, „Sie werden zufrieden sein mit dem jungen Wildstand, den ich Ihnen heut hier vorführen will!"

Schwalbe, den es etwas wurmte, daß der Oberforstmeister nicht näher auf seine Andeutung über den merkwürdigen Gast eingegangen war, äußerte, sehr pfiffig, wie er glaubte: „Einer wird nicht sehr vergnügt sein über den heutigen Ball . . . . mein Gast, der hier in dem anstoßenden Zimmer wohnt. Das Orchester hat er fast über dem Kopf und die Tanzenden dicht neben sich."

„Ja, das sind verzweifelte Lagen, in die ein Reisender kommen kann," bemerkte der Präsident zu dem den Wirth zerstreut, aber fragend anblickenden Oberforstmeister; „es ist mir selbst einmal so ergangen, in Frankfurt, wo mein Schlafzimmer auch an den Tanzsaal stieß."

„Meinethalben," rief der Oberforstmeister, und bezog das Wort auf die Rede des Wirthes, die er so zerstreut angehört hatte, daß ihm erst jetzt, etwas nachträglich, der Sinn derselben klar wurde.

Der Präsident, den das „meinethalben" unwillkührlich etwas empfindlich traf, war Weltmann genug, nur innerlich darüber zu lächeln.

„Es scheint ein vornehmer Mann, der Herr dort," hub Schwalbe wieder an, und deutete mit der Hand nach der Wandseite, wo das Zimmer lag.

„Wer ist es denn?" fuhr der Oberforstmeister gedankenlos mit der Frage heraus, obgleich er aus des Wirths Worten doch gerade entnehmen mußte, daß dieser selbst es nicht wisse. Er bekundete aber seine Gleichgültigkeit gegen die Antwort

dadurch, daß er unmittelbar fortfuhr: „Die Mousselin-Drapperie um die Gallerie muß noch etwas in Ordnung gebracht werden, Schwalbe; und vergessen Sie nicht nachzusehen, ob die Luftklappen nach dem Dach hergestellt sind, damit sie sich leicht öffnen lassen, und wir nicht wie neulich in der Hitze und im Lampendunst ersticken.“

Schwalbe beantwortete beide Aufträge mit einer Verbeugung, dachte aber weniger an die Ausführung derselben, als daran, daß er dem Oberforstmeister noch nicht Rede und Antwort geben konnte über Stand und Namen des Gastes. Um es aber baldigst zu können, beschloß er sich jetzo zurückzuziehen, um den Diener des Mannes aufzusuchen, der, obgleich er nur einen Dienstmann zu haben schien, doch mit vier Pferden Extrapost eingetroffen war, mithin so reich und vornehm sein mußte, als Mancher mit zwei oder drei Bedienten.

„Gewandter Mensch das, dieser Schwalbe,“ bemerkte der Oberforstmeister beifällig hinter ihm her; „Alles wahrhaft sehr hübsch! — Nun lieber Vetter,“ wandte er sich zum Assessor, welcher bisher den stummen Begleiter abgegeben hatte, „Sie werden auch aufthauen, wenn Sie unsere jungen Rehlein hüpfen sehen!“

„O, ich hoffe, Herr Oberforstmeister,“ antwortete der junge Assessor, „daß Sie mich auch außerdem nicht für einen Schneemann halten werden!“

„Pah! Ihr seid von der Criminaljustiz, die versteinert Euch das Herz!“

„Ich bitte, lieber Oberforstmeister, dagegen muß ich auch protestiren!“ fiel der Präsident lächelnd ein. „Ich habe auch eine Anzahl von Jahren im Criminalfach fungirt, aber ich räume Ihnen eine Versteinerung meiner Herzkammer nicht ein!“

„Ich wahrhaftig eben so wenig!“ betheuerte der Assessor.

„Uns Jägern bleibt das Herz doch waldfrischer! —

Wir sind auch immer auf's Zielen und Treffen aus! Stehen immer auf dem Anstand! Machen auch zuweilen eine Parforce-Jagd!" beschloß der Oberforstmeister seine Rede lachend.

„Sie werden sehen, daß wir Ihnen übermorgen bei der großen Jagd nicht nachstehen werden," antwortete der Assessor. „Parforce-Jagd auf die Schönheit freilich, die verbietet uns unser Codex penalis."

„Das Jagdgesetz läßt sie zu," lachte der Oberforstmeister wiederum, „und wer der Mann darnach ist, macht Gebrauch davon. — Hören Sie, lieber Vetter — denn Sie müssen mir schon gestatten, daß ich Sie am liebsten so nenne, — ich verwette mein bestes Doppelgewehr, wenn Sie heut Abend ein gewisses junges Fräulein Feldheim im Kreise unserer Schönen erblicken werden, so . . . . ."

„So sollte ich eine Parforce-Jagd auf sie anstellen?"

„Alle Jagden der Welt stellen Sie an! Parforce-Jagd, Treib-Jagd, Pürsch-Jagd, Sie lauern auf dem Anstand, Sie stellen ihr Netze . . . ."

„Oder vielleicht sie mir . . . ."

„Da dürften Sie sich glücklich schätzen!"

„Also einen solchen Phönix besitzen Sie hier?" fragte der Präsident mit einem Lächeln, das etwas ungläubig aussah.

„Und wie war der Name? Feldheim?"

„Erich-Feldheim nennt sich der Vater," versetzte der Oberforstmeister.

„Feldheim, — ich kenne die Familie nicht!"

„Feldheim heißt das Gut, das er besitzt, er hat die Erlaubniß erhalten, sich Erich-Feldheim zu nennen, ursprünglich hieß er Erich, und hat erst mit dem Ankauf des großen Gutes den Adel gewonnen, vor etwa zehn Jahren!"

„Ach so!" sagte der Präsident vornehm. — „Indeß, eine junge Schönheit wiegt alten Adel auf. Ich bin in der That ganz neugierig geworden!"

„Ich auch," sagte der Assessor, dachte aber das Gegentheil. „Es wird so sein," meinte er in der Stille, „wie mit allen Herrlichkeiten kleiner Städte, wie mit diesem Saal zum Beispiel. Entweder eine aufgeblasene Tulpenpracht, oder ein Gänseblümchen! Und das letztere wäre mir beinahe noch lieber als das erste, wo man den Hochmuth mit verwinden muß!"

Der Oberforstmeister hatte die Uhr gezogen, und sagte: „Ich bin doch etwas zu früh gewesen; mein Diensteifer läßt mich immer vorbrennen. Eine halbe Stunde dauert es wenigstens noch, bis die ersten Gäste kommen. Wollen wir indessen im Garten eine Cigarre rauchen? Uebrigens haben wir auch Rauchzimmer; der obere Stock ist dazu eingerichtet."

Der Vorschlag ward angenommen. Die Herren verließen den Saal, und wandten sich einem Corridor zu, von dem eine Treppe in den Garten führte. Auf diesem begegnete ihnen Schwalbe mit sehr verdrießlicher Miene. Er trug ein großes Buch unterm Arm.

„Was haben Sie, lieber Schwalbe? Sie sehen ja so trübselig aus, wie eine angeschossene Creatur!" fragte der Oberforstmeister scherzend.

„Nichts, nichts! Herr Oberforstmeister; nur mein Fremdenbuch. — Der Angekommene (er setzte nichts von vornehm oder reich hinzu) hat durch den Bedienten seinen Namen einschreiben lassen!"

„Zeigt doch!"

„Nicht des Sehens werth!"

Der Oberforstmeister nahm das Buch, las, lachte verwundert auf, und rief aus: „Schulz — Müller!" Das sind freilich ein paar sehr bedeutungsvolle Namen! Die beiden Gäste lächelten.

Schwalbe's Aerger stieg. „Der Diener hat sie so eingeschrieben," sagte er empfindlich. „Schulz ist der Herr, Müller der Dienstbote. Wären sie nicht mit vier Pferden

Extrapost angekommen, ich würde darauf dringen, daß sie mir ihre Pässe auslieferten."

„Also wer nicht mit vier Pferden Extrapost reist, darf nicht Schulz oder Müller heißen?" fragte der Oberforstmeister spottend.

„Ich wette, es steckt ein vornehmes Incognito darunter," bemerkte der Präsident, um den Wirth zu necken, brachte aber eine völlig andere Wirkung hervor. Denn dieser ergriff diesen Ausweg, welcher die Wichtigkeit des Ereignisses nicht nur nicht aufhob, sondern erhöhte, mit Begierde. „Das wird es sein, gnädigster Herr!" rief er belebt aus; „das muß es sein! Ich versichere Ew. Gnaden, es steckt etwas dahinter! So hat der Kammerdiener (er ließ den Diener sofort auf diese Stufe steigen) auch die Rubrik ausgefüllt. Kommen? „von auswärts." Reisen wohin? „Unbestimmt." Zweck der Reise? „Privatangelegenheiten."

„Die Auskunft ist wirklich etwas incognitoartig, und es läßt sich Manches dabei denken," scherzte der Präsident.

„Und vermuthen!" fiel der Wirth ein.

„Ja, ja, es sind feine Füchse," fügte der Oberforstmeister hinzu. „Es wird schwer sein, ihnen die Fährte abzulauern!"

Sie standen jetzt an der Treppe, die in's Erdgeschoß und von dort in den Garten führte. „Schicken Sie uns einige Cigarren in den Garten," bestellte der Oberforstmeister an Schwalbe, indem er seinen Gästen mit der Hand zum Vortritt auf der Treppe winkte.

Sie stiegen hinunter, während Schwalbe oben verharrte, und sich nach einigen Verbeugungen umwandte, um wieder an sein Geschäft im Vorderhause zu gehen.

„Incognito!" murmelte er für sich, und legte den Finger an die Nase. „Incognito! Das ist's! Das steckt dahinter! Ein Graf, wenn nicht ein Prinz! — Der wird Schulz heißen! Lächerlich! Aber ich will wohl dahinter kommen!"

Zweites Kapitel.

Der Fremde befand sich in seinem Zimmer, so unscheinbar es an sich und in seiner Einrichtung war, doch ganz behaglich. Denn die grünen Baumwipfel vor den Fenstern und die sonstige tiefe Stille, entsprachen seiner Neigung. Sein Diener Wilhelm war, nachdem er mit dem Wirth besprochen hatte, was er besprechen wollte, die einzige Person, mit welcher er verkehrte. Dieser hatte ihm seinen Thee, mit allem Comfort englischer Art, dessen er dabei gewohnt war, servirt, und ließ dann seinen Herrn allein, weil ungestörte Einsamkeit dessen Neigung war.

Er trank den Thee, auf und abgehend, während er sich von Zeit zu Zeit in das offene Fenster lehnte, und in den Garten hinunterblickte, von dem er indessen, außer den nächsten Baumwipfeln vor ihm, nur einzelne Stellen durch die Lücken des Gebüsches übersah. In einer derselben wurde ein Weg auf wenige Schritte sichtbar, in welchem der Oberforstmeister, der Präsident und der Assessor auf und ab wandelten.

Da sich nach und nach Mehrere zu diesen Spaziergängern gesellten, indem schon Einige der Ballbesucher eingetroffen waren, die auch die Blicke sichtlich neugierig nach den Fenstern des Zimmers hinauf richteten, zog sich der Fremde zurück, nahm ein Buch, setzte sich in das Sopha hinter den Theetisch und las.

Eine Zeit lang blieb er dabei völlig ungestört. Dann aber begann eine Qual für ihn, die ihn äußerst ungeduldig machte. Er hörte die Töne des seine Instrumente stimmenden Orchesters, und bald darauf die, wenigstens etwas erquicklicheren, einer Polonaise. „Wenn ich diese ganze Nacht durch

die Musik erfreut werden soll, so wird das keine der vergnüglichsten für mich sein," dachte er, versuchte aber weiter zu lesen. Eine Stunde hielt er es aus, dann aber sprang er auf, legte das Buch weg, und sagte: „es ist unmöglich!" Er versuchte, ob es in dem Nebenzimmer mit den Fenstern nach der Gasse aushaltbar sei; die Musik schallte hier noch stärker unmittelbar von dem nach dem Hofe offenen Corridor hinein, da zwar nicht der Tanzsaal selbst, aber der Orchesterraum ein Fenster nach dem Hofe hinaus hatte, dessen sämmtliche Flügel, um den armen Musikern frische Luft auf ihrem heißen Platz zu verschaffen, offen standen.

„Ich werde einen Spaziergang machen," dachte er, griff nach seiner Reisemütze und ging.

Während dessen hatte im Tanzsaal ein lebhaftes Treiben begonnen. Der Oberforstmeister, nebst einigen ihm zur Assistenz gegebenen Collegen in der Vorsteherschaft der Ressource, machte den zuvorkommendsten Wirth. Er hatte es für seine Pflicht gehalten, seine beiden Gäste nach allen Seiten vorzustellen. Der Präsident saß in einem der Nebenzimmer am Spieltisch mit mehreren Herren seines Alters. Der Assessor tanzte sehr munter.

„Nun, ich sehe, lieber Herr Vetter," sprach er zu ihm, „meine Prophezeihung trifft zu, und unsere junge Baumschule behagt Ihnen!"

„Eine Flora von auserlesener Schönheit," antwortete der Assessor galant.

„St! St!" flüsterte der Oberforstmeister, „die reizendste Blüthe ist noch nicht sichtbar. Ich weiß nicht, was Feldheim so verspäten kann! — Da ist er mit seiner Tochter!"

Das Eintreten eines Herrn in schwarzem Frack von schlichtem Aussehn, an dessen Seite ein reizendes junges Mädchen ging, fiel mit dem letzten Strich des Walzers, der eben getanzt wurde, zusammen. Allersleben konnte daher den As-

sessor, nachdem dieser seine Dame auf ihren Platz geleitet, sogleich der neuen Erscheinung zuführen. Er riß ihn fast fort am Arm, damit ihm Niemand zuvorkommen sollte, und sagte unterweges nur: „Es ist unser Krondiamant! Wir alle sind stolz darauf!“

Wirklich war die junge Dame, die höchstens achtzehn Jahre zählen mochte, ausgezeichnet schön. Sie hatte nichts Blendendes, aber ihr Wesen war von dem zartesten Reiz überhaucht. Eine leichte Gestalt; reiches, dunkelblondes Haar; jugendliche Schüchternheit in den Zügen; das sanfteste blaue Auge, und ein Lächeln, das wie ein freundlicher Sonnenblick um Lippe und Wange spielte.

Der Assessor war ganz verwirrt von der holden Erscheinung. Des Verkehrs in der Welt völlig gewohnt, sogar etwas zu leicht damit spielend, fühlte er sich doch plötzlich befangen, fast verlegen. Von allen den schmeichelnden Artigkeiten, die ihm, wenn er einer Tänzerin vorgestellt wurde, so leicht über die Lippen flossen, wollte sich ihm keine einzige zu Gebot stellen. Er machte nur eine stumme, fast verlegene Verbeugung, und es war ein Glück, daß der Oberforstmeister gleich um den nächsten Tanz für ihn warb, denn der gewandte Hofmann hätte nicht das Geschick, ja nicht den Muth dazu gehabt. — Erst nachdem Wilhelmine, dies war der Name des Fräulein Erich-Feldheim, mit der natürlichsten Freundlichkeit ihr „sehr gern“ ausgesprochen hatte, und dem Tänzer die Hand reichte, durchzuckte diesen ein warmer Lebensstrahl, der ihm seine geistigen Kräfte, über die er einen Augenblick die Herrschaft verloren hatte, zurückgab. Er bat mit einem richtigen Gefühle, daß er dadurch in der Gunst der Tänzerin steigen werde, sie um die Güte, ihn noch zuvor ihrem Vater vorzustellen, was der Oberforstmeister nicht sowohl versäumt hatte, als nicht sogleich ausführen konnte, da im Eintreten Wilhelmine durch einige ältere Bekannte ihres Vaters, die diesen

sogleich begrüßten, ein wenig von ihnen getrennt worden war.

„Lieber Vater,“ sagte sie mit einer Stimme, deren Wohllaut in dem Assessor das unbeschreibliche Gefühl erneute, was er bei ihrem „sehr gern“ empfunden, „Herr Assessor von Seebach, mit dem mich der Herr Oberforstmeister von Allersleben so eben bekannt gemacht hat, wünscht Dir vorgestellt zu sein!“

„Ach,“ antwortete Feldheim sogleich, „es freut mich, Sie kennen zu lernen; ich habe schon von Ihrem Besuch bei dem Herrn Oberforstmeister gehört!“

Es folgte hierauf eins der hundertfach im Leben wiederholten, gleichgültigen Gespräche, denen jedoch ein gebildeter Mann immer einen eigenthümlichen, seine geistige Stellung bezeichnenden Charakter zu geben vermag, und in denen sich die Individualität der Sprechenden auch unwillkührlich ausdrückt. Der Assessor wußte nach zwei Minuten, wo die ersten Töne der Musik ihn mit seiner Tänzerin auf den Platz riefen, daß er mit einem einfachen, aber herzlichen Mann zu thun hatte. Feldheim seinerseits, der trotz seiner Einfachheit nicht ohne gewisse Welterfahrung war, konnte nicht verkennen, daß er einem sehr gebildeten Mann von natürlicher Freiheit des Benehmens gegenüber stand, woraus ein richtiger Blick auch das Maaß der feineren Innerlichkeit überhaupt zu nehmen versteht, und sich selten irren wird. Am meisten ist dieser Blick den Frauen eigen; sie erkennen, so lange sie unbefangen urtheilen, das leiseste Symptom eines Widerspruchs zwischen äußerlichem Schein und innerem Sein. Denn wo dieser vorhanden, gleicht auch die feinste Kunst und vollendetste Uebung derselben ihn nicht ganz aus. Wer nicht das Richtige empfindet, vermag es vergeblich zur Aeußerung zu bringen, wogegen die wirklich richtige Empfindung das feinste Maaß in sich trägt, diese Unterschiede zu prüfen. Wilhelmine besaß dieses feine Maaß, und so dürfen wir uns nicht verhehlen,

daß ihr neuer Bekannter sich in den wenigen Minuten mehr Rechte bei ihr erworben hatte, als die meisten ihrer älteren.

Im gegenseitigen Finden beglückt, schwebten sie durch die Wellen der äußeren Freuden hin, von einer reineren, inneren ungleich höher getragen; wie stets in erster Genußfrische mehr durch die unmittelbare Empfindung beseligt, ohne sie sich zum Bewußtsein zu bringen.

Während diese Glücklichen, ohne es zu wissen, mitten in den rauschend bewegten Wogen des Festes allein waren, wie auf einer unsichtbaren Zauberinsel, ging der Fremde, äußerlich ganz allein, innerlich aber mit tief wallenden Empfindungen beschäftigt, in den einsamen Gassen des Städtchens und auf dem von alten Bäumen beschatteten Wege, der sich außerhalb der Thore um dasselbe hinzog, spazieren. Er ging wohl eine halbe Stunde, ohne nur einem einzigen Menschen zu begegnen, daher erschreckte er fast, als unvermuthet hinter einem starken Baume eine männliche Gestalt vor ihn trat, die mit abgezogenem Hut, äußerlich demüthig, aber mit widerwärtigem Sprachton, der eine gewisse rohe Gleichgültigkeit bei der Bitte hatte, ihn um eine Gabe ansprach. So weit das Halbdunkel des Abends, bei noch tief und hinter weißgrauem Gewölk stehendem Mond, es erkennen ließ, war der Bettler ein alter Mann mit stumpfen Zügen und spärlichem grauen Haar. Er empfing die Gabe mit ziemlich kühlem Dank, und wollte noch weitschweifig über seine Verhältnisse sprechen; doch der Fremde, dem dies lästig war, winkte ihm mit der Hand zurück und ging schnell weiter. Da fiel es ihm auf, daß er plötzlich eine zweite tiefe Männerstimme hinter sich hörte, und beim raschen Umdrehen in der That zwei Männer sah, von denen der eine eben erst aus dem Dunkel hervorgetreten sein mußte. Sie waren sichtlich erschreckt, als er sich umwandte, und der Eine trat schnell wieder in das die Allee begrenzende Gebüsch zurück. — „Sollte ich hier einer Gefahr ausgesetzt

gewesen sein," dachte der Fremde, und fühlte unwillkührlich mit der Hand nach seiner Brusttasche. „Könnte ich hier in diesem friedlichen Städtchen meine Terzerole gebrauchen? Hm! Es ist doch gut, daß ich aus alter Gewohnheit Abends nie unbewaffnet gehe!"

Er zog eins der Terzerole hervor, spannte den Hahn, sah sich aufmerksam über die Schulter nach rückwärts um, ging aber ruhigen Schrittes weiter. Da ihm Niemand folgte, steckte er nach einiger Zeit das Terzerol wieder ein, und dachte: Es wird doch wohl nichts dahinter gesteckt haben, und die armen Schelme mögen sehr unschuldig von Dir für Strauchdiebe gehalten worden sein.

So setzte er den Spaziergang ruhig fort. Erst nach zwei Stunden kehrte er zurück, und wollte versuchen, ob die Ermüdung ihm die Nachtruhe verschaffen würde, die das Geräusch des Balles ihm verjagte: „Wir wollen sehen, welche Kraft von Beiden die stärkere ist," sagte er, „zuletzt schläft man auf der Tortur ein."

Als Wilhelm, der ihn unten im Hause erwartete, und ihm hinaufleuchtete, die Thür vom Corridor zu seinem Zimmer wieder aufschloß, kam ihm der Gedanke, ob er wohl in dem Vorzimmer ruhiger schlafen werde, wenn die offenen Fenster des Orchesters geschlossen würden. Er beschloß den Versuch zu machen, und ging deshalb selbst zu den Musikern hinauf, die ihren Eingang auf einer besonderen kleinen Treppe vom Corridor aus hatten. Das Betreten der Gallerie, wo sie saßen, belehrte ihn indeß schon, daß sein Versuch fehlschlagen werde, denn es war, trotz der offenen Fenster, eine solche Hitze daselbst, daß er das Schließen derselben unmöglich vorschlagen konnte. Halb zufällig, halb neugierig, that er dabei, im Hintergrunde stehend, einen Blick in den Saal, von dem er die Hälfte übersehen konnte. Da verfärbte er sich plötzlich; ein fliegendes Roth wechselte mit Erblassen auf seinen Wangen;

er sah wie mit durchbohrenden Augen auf eine und dieselbe Stelle, seine Lippen bebten. Zweimal strich er sich mit der Hand über die Stirn, wie Jemand, der einen schweren Kopfschmerz hat, dann zog er das Taschentuch, drückte es vor das Gesicht, und verließ das Orchester.

„Mein Schreibzeug, Wilhelm," rief er hastig, als er fast athemlos in's Zimmer trat, wo dieser seiner wartete.

Der Diener sah ihn erstaunt an, holte aber das Verlangte. — „Packe meine Uniform aus, ich muß mich ankleiden," gebot er weiter, indem er das Schreibzeug öffnete, und ein Blatt aus der Mappe mit Papieren nahm.

Wilhelm sah ihn lange an; da er aber wußte, daß sein Herr seine Befehle immer mit der größten Bestimmtheit gab, vollzog er schweigend, was ihm geboten war, indem er den Reisekoffer öffnete, und die verlangte Uniform, nebst Allem, was dazu gehörte, auspackte, die Kleidungsstücke über den Arm nahm, und herausging um sie noch einmal zu bürsten.

„Wart einen Augenblick," rief sein Herr ihm nach. „Der Wirth hat mir da etwas von einer Ressource und ihren Vorstehern gesagt; frage nach dem Namen des ersten derselben, und gieb mir sogleich Bescheid."

Während Wilhelm diese Geschäfte vollzog, hatte sein Herr nach längerem Besinnen einige Zeilen auf ein Blättchen Postpapier geschrieben, steckte sie in ein Couvert, und siegelte dasselbe.

Wilhelm trat, mit der Uniform über den Arm, wieder ein, und meldete kurz militärisch: „Der erste Vorsteher der Gesellschaft im Saal, Herr Obrist, ist der Oberforstmeister von Allersleben."

„Oberforstmeister! Hm! Seltsam! Auch das noch," murmelte der Obrist vor sich hin, und schrieb auf das Couvert die Adresse, wie Wilhelm sie ihm bezeichnet hatte.

„Jetzt hilf mich ankleiden!"

In wenigen Minuten war es geschehen.

„Geh mit diesem Billet hinunter in den Saal, und laß durch einen der Bedienten dem Herrn Oberforstmeister dieses Blatt einhändigen. Du wartest auf die Antwort!“

Der Obrist sah so seltsam aus; sein Auge war so unstät, die Lippe zitterte ihm nach dem Sprechen auffallend nach, was nur der Fall war, wenn er sich in äußerster Gemüthsbewegung befand. Wilhelm blickte ihn mit theilnehmender Besorgniß an. Er kämpfte mit sich selbst, ob er eine Frage thun dürfe. Der Obrist kam ihm zuvor.

„Sei ruhig,“ sagte er keineswegs ruhig, „es ist nichts, worüber Du Besorgnisse zu haben brauchst.“

Wilhelm athmete leichter auf; sein redliches Gesicht sprach diese Empfindung deutlich aus. „Gott sei Dank, — ich fürchtete schon, es möchte eine Geschichte werden, wie die mit dem Lord ... immer kann ich den verdammten Namen nicht aussprechen!“

„Nein, Wilhelm, es ist kein Duell,“ antwortete der Obrist lächelnd. „Aber es ist etwas, das mir wichtiger ist!“

„Das wußte ich ja gleich!“ rief der Diener eifrig. „Sie sehen ja viel zu unruhig aus, damals ...“

„Bei dem Ehrenhandel war ich ruhiger, willst Du sagen,“ sprach der Obrist wie zuvor.

„Wie von Stein! Das wäre auch etwas bei Ihnen, Herr Obrist, vor einer bloßen Kugel! Ich habe Sie ja gesehen, wo es Kugeln hagelte, kalt wie ...“

„Du könntest mich aber sehr erhitzt sehen, wenn Du nicht auf der Stelle gehst,“ antwortete der Obrist sehr ruhig, aber sehr entschieden, und Wilhelm ging auf der Stelle.

Drittes Kapitel.

Der Oberforstmeister war eben im lebhaften Gespräch mit dem Assessor und Wilhelminen, die schon wieder zusammen tanzten, als sein Bedienter, der, wie viele der anwesenden Mitglieder, zur Aufwartung gezogen war, da es dem „Hotel“ an geeigneten männlichen Dienstboten fehlte, ihm das Briefchen mit den Worten übergab: „Der Bote wartet auf Antwort!“

„Jetzt? Hier? Ein Briefchen?“ sprach der Oberforstmeister erstaunt, indem er das elegante Couvert mit der fremden Handschrift betrachtete. „Was kann denn das sein! Mit Erlaubniß!“ wandte er sich zu dem jungen Paar, und öffnete. „Ei sieh,“ rief er aus, unsere Gesellschaft vermehrt sich! Das geheimnißvolle Incognito, das unserm Wirth so viel Kopfbrechen gemacht hat,“ sagte er scherzend zum Assessor, „hat sich aufgeklärt. — Hören Sie doch!“

„Ein Fremder, den die Klänge Ihres Ballfestes, da er der Wand-Nachbar des Saales ist, zu lebhaft anlocken, fragt ergebenst an, ob die Bestimmungen Ihres Vereins ihm den Zutritt für diesen Abend gestatten würden, und ersucht Sie, geehrtester Herr, in diesem Fall um die große Gunst, sich unter Ihrem Schutz in den heiteren Kreis einführen zu dürfen.

Schulz, Obrist in englischen Diensten.“

„Ich dächte,“ sprach der Assessor, „man könne so wenig der geselligen Bildung, die diese Zeilen verrathen, als der Stellung des Briefschreibers diese seine Bitte abschlagen.“

„O, was glauben Sie von mir! Ich denke auch nicht daran!“ anwortete der Oberforstmeister. „Ich bin sogar sehr begierig, die Bekanntschaft dieses englischen Militärs mit

deutschem Namen zu machen! — „Sage dem Diener, Johann, der Herr Obrist werde der Gesellschaft und mir sehr willkommen sein; ich würde ihn am Eingang erwarten, um ihn sogleich einzuführen!“

Johann ging; sein Herr folgte ihm bis an die Saalthür. Nach wenigen Minuten öffnete sich diese, und ein stattlicher Mann in scharlachrother Uniform mit reicher Goldstickerei trat ein. Sein Erscheinen, von dem die Nachricht schon im ganzen Saal in Umlauf war, erregte großes Aufsehen. Aller Augen wandten sich zu ihm hin. Der Oberforstmeister trat ihm mit einigen höflichen Worten entgegen, die der Obrist auf's Verbindlichste beantwortete. Er vereinte den feinen Anstand eines Mannes, der in den Kreisen der großen Welt heimisch ist, mit der würdigen Haltung des Kriegers. Diese letztere wurde sehr unterstützt durch das männliche, gebräunte Antlitz, die Narben, und — den Schnurrbart, den der Obrist, abweichend von der gewöhnlichen englischen Sitte, trug; wäre nicht die Uniform gewesen, man würde ihn eher für einen französischen oder deutschen Offizier, als für einen Engländer gehalten haben.

Der Oberforstmeister stellte ihn mehreren Herren vor, die sich in der Nähe des Eingangs befanden. Der Obrist sprach mit allen sehr gewandt, allein wie dem Oberforstmeister vorkam, etwas unruhig, zerstreut. Er ließ seine Blicke öfters durch den Saal schweifen, und verfolgte die tanzenden Paare. „Hm!“ dachte Allersleben, „sollte er noch der Mann sein, der nach den jungen Mädchen sieht? Hätten die ihn hierher gezogen? Es wäre nicht unmöglich! Er kann kaum ein Fünfziger sein! Und, das gestehe ich, wenn ich ein Mädchen wäre, ich zöge diese gesunde Edeltanne manchen der jungen windigen Pappel-Bürschchen, die sich steif und geschniegelt hier im Walzer drehen, vor. — Sieh doch, wie sein Auge dem Assessor folgt! Ich glaube wahrhaftig, er denkt ihm die Tänzerin

abzujagen! Freilich, solch einem schlanken Reh geht jeder Jäger nach!"

Der Tanz war inzwischeu wieder vorüber. Der Obrist hatte den Assessor und Wilhelminen nicht aus den Augen gelassen. Als dieser seine Tänzerin zu einem Sitz führte, wandte sich der Obrist mit der Bitte an Allersleben, ihn mit der jungen Dame bekannt zu machen. Dieser verbeugte sich bejahend, murmelte aber zwischen den Zähnen: „Dacht ich's doch! Er geht auf das reizende Mädchen, wie der Stößer auf die Taube!"

„Fräulein von Feldheim, der Herr Obrist Schulz wünscht Ihnen vorgestellt zu sein!"

Wilhelmine verneigte sich mit anmuthiger Freundlichkeit, und wollte ein gewöhnliches Wort der Höflichkeit erwiedern, als sie, indem sie den Obristen unbefangen anblickte, plötzlich ganz verwirrt wurde. Sein Auge war mit einem so eigenthümlichen Forschen auf sie geheftet, in seinen Zügen drückte sich eine so wunderbare Bewegung aus, daß sie die Worte nicht finden konnte zu der Phrase, die ihr auf der Zunge schwebte. Der Assessor bemerkte diese seltsame Art des Obristen auch, und sie dünkte ihm eine nicht sehr höfliche. „Was dieser Engländer mit seinem Graukopf sich auch noch um unsere jungen Tänzerinnen kümmert," dachte er, „und sie ansieht, als wolle er sie festbannen, wie die Klapperschlange einen Kolibri. Ich glaube, er denkt am Ende gar daran, sie zum Tanz aufzufordern! Es fehlte eben noch, daß diese Herren von der alten Garde uns in's Gehege kämen!"

In der That schien es dem Obristen mit Wilhelminen fast eben so zu gehen, wie ihr mit ihm, denn er sprach kein Wort, und war sichtlich in Verlegenheit. Endlich fragte er: „Sie sind nicht in dieser Gegend geboren, wie ich gehört habe, mein Fräulein?"

„Nein. Es werden aber bald zehn Jahre sein, daß

mein Vater sich hier angekauft hat," antwortete sie, froh, daß die Frage ihr aus der Verlegenheit half.

„Wir wohnen nur anderthalb Stunden von hier," setzte sie hinzu, da die Verlegenheit des Stockens einzutreten drohte.

„Hier ist der Herr von Feldheim," unterbrach glücklicherweise der Oberforstmeister, indem er auf den Vater Wilhelminens deutete, welcher eben aus den Vorzimmern in den Saal trat. Hinter ihm ging der Präsident. Der geschäftige Oberforstmeister stellte die Herren einander vor. Der Obrist hatte zwar seine ganze Gewandtheit wieder gewonnen, doch entging es Allersleben nicht, daß er in ganz besonderer Aufregung war. Er schien es selbst zu fühlen, indem er, sich halb entschuldigend sagte: „Ich bin so lange nicht in Deutschland gewesen, daß mich meine eigene Muttersprache etwas in Verlegenheit setzt; und in jedem Gesicht glaube ich eine alte Erinnerung wiederzufinden, so daß mich auch das ganz verwirrt macht. — So dünkt mich, daß ich dem Herrn Präsidenten schon irgendwo begegnet sein müßte!"

„Wohl möglich," erwiederte Seebach, „obwohl ich mich nicht erinnere, wo ich die Ehre gehabt haben sollte, Herr Obrist. Ihr Name ist mir wenigstens nicht . . . ."

„Es ist eigentlich gar kein Name;" antwortete der Obrist lächelnd, „kaum ein Vorname, der so allgemein wäre. Daher verwischt er sich wohl leichter jedem Gedächtniß!"

Es war seltsam, daß der Obrist, während er mit dem Präsidenten sprach, doch immer sein Auge bald auf Feldheim, bald auf dessen Tochter heftete, und sich offenbar mehr mit diesen, als mit dem Herrn Kammerpräsidenten beschäftigte.

Der Assessor bemerkte dies besonders, und wurde immer aufgeregter. „Ich finde es fast unschicklich, wie er sie mit seinen starren Blicken verfolgt," dachte er, und seine Züge verhehlten seinen Aerger nicht.

Der Obrist hatte sich indeß mit Feldheim in ein Ge-

spräch eingelassen. Er fragte nach dessen früheren Schicksalen; wie er sich auf seinem Gute hier gefalle, wo er sonst ansäßig gewesen sei. Feldheim verwunderte sich trotz seiner arglosen Gutmüthigkeit über diese Art der Ausforschung, und dachte nur: „Fremde sind doch sehr neugierig!“ Der Obrist schien noch etwas wissen zu wollen, und setzte mit den Worten an: „Darf ich fragen ob ....“ dann veränderte er die Phrase und sagte etwas verlegen: „ich wollte mich .... ich halte es für Pflicht, mich nach Ihrer Frau Gemahlin, nach der Mutter einer so lieblichen Tochter zu erkundigen!“

Der Assessor biß sich bei den Worten: „lieblichen Tochter“ auf die Lippen. Er rief schnell: „Mein Fräulein, es wird schon zum Contretanz angetreten,“ und zog Wilhelminen eilig in den Saal.

„Sie sind sehr gütig,“ antwortete Feldheim, „meine Frau ist heut nicht hier — sie ist unpäßlich.“

„Doch nicht gefährlich?“ fragte der Obrist theilnehmend.

„O dann würden auch wir nicht hier sein,“ antwortete Feldheim mit natürlichem Ausdruck.

Die aufrauschende Musik unterbrach das Gespräch. Der Obrist zog sich etwas zurück, betrachtete aber fortwährend den Tanz, und folgte Wilhelminen in jeder Bewegung.

Wie *sie* der Gegenstand *seiner* Aufmerksamkeit war, so war *er der* der ganzen Gesellschaft. Dieser Verein einer ernsten und feinen Haltung hatte den Männern imponirt, die Frauen gefesselt. Auch Wilhelmine sah sich öfter nach ihm um, als dem Assessor lieb war. Und hätte sie sich nicht immer mit derselben unbefangenen, herzlichen Freundlichkeit zu ihm gewandt, die schnell jede dunkle Falte in seinem Innern ausglättete, er würde unruhige Augenblicke gehabt haben!

Der Abend endete damit, daß der Obrist zwischen dem Präsidenten und Oberforstmeister bei Tafel saß, und dieser ihn zu seiner großen Jagd auf übermorgen eingeladen hatte;

eine Einladung, welche er mit der ungemeinen Kenntniß vom Jagdwesen verdankte, die er, als ein Mann, der zwanzig Jahre in England zugebracht, wohl besitzen mußte, und die sich beim ersten Gespräch über Jagd-Gegenstände, das er mit Allersleben gehabt, sogleich kund gegeben hatte.

„Diese Teufelskerle, diese Engländer,“ raunte der Oberforstmeister dem Präsidenten in's Ohr, „sind doch in Allem, was Jagen und Reiten anlangt, zu Haus! Am Ende sticht der uns übermorgen noch aus!“

Viertes Kapitel.

Die Jagd wurde vom schönsten Wetter begünstigt. Die ganze Nachbarschaft war dazu geladen, auch Erich-Feldheim. Der Obrist hatte um die Erlaubniß gebeten, seinen Diener Wilhelm, der ein vorzüglicher Schütze sei, mitbringen zu dürfen, um sich den unteren Forstbeamten anzuschließen. Beide thaten wahre Meisterschüsse. Bei dem Mittagsessen, welches im Freien unter herrlichen alten Linden und Kastanien vor der Försterwohnung mitten im Walde eingenommen wurde, bildeten die beiden vorzüglichen Schützen den Hauptgegenstand des Gesprächs.

„Das muß wahr sein, Herr Obrist,“ sagte der Oberforstmeister zu ihm, „wenn Sie vor zweihundert Jahren so geschossen hätten, wären Sie in den Verdacht gekommen, Freikugeln zu führen!“

„Oder gar Samiel selbst zu sein,“ antworte dieser lächelnd.

„Nein, das bliebe Ihrem Diener,“ rief der Präsident dazwischen, „ich habe ihn zwei Schüsse thun sehen, das waren ächte Samielschüsse!“

„Und welche? wenn ich fragen darf.“

„Wir standen an dem Moor drüben bei der Windmühle, das sich bis zum See hinunter zieht. Da bemerkten wir ein Reiherneſt auf einer Fichte, über hundert und zwanzig Schritte von uns. Der Reiher reckte nur eben einmal den Kopf aus dem Neſt, und auf der Selle war er weg! — Mit der Kugel-Büchſe!“

„Ein guter Schuß!“ ſagte der Obriſt trocken.

„Ein guter? Die Jäger ſchlugen die Hände über den Kopf zuſammen, und die meiſten meinten, es ſei ein Glücksfall.“

„O gewiß nicht,“ antwortete der Obriſt ſicher.

„Das war es auch nicht, denn der Schütz ging darauf die Wette ein, daß er von demſelben Standpunkt den Aſt treffen wolle, auf dem das Neſt ſich befand; die Stelle wurde genau bezeichnet. Er viſirte kaum, und die Kugel ſaß!“

„Das glaube ich!“ ſagte der Obriſt wiederum ſehr ruhig, ohne alle Verwunderung. „Er iſt ein Jäger, der ſein Fach von Jugend auf gründlich gelernt und lange geübt hat. — Wir haben in England ſehr viel auf der Jagd gelegen; auch in Amerika und Indien!“

„Indien? Sie waren in Indien?“ fragte Allersleben mit verwundertem Intereſſe.

„Mehrere Jahre; und zweimal!“ verſetzte der Obriſt. „Es iſt das Loos des engliſchen Soldaten, unter allen Himmelsſtrichen heimiſch zu werden!“

„Und die Jagden in Indien? — O erzählen Sie uns davon!“ rief der Oberforſtmeiſter. „Haben Sie auch eine Tigerjagd gemacht?“

„Sehr viele! Auch Elephantenjagden. — Meiſt aber gegen viel unſchuldigere Creaturen: wilde Lamas, Gemſen, Gazellen, Rehe, Geflügel! Indeſſen auch gegen Krokodille.“

„Krokodille! Das muß eine Teufelsjagd ſein!“ rief Allersleben aus.

„Sie ist nicht so gefährlich als der Name klingt," entgegnete der Obrist lächelnd, „wenn man die Gebräuche und Vorsichtsmaaßregeln kennt, und befolgt, die die Erfahrung dabei gelehrt hat, gehört nur etwas kaltes Blut dazu, um ziemlich so sicher zu sein, wie bei unsern Wolfs- und wilden Schweinsjagden, vollends bei der Bärenjagd. Einen festen Schuß muß man freilich haben!"

„Nun, den haben Sie!"

„Ich schmeichle mir, einige Uebung zu besitzen," sprach der Obrist höflich.

Das Gespräch hatte die Aufmerksamkeit der anderen Gäste angezogen, und der Obrist wurde von allen Seiten aufgefordert, etwas von seinen indischen Jagden und Jagderlebnissen zu erzählen. Er that es in der einfachsten Weise; vermied jede Uebertreibung des Abentheuerlichen, jede Ausschmückung; um so anziehender waren den Jagdfreunden die einfachen Thatsachen. Aus Allem ging hervor, daß der Obrist, wie er sich auch schon durch die That bewährt hatte, ein vorzüglicher Jäger und Schütz, und ein Mann von dem geprüftesten Muth sein mußte.

Nur Einer unter den Gästen schien nicht sehr aufmerksam auf diese lebendigen Schilderungen zu sein. Es war der Assessor. — Der Oberforstmeister neckte ihn einmal, nickte ihm zu, und sprach mit etwas gedämpftem Ton: „Sie sind ganz wo anders mit Ihren Gedanken als in Indien, lieber Vetter. Und ich glaube zu errathen, wo!"

Der Assessor erröthete, und machte eine Bewegung mit der Hand, welche die Bitte ausdrückte, daß Allersleben nicht fortfahren möge.

„Ich dachte allerdings augenblicklich an etwas Anderes," sagte er, „doch ich bin nicht so unaufmerksam als Sie glauben!"

Der Oberforstmeister verfolgte den Gegenstand, den er im Sinne hatte, nicht weiter, bemerkte aber mit Lächeln, daß

sein junger Vetter sehr häufig nach der Uhr sah, und dann immer nach Erich-Feldheim hinüber blickte. „Ich begreife, daß es ihm zu lange hier dauert," dachte der Oberforstmeister, „aber ich freue mich der Ursach!"

Die Sache war die: Der Assessor hatte am Tage nach dem Ball einen Besuch in Feldheim gemacht, war sehr freundlich empfangen worden, und hatte die Einladung erhalten, heut, nach der Jagd, mit Feldheim wieder dorthin zu fahren und den Abend in der Familie zuzubringen.

Ueber das Loos seines Herzens war entschieden! Wie fast immer, hatten wenige Augenblicke vollbracht, was dreißig Jahre nicht entwickeln konnten. Wilhelminens sanfte, liebliche Schönheit, und ihr diesem Aeußeren so völlig entsprechendes Innere hatte den Funken der Liebe in seine Brust geworfen. Er glühte um so höher, zündete um so sicherer, je freier der Boden war, auf den er fiel. Seebach hatte noch nicht geliebt; die flüchtige Theilnahme, die er jugendlich für dieses und jenes Mädchen, das ihm begegnet war, empfunden, hatte noch nie Wurzel geschlagen. Es waren jene kleinen, angenehm reizenden Berührungen und Anziehungen gewesen, deren Macht jedoch nicht ausreichte, um für einen Lebensentschluß zu binden. Der frische Boden seines Herzens war nur leicht angeritzt; jetzt drang die Pflugschaar tiefer ein, der wunderbare Same war in die warme, kräftige Furche gefallen, und schwellte nun mit seiner ganzen Triebkraft empor. Bei dem Manne bricht diese geheime Gewalt glühender Empfindung schneller zur lichten Flamme des Bewußtseins empor, als in der weiblichen Brust. Seebach wußte schon, was er wollte, was geschehen müsse. In Wilhelmine war dieselbe tiefe Wärme der Gegenseitigkeit erwacht, allein sie blieb noch in der Hülle der zarten Knospe verschlossen, erfüllte sie mit der Seligkeit eines träumerischen Halbbewußtseins. Sie bedurfte noch des

erklärenden Wortes des Geliebten, als Schlüssel zu dem süßen Geheimniß der eigenen Brust.

Kein Wunder also, daß den Assessor die Jagd und die indischen Jagdgeschichten nicht lebhaft interessirten. Es schien aber, als wenn dasselbe mit dem Erzähler der Fall sei. Das eigene schauerliche, ernste und doch unruhige Wesen, welches schon bei seinem ersten Erscheinen auf dem Ball an ihm zu bemerken war, ließ sich auch jetzt wahrnehmen. Eine gewisse Zerstreuung war oft unverkennbar; er beschäftigte sich im Innern häufig mit etwas Anderem, als was er äußerlich that. So richtete er während seines Erzählens offenbar seine Aufmerksamkeit vielfach auf Feldheim. Dieser saß etwas entfernt von ihm, doch ein wachsamer Beobachter konnte bemerken, daß der Obrist ihn sehr häufig in's Auge faßte, und mitten in der eigenen Rede auf dessen Gespräche zu achten schien. Dennoch hatte er den Tag über wenig mit ihm gesprochen, ihm auch noch keinen Besuch auf dessen Landgut gemacht, wiewohl die Andeutungen dazu von beiden Theilen gegeben waren. — Mehrere der Gesellschaft, auch Allersleben und der Präsident, hatten diese besondere Theilnahme des Obristen bemerkt; sie fiel ihnen auf, ohne daß sie sie erklären konnten. Am meisten achtete der Assessor darauf, nnd er war es auch gewesen, der den Blick der Andern zuerst darauf gelenkt hatte. Seine eifersüchtige Besorgniß suchte die Ursach in Wilhelminen, der gegenüber der Obrist allerdings eine ungewöhnliche Erregung gezeigt hatte. Er wurde um so unruhiger, und der Entschluß reifte in ihm, es wo möglich noch heut zu einer Erklärung zu bringen. Nicht ohne Kampf. Denn, abgesehen von der natürlichen Schüchternheit, die sich eines jungen feurig liebenden Mannes bemächtigt, wenn er das Wort herausfordern soll, das ihm in solcher Stimmung das Alles oder das Nichts des Lebens zu entscheiden dünkt,

so traten auch andere nicht unerhebliche Erwägungen hinzu. Er war erst wenige Tage, ja wenige Stunden von Wilhelminen gekannt; werde seine Empfindung ihr nicht als eine leichtsinnige, ohne tiefere Wurzel erscheinen, und sie ihn wegen seiner schnellen Werbung zurückweisen? Würden die Eltern nicht noch im höheren Grade so denken? Obenein war er nicht ganz sein eigener Herr. Er hing von der Güte seines Oheims, des Präsidenten ab, und wie dieser besonnene, scharfsichtige, die Welt genau kennende und prüfende Mann über eine so schnelle Wahl denken würde, ob ihm die Verhältnisse desselben zusagen könnten, da über Feldheim wenig Zuverlässiges hier bekannt war, das Alles waren Fragen, die den Assessor sehr beschäftigten und beunruhigten.

Unter solchem Bedenken über sich selbst, mußte ihm natürlich der Gedanke, daß der Obrist gleiche Absichten hege, um so schwerer auf's Herz fallen. Er mußte sich gestehen, daß einzig das Alter des Obristen ein ungünstiger Umstand für denselben war, ohne ein unbedingt hindernder zu sein. Allein ob Rang und muthmaßlicher Reichthum, verbunden mit einer sonst so ausgezeichneten Persönlichkeit wie die des Obristen, nicht das Bedenken über sein reiferes Alter selbst bei Wilhelminen aufwiegen könnten, — bei ihren Eltern vollends — das waren Gedanken, die den Assessor in große Unruhe versetzten.

Endlich war die Mahlzeit beendet. Die Gäste standen vom Tisch auf, um den Kaffe, der an einem andern Tisch eingeschenkt wurde, im Auf- und Niederwandeln unter den schönen Bäumen einzunehmen, oder sich hie und dort an behaglichen Plätzen vereinzelt dazu niederzulassen.

Einige traten in ein offenes Gartenzimmer, wo die Jäger ihre Gewehre theils angehängt, theils angelehnt hatten. Der Präsident, ein Freund schöner Jagdgewehre und Waffen überhaupt, betrachtete dieselben mit mehreren der Herren, und

nahm sie einzeln prüfend in die Hand. Auch der Assessor, der immer in der Nähe seines Oheims war, um diesen so bald als möglich zur Rückfahrt zu veranlassen, nahm, obwohl sehr zerstreut, an diesen Betrachtungen Theil. Einer der Herren reichte ihm ein Gewehr zu, und bemerkte: Auch ein recht gutes Gewehr, wiewohl etwas nach altem Stil gearbeitet.

„Ah, es ist das, was ich selbst bei der Jagd gebraucht habe;" bemerkte der Assessor, indem er es hinnahm; „es schießt sich gut. Schade, daß der Kolben beschädigt ist."

„Der Kolben beschädigt?" fragte der Präsident, der halb abgewendet neben dem Assessor stand, aufmerksam, und wandte sich um.

„Ja es ist ein Stückchen ausgesprungen," antwortete der Neffe gleichgültig, und wollte eben hinzusetzen: „Wäre es nicht Zeit zur Rückfahrt, lieber Onkel?" als dieser ihn mit einer, bei ihm äußerst seltenen Lebhaftigkeit unterbrach. „Wo da? Zeig' her!" Zugleich griff er schnell nach dem Gewehr.

Mit Staunen sah der Assessor, daß sich der Ausdruck der höchsten Ueberraschung und Bestürzung in den sonst so kalten, festen Zügen des Präsidenten ausdrückte. Doch eben so schnell verschwand derselbe wieder, und er sagte, doch unverkennbar mit absichtlicher Gleichgültigkeit: „Schade, aber es ist ja nur ein fehlender Splitter, der hätte sich wohl leicht einfügen lassen!"

„Gewiß, aber eben darum hat man es wohl versäumt," antwortete der Assessor. „Allein die Damascirung ist schön, nicht wahr?"

„Sehr schön;" lautete die Antwort; der Präsident besah das Gewehr ganz besonders aufmerksam.

„Was fällt Ihnen an dem Gewehr so auf?" fragte der Assessor. „Sie betrachten es ja so, so . . . so eigenthümlich?"

„Weil es so eigenthümlich gearbeitet ist;" erwiederte der Präsident lächelnd. „Du hast also dies Gewehr geführt?"

„Ja, lieber Onkel. — Meinen Sie nicht," fragte jetzt der Assessor etwas verlegen, da der Präsident schwieg und fortfuhr das Gewehr aufmerksam zu beschauen, „meinen Sie nicht, bester Onkel, daß wir wohl jetzt zurückfahren könnten?"

„Hast Du's so eilig, wieder in die Stadt zu kommen? — Ich möchte doch Allersleben nicht drängen!" entgegnete dieser.

„Wenn ich's redlich gestehen soll, ja, lieber Oheim," versetzte der Assessor. „Ich möchte wohl heut noch einer Einladung zu Herrn Erich-Feldheim folgen, allein ich muß doch erst das Jagdkostüm ablegen."

„Ah, also daher steht der Wind?" sprach der Präsident lächelnd. — „Gehört das Gewehr zu denen Allerslebens?"

Was er nur mit dem Gewehr so beschäftigt ist, dachte der Assessor, da der Präsident es nach der Frage schon wieder so aufmerksam besah; ich finde doch so etwas Außerordentliches nicht daran; und er versäumte in der Zerstreuung zu antworten.

„Du hast meine Frage nicht gehört, Lieber," hob der Präsident wieder an; „ist das Gewehr eines von Allersleben?"

„Ich glaube nicht;" antwortete der Assessor jetzt rasch; „vergeben Sie, lieber Onkel, ich war etwas zerstreut. Ich bekam das Gewehr hier von den Leuten des Försters."

„So! — — Du möchtest gern rasch nach Haus? — Ich glaube Allersleben wird noch bleiben wollen, allein ich will es auf mich nehmen, daß Du allein fährst. Wir werden wohl noch bleiben. — Ich habe sogar von einer Spielparthie hier im Hause gehört!"

„Schicke dann den Wagen nur wieder zurück; es ist für die raschen Pferde ja kaum ein halbe Stunde!"

Der Assessor ging vergnügt. Er sprach noch mit Feld-

heim, der ihn aufforderte zu kommen, wie er da sei; allein der kleinen Toilettensorgsamkeit, die sich immer einstellt, wenn wir einem weiblichen Gegenstande besondere Aufmerksamkeit widmen, war auch der Assessor unterworfen. Er wollte sich erst umkleiden, und dann von der Stadt aus kommen. — Er beurlaubte sich bei Allersleben und einigen anderen Herren, und stieg in den Wagen.

Mit abwechselnd freudig und sorglich wallender Brust machte er die Rückfahrt.

Der Präsident war, mit dem Gewehr in der Hand, in dem Gartenzimmer geblieben. Er betrachtete es nochmals, in eine Ecke zurückgezogen, ganz genau. „Ja," dachte er bei sich selbst, „ich täusche mich nicht! Meine Erinnerung ist zu fest. Es ist genau die Form! — Es muß dasselbe sein! — Nach länger als zwanzig Jahren endlich eine Spur! — So wäre denn doch kein Dunkel so tief, daß nicht ein Lichtstrahl hinein fiele, kein Faden so fein gesponnen, der nicht an's Licht der Sonne käme! — Nun, ich will ihn verfolgen, mit aufmerksamster Schärfe; aber vorsichtig, ganz unvermerkt, damit Niemand etwas ahnt, und mir nicht die Entdeckung entschlüpft in demselben Augenblick, wo ich sie zu ergreifen hoffe!"

„Lieber Präsident, — unser Spieltisch ist eingerichtet!" rief der Oberforstmeister durch die offene Thür. „Ist's gefällig?"

„Sogleich;" lautete die Antwort. Der Präsident setzte das Gewehr in die Ecke, und folgte dem Oberforstmeister.

Fünftes Kapitel.

Als der Assessor auf einem von Wurzeln und Löchern etwas unbequemen Holzwege langsam durch den Wald fuhr, hörte er hinter sich Peitschenknall und ein Posthorn. Es war der Obrist, der mit seinem englischen Wagen, mit vier Postpferden bespannt, ihm rasch nachkam, und bald, da der Postillon von dem Postvorrecht, daß ihm der vordere Wagen ausweichen müsse, Gebrauch machte, und dies durch sein Signal ankündigte, in vollem Trabe an ihm vorüberfuhr. Er grüßte im Vorbeifahren sehr höflich; man kann aber nicht sagen, daß Seebach den Gruß überaus verbindlich erwiederte, denn schon wieder schoß seinem eifersüchtigen Herzen der Gedanke auf, der Obrist benutze sein schnelleres Fuhrwerk, um ihm zuvor- und selbst den Abend noch nach Feldheim zu kommen. Er hatte ihn nach Tisch mit Wilhelminens Vater sprechen und gegen diesen äußern hören, er werde sich nächstens die Ehre eines Besuchs geben. Was konnte aber nächstens anders bedeuten, als diesen Abend selbst? — Verdrießlich sah er ihn daher den Vorsprung gewinnen, und hatte er erst die große Straße, so war er vollends mit seinen Courierpferden nicht mehr einzuholen. Indeß, sein Unmuth half ihm nichts, der Wagen des Obristen war ihm bei den Wegkrümmen und dem dichten Gebüsch bald aus dem Gesicht, und er hörte nur noch von ferne den Peitschenknall, das Rasseln der Räder und das Knistern der Büsche, die der Wagen in den engen Wegen rechts und links streifte.

In Kurzem erreichte auch er die große Straße und die Stadt. Schnell war er umgekleidet, und bald saß er wieder in einem andern Wagen, den er gemiethet hatte, um nach dem Gut Feldheim, dem Wohnsitz Wilhelminens, hinaus-

zufahren. Vor Sonnenuntergang hoffte er dort einzutreffen, obgleich es schon ziemlich spät war, und bereits röthliche Strahlen die Fluren färbten. Er versprach dem Kutscher ein gutes Trinkgeld und fuhr danach rasch über Feld dahin.

Kurz vor dem Dorf führte der Weg durch ein Wäldchen, das, obwohl nicht groß, doch ziemlich dicht war, und neben großen alten Bäumen viel buschiges in einander verwachsenes Unterholz hatte. So geschah es, daß ganz plötzlich aus dem Dickicht die Gestalt eines alten Bettlers hervortrat, der mit dem Hut in der Hand um eine Gabe flehte. Der Alte hatte sich diesen Standpunkt offenbar mit großer Berechnung gewählt, weil gerade hier der Weg eine ziemlich steile Höhe hinan stieg, und folglich alle Wagen langsam fahren mußten. Im raschen Vorüberfahren wäre schwerlich ein Almosen zu erwarten gewesen. Der Assessor zog die Börse, und suchte nach einem kleinen Geldstück, obgleich der Bettler ihm in hohem Grade mißfiel. Sein Schädel war fast kahl, nur umgeben mit schlaff herabhängendem, dünnem Haar, das, obgleich vor Alter ergraut, doch noch die Spuren durchschimmern ließ, daß es einst röthlich oder fad blond gewesen sei. Indem der Alte fortwährend rief: „Lieber gnädiger Herr, schenkt mir einen Heller;“ verzog sich sein Mund zu einem widerwärtigen Grinsen und Greinen, was den heiseren, breiten Kehllaut seiner Sprache noch unangenehmer erscheinen ließ. Ein Paar Augen, die wie herausgequollen im Kopf standen, und eine stumpfaufgeworfene Nase, welche in ihrer Unförmlichkeit und in dem Kupferroth die Spuren des Branntweins allzudeutlich verrieth, vollendete das abstoßende Bild. Der Assessor warf ihm das Geldstück hin, und wandte sich rasch wieder ab. Doch nicht so rasch, daß er nicht wahrgenommen hätte, wie der Bettler zuerst gierig auf die Münze sah, um zu wissen, was er erhalte, und dann erst sein greinendes „danke, gnädiger Herr,“ herausschnarrte.

„Der soll Nichts wieder von mir haben," dachte Seebach für sich, da ihm nichts mehr zuwider war, als wenn Jemand für ein Geschenk oder Almosen in gieriger Hast zuerst nachschaute, wie viel er bekommen, und dann seinen Dank in gleichgültiger Gewohnheit oder gar in verdrießlichem Ton aussprach, weil ihm das Geschenk zu gering war. Freilich die Unsitte fast aller Almosen-Empfänger dieser Gattung. Ein Weilchen später sah Adolph sich nochmals nach dem Bettler um, und bemerkte mit Erstaunen, daß dieser in rüstigstem Schritt dem Wagen folgte. „Der kann gewiß nicht schnell genug in ein Wirthshaus kommen, um den Groschen zu vertrinken," dachte Seebach und ärgerte sich, daß er einem so Unwürdigen ein Geschenk gewährt. „Als er mich ansprach, that er so elend, als könne er keinen Fuß mehr rühren, und jetzt läuft er der Schenke zu, so schnell wie ein Postbote." Er konnte es nicht lassen, sich nochmals umzuschauen, — da war der Bettler verschwunden. „Er hat sich wieder in Busch und Hinterhalt gelegt," dachte Seebach; „ein Vagabund erster Art!"

Nach einer Viertelstunde war der Wald zu Ende, und das stattliche Herren-Wohnhaus zu Feldheim lag, in einer Entfernung von tausend Schritten etwa, zwischen alten Linden vor Seebachs Augen. Das Herz schlug ihm mächtig, als er sich dem Dorf näherte. „Wenn nur der Obrist nicht da ist," dachte er. — Und gleich darauf sagte er zu sich selbst: „Du mußt heut einen Entschluß fassen — gerade wegen des Obristen! Jede Stunde, die Du versäumst, kann machen, daß Du unwiederbringlich zu spät kommst. — Es wird sich doch im Laufe des Abends ein Augenblick finden, wo Du Wilhelminen allein triffst!"

Es fand sich nicht nur ein Augenblick im Laufe des Abends, sondern gleich der erste führte ihm das liebliche Mädchen allein entgegen, und dehnte sich zu mehr als einer Stunde aus.

Wilhelmine war dem Assessor mit unbefangener Freundlichkeit entgegengetreten, als sie ihn vorfahren sah, und empfing ihn mit den Worten: „Seien Sie herzlich willkommen! Aber Sie müssen vorläufig schon mit mir allein vorlieb nehmen; der Vater ist noch nicht von der Jagd zurück, und meine Mutter muß ihr Zimmer hüten!"

In der Ueberraschung des Glücks, mit Wilhelminen allein zu sein, hätte Seebach fast die lächerliche Ungeschicklichkeit begangen, eine Aeußerung der Freude darüber zu thun. Doch faßte er sich schnell: „Ist Ihre Frau Mutter noch krank?"

„Eigentlich krank nicht mehr; nur so angegriffen, daß sie der Ruhe bedarf! — Meine Mutter ist überhaupt sehr oft leidend," setzte sie traurig hinzu; „eine bestimmte Krankheit hat sie nicht, allein sie ist immer sehr still, und oft niedergeschlagen und schwermüthig. Das ist einmal ihr Wesen so; doch sie ist so gut, so freundlich, so liebevoll!"

Die schwärmerische Liebe Wilhelminens für ihre Mutter lieh ihr in Seebachs Augen eine Art Heiligenschein der Verklärung. Sie war ihm indessen vorangegangen durch die Hausflur in das Gartenzimmer nach der entgegengesetzten Seite.

„Darf ich Ihnen einige Erfrischungen anbieten? Von unsern schönen Früchten?" fragte sie freundlich.

Seebach dankte, und schenkte sich nur selbst ein Glas Wasser ein, aus einer Caraffe, die auf dem Tische stand.

„Vielleicht ist es Ihnen gefällig unsern Garten zu sehen?" fragte sie unbefangen. „Darf ich sie führen?"

Seebach strahlte vor Glück. Er war ein guter Mensch. Seine Seele erhob sich in diesem Augenblick dankbar gegen Gott, der ihm solche Seligkeit bescheerte. Mit wallendem Entzücken nahm er Wilhelminens Arm, der sich leicht auf den seinigen legte, und ging mit ihm hinaus in den Garten, wo sich alte herrliche Bäume, liebliches Gebüsch, Grün des Rasens und Blumenbeete mit wohlgepflegten Obstgeländern und An-

lagen des Nutzens zwanglos vereinigten. Die eben sinkende Sonne durchfunkelte alle Gebüsche in ihrem schon etwas herbstlichen Ton mit goldigem Schimmer, und erhöhte die Pracht der bunten Laubfärbungen. Der Abend war mild und still.

Selig, wem ein solcher Spaziergang beschieden ist; wem Jugend und herzensreine Liebe eine solche Stunde bereiten, um das köstlichste Samenkorn für die Lebenszukunft auszustreuen! — Wir wollen das junge Paar nicht begleiten! — Was sie sich sagten, wie aus dem leisen Hauch und Duft der ersten schüchternen Rührungen sich die süße, ahnende Beklemmung erzeugte, wie endlich ein glühendes, kühnes Wort die Bande der männlichen Brust sprengte, und ein heiliger Thränenstrom die der weiblichen sanft lös'te, . . . wer, den die Bahn des Lebens einmal über diesen Frühlingsgipfel geführt hat, bedürfte solcher Schilderung zum Verständniß ihres Glücks, und wer, der nie auf so reiner Höhe gewandelt, verstände sie?

Nach einer Stunde kehrten beide zurück, Wilhelmine mit feucht schimmernden, seligen Augen, Seebach, den wir, zu Wilhelmine in seinem Glück, jetzt Adolph nennen wollen, mit hoher Wangenröthe und strahlendem Blick der Freude, der nur sanft auf der Geliebten weilte, der Welt aber sich stolz und muthig zuwendete. Stolz, in dem Bewußtsein, die höchste Staffel des Lebens erklommen und erobert zu haben, muthig in dem, sie gegen alle Gefahren und Bedrängnisse der Welt zu behaupten. Der heilige Bund war geschlossen, in dem die weibliche Seele sich durch die Erkenntniß des Berufs erhoben fühlt, ihr Dasein einer zweiten hingebend duldend zu opfern, die des Mannes, schützend, tragend, kämpfend dafür einzutreten.

Adolph hatte Wilhelminen gebeten, ihr Glück zu verschweigen, bis er mit seinem zweiten Vater, dem Präsidenten gesprochen; sie dagegen die Bedingung gestellt, es ihrer

Mutter sogleich zu vertrauen — aber nur als süßes Geheimniß. Wie gern willigte er in diese kindlich fromme Bitte der Geliebten, durch die ihm der reine Demant ihres Herzens, den er gewonnen, noch reiner erschien. Ohne Hehl hatte er dagegen auch ihr bekannt, daß er die rasche Kühnheit seines Entschlusses zum Theil der Sorge schulde, die ihm der Obrist eingeflößt.

„Er?" fragte Wilhelmine mit einem holden Lächeln und dem innigsten Blick ihres sanften Auges. „Er erscheint mir wie ein Mann, den ich verehren möchte, aber Du?... Jetzt laß mich zur Mutter hinauf."

Diese bewohnte ein Zimmer im oberen Stockwerk des Hauses, das sein Fenster auf der Giebelseite hatte, wo man das Dorf überblickte. Sonst hätte sie das aus dem Garten vertraulich arglos Arm in Arm zurückkehrende Paar vielleicht gesehen, und das Geheimniß errathen, bevor es ihr vertraut wurde. So erfuhr sie es aus der Tochter kindlichem Geständniß mit überraschter Freude. Die Reinheit ihres Kindes und das Glück desselben bewegten sie gleich süß; Glück, denn sie vertraute Wilhelminen's Wahl, obgleich sie Adolph noch nicht gesehen. Jetzt mußte die Tochter ihn ihr sogleich zuführen.

Er fand eine Frau von etwa vierzig Jahren: bleich, doch mit Spuren edlen Reizes, in denen die große Aehnlichkeit mit der Tochter nicht zu verkennen war. Sie lag von der Unpäßlichkeit noch matt, und durch das beglückende, aber doch aufregende Ereigniß angegriffen, auf einem Ruhebett. Liebreich hielt sie Adolph die Hand entgegen, der sie voll Inbrunst an die Lippen drückte.

„Seid glücklich, meine lieben Kinder," sagte sie sanft; „o möge von Euch ein Schicksal fern bleiben, wie das meinige war." — „Und möchten Sie," fügte sie offenbar, um eine falsche Deutung ihrer Worte durch Adolph zu hindern, schnell

hinzu, „möchten Sie, mein lieber Sohn, stets meiner Wilhelmine ein so sanfter, redlicher Freund sein, wie ihr Vater es mir unablässig gewesen und noch ist. Ich achte es, daß Sie sich zuerst dem vertrauen wollen, den Sie als Vater verehren; es ist mir ein Unterpfand Ihrer Dankbarkeit vor ihm, wie Wilhelminens Drang, mir zuerst ihr Herz zu öffnen, mir eins ihrer Liebe ist! — Genießet denn Beide heut des verschwiegenen Glücks, — ich übernehme es, Wilhelmine, Deinem Vater mitzutheilen, was er wissen muß. — Seien Sie unbesorgt," wandte sie sich nochmals zu Adolph, „das Recht Ihres Oheims soll dadurch nicht verletzt werden."

Sie lehnte sich nach diesen Worten erschöpft zurück in die Ottomane, auf der sie lag.

„Willst Du allein sein, beste Mutter?" fragte Wilhelmine.

„Ja, liebes Kind," antwortete die Mutter, „meiner Ruhe halber, und weil ihr unten nicht fehlen dürft, wenn der Vater kommt, der, so höre ich, noch einige Gäste mitbringen wird!"

„Mag der Obrist nun kommen!" dachte der Assessor, „jetzt fürchte ich ihn nicht mehr."

So verließen die glücklichen Kinder die glückliche Mutter. Kaum waren sie im Gartenzimmer eingetroffen, als sie den Wagen Feldheims hinter der Gartenmauer heranrollen sahen. In zwei Minuten trat Feldheim selbst ins Zimmer; er kam ohne Gäste, ganz allein. — Wilhelmine flog ihm entgegen. Ihre Umarmung war so innig, ihre Gefühle drängten sie unwillkührlich dazu, daß der Vater ganz erstaunt war, und fragte: „Wilhelmine, bin ich denn ein Jahr fort gewesen?"

Sein rascher Blick maß die Tochter, er sah ihr verklärtes Auge, er ahnte, was geschehen war; auch Seebachs Haltung verrieth es zu deutlich. Er war eben im Begriff eine forschende Frage zu thun, als er sich besann, und dachte: „Nein; ihr Vertrauen muß mir entgegenkommen." — Auch

entsann er sich rechtzeitig eines Auftrags von dem Präsidenten, dessen Ausführung nicht ganz leicht, wenigstens nicht so unbefangen hätte geschehen können, wenn das Verhältniß, das er ahnte, zur Sprache gekommen wäre.

„So lieb es mir ist, Sie in meinem Hause zu begrüßen, Herr Assessor,“ redete er diesen an, „so muß ich Sie doch daraus vertreiben.“

„Wie das?“ fragte Apolph betroffen. Wilhelmine wurde bleich.

„Es ist kein Zweifel,“ dachte Feldheim. „Ihr Herr Oheim,“ fuhr er fort, „hat mich beauftragt, Sie zu ersuchen, doch sofort nach Haus zu kommen. Er hat, wie er mir sagte, Briefe empfangen, in Folge deren er Ihnen einen wichtigen Auftrag zu geben habe!“

„Was kann das sein?“ fragte Seebach bestürzt. „Ich wüßte doch nicht ....“

„Ich weiß es auch nicht,“ erwiederte Feldheim mit einem leichten Lächeln, da er bemerkte, wie überaus unangenehm diese Nachricht auf den Assessor wirkte; „allein ich denke,“ setzte er hinzu, „es wird eine eilige Geschäftsangelegenheit sein, wobei er Ihrer Feder bedarf, da er von Briefen aus „Gotha“ sprach!“

„Hm! Höchst seltsam!“ antwortete Adolph, in hohem Maaße unangenehm berührt, „die Post war ja schon längst eingetroffen, als ich noch in der Stadt war; es waren keine Briefe für uns angekommen. Sollte er einen Courier gehabt haben?“

„Ich weiß nichts darüber,“ versetzte Feldheim, „ich kann mich nur meines Auftrags entledigen, der mir natürlich kein angenehmer ist, da er einen willkommenen Gast aus meinem Hause entfernt!“

Adolph überlegte, daß es gerade jetzt sehr wichtig sei, den Oheim nicht zu erzürnen, und daß es zugleich sehr auf-

fallen werde, wenn er nur einer geselligen Unterhaltung wegen sich einem angeblich dringenden Geschäft entziehen wolle. Er beschloß daher, so schwer es ihm wurde, auf der Stelle Gehorsam zu leisten. „Sie gestatten mir doch, daß ich mich für diesen verlorenen Abend durch einen andern entschädige?" fragte er Feldheim.

„Ich bitte darum!"

„Morgen vielleicht?" fragte der Assessor etwas übereilt; die Lebhaftigkeit seiner Gefühle führte ihm aus dem Geleis der geselligen Formen.

„Morgen, sehr gern," lautete die freundliche Antwort. So schied er denn mit dem Trost des Wiedersehens auf morgen, und auf's Freundlichste entlassen. Ein leiser Händedruck Wilhelminens, als er ihr die Hand beim Abschied küßte, zeigte ihm, daß sie ihn so bedauernd scheiden sah, als er mit Bedauern ging.

Es war schon ziemlich dunkel, als sein Wagen das Dorf verließ. Die Herbstabende beschenken uns nicht mit einer so langen Dämmerung, wie die des Frühlings und Sommers. Als er den Wald erreichte, war es völlig Abend. Er sah eine Gestalt, die sich schnell am Saum des Gebüsches hinbewegte. Es kam ihm vor, als sei es der Bettler von zuvor. „Ob der Vagabund die Nacht hier zubringt?" fragte er sich. „Am Ende ist es ein bloßer Tagedieb."

In der Stimmung seiner Seele konnte er sich unmöglich lange mit diesem unbedeutenden Gegenstande beschäftigen. Wilhelminens Bild umschwebte ihn; er sah ihr liebliches Antlitz, hörte den weichen Wohllaut ihrer Sprache; doch mehr als Alles bewegte ihn der Gedanke an die Reinheit ihrer Seele, die Wärme ihres Herzens. — „Welch ein überseliger Mensch bin ich," dachte er. „Sollte aber der Oheim" — — zog plötzlich ein finsteres Gewölk durch den reinen Himmel seines Glücks, „etwas wider deine Verbindung einzuwenden haben?

— Ich kann es mir nicht denken!" Doch beunruhigte ihn einigermaßen das ganz unvermuthet, seltsame Geschäft. Der Gedanke quälte ihn, dasselbe sei nur ein Vorwand, der Präsident habe etwas von seiner Liebe bemerkt, und suche das Verhältniß so schnell als möglich zu hemmen.

Während er sich durch diese Besorgnisse aufregte, fuhr plötzlich im raschen Trabe ein Wagen an ihm vorüber, den er in der Dunkelheit nicht zuvor gesehen, und bei dem nicht chaussirten Wege und dem Geräusch seines eigenen Wagens auch nicht vorher gehört hatte. Beim dichten Vorüberfahren erkannte er aber trotz der Nacht, daß es vier Pferde seien, und ein Postillon vom Sattel fahre. — „Sollte es der Obrist sein? Freilich! Denn wer fährt hier so, als er? — Und noch so spät! — Wenn er mit einer Absicht auf Wilhelminen nach Haus führe! Wenn er vielleicht schon mit dem Vater gesprochen hätte! Wenn" — die Eifersucht wurde bei Adolph, wie man sieht, sehr leicht angeregt, und war erfinderisch in Vermuthungen. — „Wenn die ganze Sache von dem Geschäft nur ein Vorwand gewesen wäre, dich zu entfernen!" — —

Alle diese Gedanken schossen mit urplötzlicher Schnelle in ihm auf. Allein ein Gedanke an Wilhelminen, an ihr Wort über den Obristen verscheuchte sie sämmtlich wieder. — „Ob dir aber eine solche Werbung, wenn auch Wilhelmine sie zurückweist, nicht dennoch Schwierigkeiten bereiten würde? Ob ihr Vater sie nicht begünstigt! Ob" — — bei diesem letzten „Ob" hielt er vor dem Hause des Oberforstmeisters.

Der Präsident trat ihm schon oben auf der Treppe entgegen. „Es ist mir leid gewesen, Dich zu stören," sprach er, „allein ich muß Dich augenblicklich fortsenden!"

„Fortsenden?" rief Adolph, und stand wie erstarrt.

„Ja, nach Gotha!"

„Nach Haus? — Lieber Oheim!"

„Die Sache ist von großer Wichtigkeit," sagte der Prä-

sident ernst. „Hier ist schon der Brief für Dich geschrieben!“ Er übergab ihm einen versiegelten Brief.

„An die Criminal-Direktion?“ las Adolph staunend.

„So ist es!“

„Und was betrifft die Sache?“ fragte der Assessor in höchster Aufregung.

„Du wirst dort Deine Instruktionen erhalten; jetzt aber mußt Du sogleich abreisen. Du fährst mit Courierpferden. Unser Reisewagen hält bereits angespannt im Hofe, und ich habe das Nöthigste für Dich schon einpacken lassen. Nur das Nöthigste, denn Du mußt auf der Stelle hierher zurück!“

Der Assessor war wie betäubt. Indeß kannte er den Präsidenten; er war in Geschäftssachen von der unerbittlichsten Strenge. Daher raffte er sich mit voller Kraft zusammen und sprach: „Lieber Oheim, ich bin bereit, Ihren Auftrag sofort zu vollziehen. Allein darf ich Sie um zehn Minuten für eine mir sehr wichtige Angelegenheit bitten?“

Der Präsident zögerte einen Augenblick mit der Antwort, und sprach dann sehr ernst: „Lieber Adolph, ich wünsche, daß Du das Gespräch bis zu Deiner Rückkehr aufschöbest!“

„Ich darf es nicht, Oheim! Die Pflichten gegen dritte Personen lassen es nicht zu!“

Der Präsident war geübt in der Selbstbeherrschung; doch sah man, daß etwas in seinen Zügen vorging, was auf einen heftigen inneren Kampf schließen ließ: „Nun so sprich,“ sagte er endlich, und sah mehr bekümmert als ungehalten dabei aus.

Adolph ergoß sein Herz in einem Strom feuriger Worte; er bat den Oheim mit voller Innigkeit ihm die Einwilligung zu seiner Verbindung nicht zu versagen. Der Präsident hatte ihn mit tiefem Ernst angehört, aber war nicht von der Glut des Neffen entzündet worden.

Mit fester Ruhe sprach er: „Lieber Adolph; dem An-

schein nach ist Deine Wahl zu billigen. Allein eine so wichtige Entscheidung läßt sich nicht sofort treffen, sondern fordert die sorgfältigsten Prüfungen, und ich habe Gründe, weshalb ich gerade diese Angelegenheit nicht vor Deiner Rückkehr auf irgend eine Weise berühren kann. Ich werde also auch in Deiner Abwesenheit keinen Schritt darin thun, sondern nur den Herrn Erich-Feldheim, der Höflichkeit gemäß, benachrichtigen, daß ein wichtiges Geschäft Dich plötzlich entfernt habe. Und nun reise."

Adolph kannte seinen Oheim, oder vielmehr der Assessor kannte den Präsidenten. Erzürnte jener diesen, so waren Neffe und Oheim noch viel schwerer zu versöhnen. Er wagte daher, wie schwer ihm der Gehorsam wurde, kein Wort des Widerspruches mehr, denn der Neffe bedurfte der Einigkeit mit dem Oheim zu dringend. — Zehn Minuten später rollte er schon auf der Landstraße davon. — Kaum hatte er das Haus verlassen, so eilte der Präsident zum Oberforstmeister hinüber: „Was ich von der Zukunft fürchtete, Freund, ist schon geschehen," rief er in einer Aufregung, die bei dem ruhig kalten Geschäftsmann und festen Charakter von doppeltem Gewicht war, „Adolph hat sich schon erklärt!"

„Die Jugend ist immer auf der Hetzjagd beim Verlieben," antwortete der Oberforstmeister.

„Es wäre schrecklich, wenn unser Verdacht sich bestätigte," sprach der Präsident, und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Daraus kann ihm aber kein Vorwurf erwachsen," versetzte der Oberforstmeister, „denn wer hätte so etwas ahnen können! — Ich glaube es aber auch nicht," setzte er heftig hinzu, und trat mit dem Fuß auf.

„Was gäbe ich darum, wenn ich es nicht glauben müßte!" erwiederte der Präsident. „Allein rufen Sie sich noch einmal alle Umstände in's Gedächtniß, und Sie werden nicht zweifeln

können. Daß das Gewehr dasjenige ist, womit die Mordthat verübt wurde, darauf leiste ich einen Eid!"

„Hm!" summte Allersleben.

„Feldheim besitzt es seit länger als zwanzig Jahren, — das stimmt mit der Zeit der That. Er war ein armer Bursch — plötzlich wurde er so reich, daß er pachten konnte, — er selbst hat beim Verkauf des Gewehrs an den Förster geäußert, daß er es gern los werde, weil sich unangenehme Erinnerungen daran knüpften."

„Das zeugt für seine Unschuld. Er würde nicht davon gesprochen haben, wenn sich ein solches Verbrechen daran knüpfte," fiel der Oberforstmeister lebhaft ein.

„Sie irren! Gerade solche Unvorsichtigkeiten begehen die Thäter! Das ist immer das Fädchen, woran man sie fängt, — so auch, daß er den Kolben seines Gewehrs nicht untersuchte!"

„Wenn er es aber nun von dem Thäter gekauft hätte? Der Jäger Wilhelm Hagen galt ja bis jetzt für den Mörder . . . ."

„Nur der Verdacht lastete auf ihm, aber er vermindert sich jetzt in hohem Grade, denn es ist erwiesen, daß der Jäger ein Gewehr aus der Ruhla hatte, und dies ist aus einer Rostocker Fabrik, ganz in der Nähe des Gutes, wo Feldheim damals Verwalter war."

„Hm!" murmelte der Oberforstmeister wieder. „Freilich, eine starke Spur . . . . doch kann die Fährte falsch sein!"

„Sie kann freilich — es kann auch das große Loos zweimal auf dieselbe Nummer fallen, allein die Wahrscheinlichkeit ist sehr unglaublich!" —

„Hm! Hm! Aber das muß ich gestehen, bester Vetter! — Wie Sie so ganz arglos dem Feldheim, dem Förster, und allen den Andern diese Umstände abgehorcht, ihnen die

Künste abgefragt haben! Sie haben eine Witterung, — ein Spürgenie ...."

„Wohl Schade, daß ich kein Hühnerhund geworden bin!" scherzte der Präsident bitter. „Vielleicht bin ich einer gewesen, nach der Lehre von der Seelenwanderung, oder werde dermaleinst einer!" Er ging dabei hastig im Zimmer auf und nieder. Es war seine Art, seine heftigsten Aufwallungen durch Sarkasmen zu beschwichtigen. — Doch diesmal überwältigte ihn der Ernst doch. „Der arme Junge!" rief er aus, „so vom Gipfel des Glücks in den Abgrund zu stürzen! — Doch: Fiat justitia, pereat mundus!"

Sechstes Kapitel.

Es ist wahr, was der Dichter singt: Die Liebe ist schwer zu verbergen, wie das Feuer, und schwerer!

Denn noch so still gehegt
Sie gar leicht aus den Augen schlägt!

Einem Mutterblick entgeht nichts; einem Vaterblick Vieles, aber doch nicht Alles. Feldheims Vaterblick hatte, wir wir gesehen, Etwas in Wilhelminens Augen gelesen, was wie Liebesglanz daraus aufschlug. Und in ihrem ganzen Wesen, denn sie war, trotz der Bestürzung über die plötzliche Abberufung Adolphs heut doppelt aufmerksam, doppelt zärtlich gegen ihren Vater, und doppelt freundlich gegen alle ihre Umgebungen. Es schien, als ob die Fülle der Liebe in ihrem Herzen sich auf Alle Andere um sie her ausströmen müsse, da der Eine, dem sich der ganze Strom zugewandt hätte, fehlte.

Feldheim mußte also wohl immer sicherer werden. Und vollends als seine kränkelnde Gattin ihn bitten ließ, einen Augenblick zu ihr hinauf zu kommen! —

Er trat ein und fand sie sehr bewegt. Mit einfachen, offenen, herzlichen Worten sagte sie ihm, was geschehen war, und fragte: „Wirst Du Deine väterliche Zustimmung geben?"

Feldheim, nach Art der Männer, Bedenklichkeiten zu zeigen, wo sie eigentlich keine haben, wenn auch welche haben könnten, antwortete: „Ich sage nicht Nein, ich sage nicht Ja, man muß sorgfältig prüfen!"

„O, Lieber, sage Ja; in meinem Innern spricht eine Stimme für den jungen Mann, die sich selten bei mir regt, die mich aber nie getäuscht hat. Er ist unserer lieben, einzigen Tochter werth. O Feldheim, zerstöre nicht die süßeste Wonnezeit des Lebens — es ist ein zu bitterer Schmerz!"

Ihre Thränen brachen hervor; sie sank an die Brust ihres Mannes.

„Das war wider Dein Versprechen," sprach er ernst aber weich; „das hättest Du mir jetzt nicht anthun sollen!"

„O lieber, bester Mann, vergieb! Allein die Gewalt der Erinnerungen, jetzt, da Wilhelmine auf derselben Stelle des Lebens steht, überwältigte mich! — Es ist undankbar! Ich bin ja glücklich!"

„Bist du es?" fragte er innig.

„Sage nur Ja, und ich bin es!" hauchte sie.

„Nun wohl denn, ich sage Ja," erwiederte er. „Bist Du nun glücklich, Röschen?"

„Ja, ja!" rief sie und hing an dem Halse ihres Mannes.

„Was war das?" rief dieser — und fuhr mitten in der Umarmung auf, und sah scharf nach dem Fenster.

„Ich hörte nichts, Lieber!"

„Ich ganz deutlich! Es war der Ton einer männlichen Stimme! Hier am Fenster — ein Ausruf, oder Seufzer!" —

Feldheim war mit raschen Schritten dem Fenster zugegangen, das halb offen stand. „Wer ist da?“ rief er hinaus, und blickte spähend in die Krone einer Linde, deren Zweige stark gestutzt waren, weil sie sonst das Haus berührt und das Fenster verdunkelt haben würden. Er beugte sich hinaus. Es war ihm, als höre er Schritte, die sich rasch entfernten; das Dunkel ließ aber nichts unterscheiden.

„Seltsam!“ rief er verwundert.

„Du hast Dich gewiß getäuscht,“ beruhigte ihn seine Gattin. „Wer sollte diesen Baum zu seinem Sitz wählen? Es wird das Geräusch der Zweige im Luftzuge gewesen sein!“

„Es ist ganz windstill! — Ich glaube deutlich eine tiefe männliche Stimme zu hören, obwohl ich kaum begreife, wie das möglich wäre, und was Jemand davon haben könnte, uns zu belauschen!“

„Er hätte wenigstens nichts Uebles gehört!“ tröstete Röschen.

„Doch möchte ich nicht, daß es schon bekannt würde;“ entgegnete Feldheim. — „Wir sind aber ganz gestört worden. Ich wollte Dir nur sagen, daß ich schon auf dem Ball so meine Muthmaßungen hatte, und, wie wir Väter nun sind, in der Stille Erkundigungen über den Assessor einzog. Nicht bloß der Oberforstmeister und der Präsident, sondern auch einige andere Herren, die ihn kennen, gaben ihm das beste Zeugniß. Vermögend ist er nicht; nur ein kleines Erbtheil von der Mutter besitzt er. Sein Oheim unterstützt ihn noch. Aber er hat gute Aussichten.“

„Und wir sind ja wohlhabend genug!“

„Ja, ich denke wir sind es; und Du bist glücklich — nicht wahr, Du bist glücklich!“ Mit diesen Worten küßte Feldheim sie herzlich und wünschte ihr eine gute Nacht! Sie bedurfte auch der Einsamkeit und Ruhe bei ihrer Kränklichkeit. Bald suchte sie ihr Lager in einem Alkoven des Gemaches

auf, und schlief mit dem Gebet ein: „Gütiger Gott, laß mein Kind eine glücklichere Braut sein, als mich!“

Schöne und düstere Träume zogen wechselnd durch ihre Seele. Bilder der Vergangenheit, Bilder der Zukunft schwebten vorüber. Die letzten weilten am längsten. Sie sah die Kirche, den Altar, an dem das junge Paar stand. Da trat plötzlich eine finstere Gestalt hinter sie, schritt zwischen beide ein, und riß sie auseinander. Die Altarlichter erlöschten, dichte Finsterniß war umher, ein klirrender Schlag drang in ihr Ohr. — Sie fuhr auf; sie war aus dem Schlummer erwacht. Mit Mühe besann sie sich, wo sie sich befand, erkannte ihr Schlafgemach wieder. „Es war ein böser Traum, der mich geängstigt hat,“ sprach sie vor sich hin. „Aber was rauscht denn so nahe um mich?“

Es hatte sich draußen heftiger Wind erhoben, und sie hörte das Sausen desselben in den Bäumen; aber so stark, daß sie darüber verwundert sein mußte. Plötzlich wiederholte sich der klirrende Schlag, den sie im Traum vernommen. Es war das Fenster, welches Feldheim aus Unachtsamkeit offen gelassen hatte, und das jetzt im Winde klirrend zuschlug. Sie stand auf, trat in ihre Nachtschuhe, die vor dem Bett standen, ging im Dunkeln dem Fenster zu, und schloß es. Als sie sich wieder zu Bett legen wollte, und in dem ganz dunklen Alkoven nach der richtigen Stelle tastete, berührte sie mit der inneren Fläche der Hand das Nachttischchen vor ihrem Bett, wo sie das Licht gelöscht hatte. Mit Verwunderung fühlte sie einen fremden Körper unter ihren Fingern, der einem Ringe glich. Sie wußte mit Bestimmtheit, daß sie Abends keinen Ring abgelegt, sondern nur das Licht auf den Tisch gestellt hatte. Indem sie ihn fassen wollte, bemerkte sie auch, daß er auf einem Blättchen Papier lag, von dem sie auch mit Bestimmtheit wußte, daß sie es nicht hingelegt hatte; sie gerieth in das höchste Erstaunen. Ihr krankhafter

Zustand machte, daß diese befremdenden Umstände stärker auf sie wirkten; sie zitterte fieberhaft. Von einem leichten Schauer geschüttelt, warf sie ihr über dem Stuhl vor'm Bett hängendes Nachtgewand über, und zündete ihr Licht an. Nun sah sie voll Erstaunen in der That ein weißes Blättchen auf dem Nachttisch und daneben den Ring, den sie in der Hand gehabt. Sie griff nach dem Blättchen. Beim ersten Blick darauf that sie einen Schrei: „Röschen, Du bist glücklich! Lebe wohl! — Wilhelm!" waren die Worte, die sie las. Bebend, daß sie sich kaum auf den Knieen halten konnte, faßte sie den Ring. Es war der ihres ersten Verlöbnisses, den sie, als Försters Röschen, Wilhelm geschenkt hatte.

Die Sinne schwanden ihr; sie wankte, sank auf das Bett nieder, und blieb völlig bewußtlos liegen.

„Es ist doch seltsam," sagte am andern Morgen Wilhelmine, während sie den Frühstückstisch ordnete, daß die Mutter noch nicht hier ist, und auch noch nicht geschellt hat. Ich möchte doch hinauf gehen!"

„Thue das, Kind, aber wecke sie nicht, wenn sie noch schläft; bei ihrer Kränklichkeit und Schwäche werden die Bewegungen des gestrigen Abends sie etwas ermattet haben, und nichts ist ihr so wohlthätig als der Morgenschlaf."

„Eben darum wollte ich sie nicht stören," antwortete Wilhelmine, sonst wäre ich natürlich schon längst bei ihr gewesen. Gleich nachdem ich aufgestanden war, schlich ich an ihre Thür und öffnete sie leise. Allein es war noch Alles still hinter den Vorhängen. — Ich hätte sie so gern wachgeküßt, — aber Du hast Recht, lieber Vater, dieser Morgenschlummer ist die beste Arznei für sie. — Nun trinke Deine Tasse, indeß will ich wieder einmal zuschauen!"

Sie ging. Nach zwei Minuten kam sie leichenblaß zurück, und rief: „Vater, die Mutter liegt besinnungslos auf ihrem Bett — sie muß schwer krank sein!"

Sie eilten hinauf; die Dienstboten, welche benachrichtigt wurden, folgten. Sie fanden die Kranke in der That ohne Bewußtsein, aber tief und schwer athmend, ihr Puls schlug fieberhaft.

„Sie muß in der Nacht aufgestanden sein, und sich erkältet haben," meinte Feldheim. Denn er sah, daß sie das Nachtkleid und die Schuhe anhatte. „Wir wollen sie gleich ordentlich betten."

Um die Kranke bequem anfassen, entkleiden und in's Bett bringen zu können, wurde ein Sessel auf die Seite gerückt, und das Nachttischchen in eine dunkle Ecke des Alkovens gerückt. Niemand achtete auf den Ring und das Blättchen, die darauf lagen. Nur den zu Boden gefallenen Leuchter mit dem zerbrochenen Licht hob die Magd auf, und stellte ihn auf den Tisch, so daß das Papierblättchen ganz bedeckt ward, und auch der Ring ohne genaues Nachsuchen nicht zu sehen war. Die Ursach ihres Zustandes blieb also der Umgebung ganz verborgen; Erich-Feldheim würde den Inhalt der Worte so gut verstanden haben, als seine Gattin selbst.

Wilhelmine übernahm sogleich die Pflege; ein Bote wurde nach der Stadt zum Arzt gesandt. Große Bestürzung und Verwirrung herrschte im Hause. Als der Arzt nach zwei Stunden kam, fand er die Kranke im heftigen Fieber; sie war immer noch bewußtlos und redete irre. Die seltsamsten Vorstellungen, für die der Schlüssel nicht zu finden war, da Niemand die Ereignisse, die sie erzeugt hatten, kannte, kreuzten sich in ihren Fieberträumen. Der Arzt muthmaßte irgend eine starkaufgeregte Begebenheit als Ursach der Krankheit; Feldheim gestand ihm eine solche zu, bat aber darüber schweigen zu dürfen, da die Angelegenheit ein Geheimniß bleiben müsse. Es war für den Arzt weniger bedeutend, *was*, als *daß* etwas der Art geschehen sei; und da ihm Feldheim noch dazu sagte, daß es hauptsächlich eine *freudige* Erschütterung

gewesen sei, welche so auf die gereizten Nerven der Kranken gewirkt habe, so durfte er über den Standpunkt aus, dem er das Uebel aufzufassen habe, nicht zweifelhaft sein. — Er verordnete beruhigende, kühlende Mittel, und versprach, den Abend wiederzukommen.

Schon diese Erkrankung der Mutter war eine dunkle Wolke, die über den rosigen Morgenhimmel, der seinen Schimmer in Wilhelminens Brust warf, hinzog. Er sollte sich noch tiefer verhüllen!

Kaum war der Arzt fort, als ein Bote aus der Stadt mit einem Briefe an Feldheim eintraf. „Hm! Seltsam, murmelte dieser, als er gelesen, und reichte das Blatt Wilhelminen hin. Es war vom Präsidenten und lautete:

„Da mein Neffe diesen Abend, wie er mir sagt, in Ihrem Hause erwartet wird, halte ich es für Pflicht, Ihnen anzuzeigen, daß ein dringendes Geschäft ihn gezwungen hat, gestern Abend unverzüglich nach Gotha abzureisen.

von Seebach."

Wilhelmine erblaßte. Die Zeilen waren so kalt, so abgemessen; es fehlte jede ehrende, oder freundliche Anrede, nur im Höflichkeitsgebrauch; auch die Unterschrift gab ohne allen Beisatz nur den Namen! — Eine wie Eis in ihre Brust fallende Ahnung sagte ihr, daß diese Abreise, diese Zeilen eine schwere Bedrohung ihres Glückes enthielten.

„Nach der Form dieses Billets," hub Feldheim an, „scheint der Neffe noch nicht mit seinem Oheim von Dir gesprochen zu haben!"

„Er kann ihm noch nichts gesagt haben!" rief Wilhelmine, und brach in einen Strom von Thränen aus.

„Allein er wollte doch — es war auch Pflicht — vielleicht, daß das dringende Geschäft ihn gehindert hat;" entgegnete Feldheim, selbst unsicher in seiner Annahme. „Beruhige Dich, mein Kind; es kann ein sehr wichtiges Ereigniß

dazwischen getreten sein, das in jedem Fall im Zusammenhange mit des Assessors Stellung steht, denn der Präsident gab mir ja schon, als ich gestern vom Forsthause wegfuhr, den Auftrag, seinen Neffen wegen eines dringenden Geschäftes zurückzubescheiden! — Es wird sich Alles aufklären, ich werde Nachmittag hineinfahren!"

Er vermied es, auszusprechen, was er fürchtete, daß er gerade diese Kürze und Kälte der Zeilen für ein Zeichen halte, daß Adolph mit seinem Oheim gesprochen habe, dieser aber der Verbindung entgegen sei. —

Armes Mädchen! Nur eine Nacht sollte der Traum Deines Glückes währen? Wirklich nur der Traum einer einzigen Nacht sein?

Wilhelmine ging, um in der Pflege der Mutter ihren Trost zu suchen.

Feldheim fuhr nach Tisch zur Stadt. Er besuchte den Oberforstmeister und den Präsidenten. Der erste war verlegen, der zweite war nicht zu sprechen. Er hatte Besuch. Feldheim ließ seine Karte zurück, und entfernte sich mit schwerem Herzen. Alles deutete ihm an, daß der Assessor mit seinem Oheim gesprochen habe, und dieser der Verbindung völlig entgegen sei. Er fing sogar an zu muthmaßen, daß das Geschäft doch eine auf dies Verhältniß begründete Erfindung sei. Denn was er, Feldheim, selbst geahnt hatte auf dem Ball, konnte das nicht auch dem Präsidenten aufgefallen sein? Konnte er nicht deshalb wünschen, den Besuch desselben in Feldheim zu stören, ohne ihn geradehin zu untersagen, was unschicklich und auffallend gewesen wäre? Das Geschäft war der Vorwand der Abberufung, und die Sendung nach Gotha das entschiedene Ablehnen. — Denn, daß Adolph in einigen Tagen zurückkehren werde, hatte der Präsident nicht an Feldheim geschrieben, aus guten Gründen der Vorsicht.

Indem Feldheim das Haus verließ, sah er unten in der Thür einen untergeordneten Polizeibeamten stehen, dem er zu diesem kleinen Posten verholfen hatte.

„Was thut Ihr hier, Ehrhardt?“ fragte er ihn, fast in dem Bedürfniß, sich durch irgend etwas in seinen Gedanken zu zerstreuen. „Ich warte auf den Herrn Polizeihauptmann; er ist oben bei dem fremden Herrn!“

„Also der ist oben;“ dachte Feldheim, und es beruhigte ihn einigermaßen, indem daraus noch hervorging, daß der Präsident wirklich Besuch hatte. Es fiel ihm freilich auf, was der Polizeihauptmann dort zu thun haben könnte.

„Wie geht es Euch denn, seid Ihr zufrieden?“ fragte er Ehrhardt weiter.

„O ja, recht sehr,“ antwortete dieser, „und das verdanke ich nur Ihnen, Herr von Feldheim!“

„Sind die Kinder wohl?“

„Recht wohl, Ihnen zu dienen! Ich habe da dem Mädel etwas gekauft!“ Er zeigte mit schmunzelndem Lächeln ein kleines Sträußchen.

„Sind das Blumen? — Nein!“ sprach Feldheim fragend.

„Ja, Blumen, aber was für welche? Von Rüben geschnitzt! Ist das nicht artig?“

„Wahrlich, ganz hübsch! Woher habt Ihr das?“

„Ein alter, halbbetrunkener Mann bot vorher allerlei Sträußchen der Art zu Kauf!“

„So!“ erwiederte Feldheim zerstreut, da ihn ernstere Dinge beschäftigten, als die Blumen, die er übrigens ganz hübsch fand. — Er ging weiter, um den Obristen aufzusuchen. Sein Weg führte ihn durch ein kleines Gäßchen zwischen zwei Gartenmauern. An der Erde blinkte etwas. Er bückte sich und hob ein Messer vom Boden auf, das eine ganz eigenthümliche Gestalt hatte; zwei Klingen, die eine hakenartig gekrümmt, die andere eine Art von Schaufel. Er sah

sich um, ob Jemand da sei, der es verloren haben könnte. Es war Niemand zu sehen. Vielleicht triffst du noch den Eigenthümer, dachte er, schloß die krumme, offene Klinge, und steckte das Messer ein. — —

In der Gasthofsthür stand Herr Schwalbe; er verneigte sich mit bekannter Geläufigkeit und Rückengelenkigkeit. Auf die Frage nach dem Obristen erwiderte er: „Muß sehr bedauern, Herr von Erich-Feldheim; ist aber gestern Abend verreist; mit dem Wilhelm.“

„Hat hinterlassen, er werde morgen oder übermorgen wiederkehren! — Alle Sachen sind zurückgeblieben,“ setzte er hinzu, mit einer Miene, als wolle er sagen: „O, für meine Sicherheit wegen der Bezahlung habe ich gesorgt!“

Feldheim gab ihm eine Karte für den Obristen, und ging weiter. „Es giebt Tage, wo man nichts erreicht, was man beabsichtigt,“ murmelte er im Gehen. „Das ist solch ein Unglückstag! Möchte sich nur nichts Schlimmeres dahinter bergen. — Den Arzt hoffe ich wenigstens zu treffen.“ Das gelang ihm. Er hatte schon seinen Wagen vor die Thür desselben bestellt, und fuhr mit ihm hinaus.

Die Kranke befand sich noch in ihrem alten Zustande, doch hatte ihr Fieber etwas nachgelassen. Gefahr besorgte der Arzt nicht. Feldheim betrachtete daher seine Gattin mit getrösteterem, ruhigerem Herzen als seine Tochter. Denn was sollte er dieser sagen? — Die Wahrheit, dachte er zuletzt, und konnte, ohne diese zu verletzen, noch das tröstende Wort hinzufügen, der Oberforstmeister habe ihn versichert, es sei in der That ein sehr dringendes Geschäft, was den Assessor zur Abreise genöthigt habe, allein vermuthlich werde er in einigen Tagen zurückkehren.

Siebentes Kapitel.

Einer nach dem Andern schleppte sich in banger Trauer für Wilhelmine hin. „Wenn er mir noch eine Zeile gesandt hätte — und wäre es ein Abschiedswort gewesen," seufzte sie oft bei sich selbst. — „Allein nicht ein einziges Wort! — O gewiß hat ihm der Oheim jede Verbindung mit mir untersagt! Aber, wenn er auch gehorchen mußte — und mußte er denn? — Aussprechen durfte er es doch gegen mich, daß wir getrennt sind. Das fordert doch die Ehre des Mannes! — Ja, das hätte er auch gethan;" dachte sie plötzlich freudiger, „also ist meine Furcht unbegründet. Es wird einige Schwierigkeiten geben, die er mir aus Schonung verschweigt, allein es wird sich Alles aufklären. Nur Geduld!" In diesen wechselnden Gedanken, bald im Licht rosiger Hoffnungen, bald im tiefen Wolkenschatten der Besorgniß, schwanden ihre Tage hin.

„Ein Brief, Fräulein," sprach der eintretende Diener, und legte ihn vor sie hin. — Das Postzeichen Gotha! Er war von ihm! Ein seliges Entzücken durchzitterte ihre Brust und strahlte aus ihren Augen, — doch indem sie den Finger ansetzte, das Siegel zu brechen, zuckte sie schauernd zurück, und dachte: „Wenn es das Abschiedswort wäre!" Sie erbrach und las:

„Theuerste Wilhelmine!

Ich habe so schnell abreisen, und so schnell reisen müssen, daß es mir unmöglich war, Dir früher Nachricht von mir zu geben; doch hatte mir mein Oheim versprochen, sogleich meine Abreise Deinem Vater anzuzeigen. So wirst Du, meine innig Geliebte, keine Beunruhigung empfunden haben!" —

„Ach!" dachte Wilhelmine, und legte die Hand über die Augen.

„Was unser Bündniß anlangt, so habe ich mich meinem Oheim, wie ich mußte und Dir versprach, sofort offen entdeckt. Er schien mir betroffen, und lehnte es ab, in dieser ernsten Angelegenheit irgend einen Schritt zu thun, oder einen Entschluß zu fassen vor meiner Rückkehr."

„Das sieht bedenklich aus," dachte Wilhelmine, aber dennoch kehrte Freude in ihr Herz zurück, da diese Worte die beiden äußersten Gefahren, vor denen sie gezittert hatte, das völlige Nein des Präsidenten, und die Nichtwiederkehr des Geliebten entfernten. Sie durfte wieder hoffen, und hoffte freudig, wie stets die Jugend.

„Obgleich diese Antwort, wie Du denken kannst, nicht meinen Wünschen entsprach, und mich im ersten Augenblick niedergeschlagen uud unruhig machte, so muß ich doch jetzt einräumen, daß mein Oheim nicht anders antworten konnte. Denn er hatte nicht zehn Minuten Bedenkzeit, da der Reisewagen schon angespannt war, und ich auf der Stelle fort mußte. Das Geschäft war ihm in diesem Augenblick über Alles wichtig, und da ich ihn so zwar als Geschäftsmann kenne, wußte ich, daß ich nichts so Uebles thun könnte, als ihm hier widersprechen. Der Auftrag, den ich habe, muß wichtig sein, denn sonst würde ihn mein Oheim nicht so behandeln; allein es umgiebt ihn ein strenges Geheimniß, und ich selbst weiß noch nicht, was er betrifft. Hier erhielt ich, nachdem ich meinen Brief übergeben, und der Director des Gerichts ihn gelesen, nur die Antwort: „„Sie kommen eben noch zu rechter Zeit. Morgen wäre der Herr, dem die Sache obliegt, schon verreist gewesen, da die Gerichtsferien anfangen. Ich denke, Sie werden morgen schon Abfertigung erhalten."" So könnte ich denn, da ich eben von dem Gerichtsdirector komme, und diesen ersten Augenblick der Muße benutze, Dir zu schreiben, morgen schon

wieder unterweges, und vielleicht an dem Tage, nach dem Du diese Zeilen empfängst, wieder bei Dir sein."

Ein Roth der Freude überflog Wilhelminen's Wangen bei diesen Zeilen.

„Morgen, oder gar schon heut," dachte sie beglückt, „wenn er wirklich so schnell abgefertigt worden ist, und seine Reise vielleicht noch schneller ist, als die des Briefes, der ja schon in der Nacht in der Stadt eingetroffen ist. — Er könnte heut Abend kommen!"

„Mit welcher Sehnsucht ich der glücklichen Stunde entgegegensehe, wo ich Dir wieder in's Auge blicken kann — ach wie soll ich Dir das schildern!"

„Und wozu," jauchzte es in Wilhelminen's Seele, „das fühl ich ja selbst, und noch mehr wie er!"

„Wilhelmine" . . . und nun folgten die Ergüsse eines liebenden Herzens, wie sie in solchen Augenblicken Jedem entströmen. Auch dem Geschäftsmann, wie der Assessor einer war, wenn die Stunde für ihn gekommen ist, wo er das Roman-Kapitel seines Lebens beginnt, das bekanntlich jeder Mensch in dem seinigen antrifft. — Und wäre er sonst ein Mensch? — Lassen wir aber diese Liebesergüsse dem Herzen allein, gegen das sie sich ausströmen. Lassen wir Wilhelminen in ihrer stillen Seligkeit allein.

Sie war allein im Hause, denn ihr Vater hatte eines Geschäftes halber schon früh eine kleine Reise angetreten, von der er jedoch Nachmittags zurück sein wollte. Er hatte ein kleines Besitzthum, das er vor Jahr und Tag wegen einer Schuld annehmen mußte, verkauft, wofür er die Zahlung in einem einige Meilen enfernten Oertchen auf der Gerichtsstube empfangen mußte. —

Wie das Unglück selten allein, sondern fast immer mit einer zahlreichen Familie kommt, so auch das Glück. Dem Guten gesellt sich das Gute. Zu der Freude des Briefes

hatte Wilhelmine auch die, daß es mit ihrer Mutter ungleich besser ging; es war eine Krisis eingetreten, der Arzt gab schon für diesen, gewiß aber für den nächsten Tag, die Zuversicht, das Fieber werde sie verlassen, und dann das Bewußtsein zurückkehren. — So ging denn das liebende Mädchen, in ihrem süßen, träumerischen Hoffnungsglück, als ein freundlich waltendes Wesen im Hause umher, das überall im Kreise ihrer Pflichten die Liebe spendete, von der sie ihr Herz überquellen fühlte; frommer Dank für das Glück, das sie selbst empfangen. Wie nahe ihr dieses bereits war, ahnte sie nicht.

Wenige Stunden, nachdem sie den Brief Adolphs erhalten, war dieser schon selbst in der Stadt wieder eingetroffen. Er wußte noch nichts über die Bedeutung seiner Sendung. Er brachte nur zwei große Packete Akten, vom Gericht wohl versiegelt und an den Präsidenten addressirt, mit; desgleichen eine Schachtel und ein Kästchen, beide gleichfalls durch Siegel geschlossen. Der Präsident empfing ihn herzlich aber ernst. „Ich freue mich, daß Du glücklich zurückgekehrt bist, und das, weshalb ich Dich sendete, mitbringst. Die große Beschleunigung der Reise war nothwendig, weil ich diese Akten nur durch einen Beschluß des Collegii erhalten konnte, der, wärst Du nicht pünktlich eingetroffen, sich bis nach den Gerichtsferien verzögert haben würde. — Nun ruhe Dich aus, und erquicke Dich."

Es war Adolph gar nicht um Ausruhen und Erquicken zu thun. Er wollte mit seinem Oheim über seine Verlobung sprechen. Dieser sah es seiner Miene an, und kam ihm zuvor. „Was Dir jetzt mehr am Herzen liegt, Adolph, weiß ich. Zwischen uns jetzt nichts darüber. Ich werde aber heut Nachmittag zu Erich-Feldheim fahren, doch unter der einzigen Bedingung, daß Du sein Haus heut nicht besuchst, sondern das Ergebniß meines Besuchs abwartest."

Der immer enschiedene Oheim sprach diese Worte mit einem solchen Ton unwiderruflicher Bestimmtheit, daß dem Neffen nichts übrig blieb, als sich zu fügen. Er ging nach seinem Zimmer. Der Präsident setzte sich an seinen Schreibtisch, schrieb ein Billet und schellte dem Bedienten. „Sogleich zum Herrn Polizeihauptmann damit,“ sprach er und gab das Blatt dem Diener. „Ich lasse den Herrn Oberforstmeister fragen, ob es ihm jetzt gefällig sei.“

Dieser war nach wenigen Minuten im Zimmer, und brachte ein Gewehr mit. Nach einer Viertelstunde kam auch der Polizeihauptmann. Der Präsident verschloß hierauf das Vorzimmer, damit Niemand lauschen könne, und sein eigenes. Hierauf bat er die Herren an einem in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch, um welchen drei Stühle standen, Platz zu nehmen; Schreibmaterial, und was sonst zu einer schriftlichen Geschäftsverhandlung nöthig, lag auf der Tafel. Der Präsident nahm die Mitte, und die Herren setzten sich zu beiden Seiten.

„Ich habe die Aktenstücke und Beweismittel, um die es sich handelt, meine Herren, so eben erhalten. Es ist nothwendig, daß wir ganz streng in der Geschäftsform verfahren, damit sich nicht die geringste Einwendung erheben kann. Ich werde daher über das, was wir verhandeln, ein Protokoll aufnehmen. Vor zwanzig Jahren war ich Criminalrath des Gerichts zu Gotha. Es geschahen kurz hintereinander zwei Mordthaten. Der Müller Armberger wurde in seinem Hause erschlagen und beraubt; zwei Tage darauf der Oberförster Teschenberg im Walde erschossen. Beide Thaten hatten scheinbar nichts miteinander gemein; für die letztere stellten sich jedoch Verhältnisse heraus, die einen Jäger des Försters, Wilhelm Hagen, der That so dringend verdächtig machten, daß er, da er sich am Tage des Verbrechens entfernt hatte, mit Steckbriefen verfolgt wurde. Er ist seitdem

verschollen geblieben. Vollständige Beweise gegen ihn lagen nicht vor, und sind bis jetzt nicht geführt. Von dem Mörder des Müllers war keine Spur zu ermitteln. Obwohl kein besonderer Umstand damals den Verdacht erregte, daß der Jäger dabei betheiligt sei, so ist das gleichwohl nicht unmöglich, und ein dunkles Gefühl, dem ich als Richter jedoch nicht Raum geben konnte, ließ mich immer vermuthen, daß beide Verbrechen doch wohl in Zusammenhang stehen könnten. Jetzt, nach zwanzig Jahren, taucht mir endlich eine Spur von äußerster Wichtigkeit auf, die mich bis jetzt zwar nur auf den Mörder des Oberförsters leitet, aber einen Andern bezeichnet als den Jäger. Möglich, daß beide schuldig sind, daß die Mordthaten nicht von einem Einzelnen begangen wurden. Möglich, daß auch diese Spur nicht völlig zu dem Thäter führt, aber ich darf sie nicht unbeachtet lassen. — Ich habe die Akten über beide Prozesse hieher kommen lassen, so wie einige Gegenstände, die bei denselben als Beweisstücke aufbewahrt sind. Wir haben uns, was die letzteren anlangt, vorläufig nur auf das eine zu beschränken, welche die Ermordung des Oberförsters betrifft; erst, wenn sich dadurch der Verdacht herausstellte, daß der Thäter auch das zweite Verbrechen begangen habe, würde ich die andern entsiegeln. — Hören Sie jetzt:

Als ich an Ort und Stelle, wo die Mordthat gegen den Oberförster T e s ch e n b e r g verübt war, dessen Leichnam genau untersuchte, fand ich in seinem dichten, von geronnenem Blut zusammengeleimten Haupthaar, über der Stelle, wo ihm der Schädel eingeschlagen war, einen Holzsplitter, der, wie ich, trotz des daran klebenden Blutes, sogleich sah, von dem Gewehrkolben herrühren mußte. Ich steckte ihn sogleich zu mir, und legte ihn als Beweisstück den Akten bei. Vorsichtig schwieg ich jedoch über diesen Fund und ließ nur in der Stille alle Gewehre, so weit dies möglich war, untersuchen. Keins hat sich gefunden, was die Spuren eines solchen Verlustes getragen

hätte. Erst vor wenigen Tagen habe ich ein solches hier entdeckt. Sie sehen es vor sich. Wenn mich nicht Alles täuscht, so muß der Splitter in diese Oeffnung passen. Ich werde ihn jetzt in ihrer Gegenwart entsiegeln, und Sie mögen selbst prüfen.“

Die Siegel wurden unversehrt befunden, die Schachtel, auf der der Splitter, als zu den betreffenden Akten gehörig, genau bezeichnet war, geöffnet.

„Bei Gott!“ rief der Oberforstmeister, so wie er das Holzsplitterchen sah, „Sie haben Recht!“

„Es ist gar kein Zweifel,“ rief gleichzeitig der Polizeihauptmann.

Der Versuch ergab, daß Form und Holzart auf das Genaueste übereinstimmte, so genau, als es nach so langer Zeit beim fortdauernden Gebrauch nur möglich war; an einigen Stellen war gar keine Spalte zu entdecken, wenn der Splitter aufgelegt war.

„Gegen diesen Beweis ad oculos wird kein Criminalrichter der Welt etwas einzuwenden haben,“ sprach der Präsident. „Das Werkzeug der That hätten wir also unwidersprechlich in Händen. Allein wer ist der Thäter? Kaum läßt sich's glauben! Wer sich aber in den Criminalfällen weit umgethan hat, weiß, daß noch viel Unglaublicheres geschehen und an den Tag gekommen ist. Ich brauche Ihnen den Mann nicht zu nennen, auf den die Spur hinleitet. Vielleicht, daß er sich davon ganz reinigt, — bei Gott, ich will es wünschen!“ — sprach der Präsident mit herzlichstem Ton, und dachte dabei an seinen Neffen, „allein ich fürchte . . . doch ich darf nicht vorgreifen. Die Maaßregeln aber, die ich Sie in der Stille zu treffen bat, damit er weder ahnte, welche Entdeckung wir gemacht, — denn ein böses Gewissen hat einen unglaublich leisen Schlaf, — noch sich uns, wenn er Verdacht schöpfte, entziehen könnte, werden Sie jetzt gerechtfertigt finden. Ich

werde nunmehr das Protokoll über diese Verhandlung aufnehmen, und dann bitte ich Sie, sich sogleich mit mir hinauszubegeben, zu Herrn Erich-Feldheim, damit uns nicht vielleicht im letzten Augenblick unser Plan fehlschlägt; denn es hat mich alle diese Tage her beunruhigt, daß ich unvorsichtiger Weise verlauten ließ, mein Neffe sei in einem Geschäft nach Gotha gesendet worden. Einem Schuldigen konnte das sehr bedenklich erscheinen, und ihm Anlaß geben, sich vielleicht zu entfernen!"

„Fürchten Sie nichts, Herr Präsident," fiel der Polizeihauptmann ein, „Herr Erich-Feldheim hat keine Ahnung, und hätte er sie, so ist jeder seiner Schritte bewacht. Selbst bei dem Geschäft, das er heut ganz in der Ordnung unternommen hat, ist er von einem meiner Leute beobachtet worden. Ich weiß bereits, daß er schon nach Hause zurückgekehrt ist."

„Ich danke Ihnen für die große Sorgfalt und Geschicklichkeit, mit der Sie mich unterstützt haben!" erwiderte der Präsident. „Sie allein, Herr Hauptmann, können die Sache durchführen, da Ihnen allein das Recht der vorläufigen Bewachung und Vernehmung zusteht. Mein Geschäft ist hier am Ende. — Ich werde jetzt mit dem Herrn Oberforstmeister allein voranfahren, damit meinem armen Neffen nichts auffalle. Sie folgen uns wohl mit Ihren Beamten von Ihrer Wohnung aus."

Sie trennten sich.

Eine Stunde später fuhren der Präsident und der Oberforstmeister bei Erich-Feldheim vor, und ersuchten ihn um ein Gespräch in seinem Zimmer. Er nahm beide auf das Freundschaftlichste auf. Der Präsident begann die Unterredung mit der Angelegenheit seines Neffen. Es war natürlich, daß er sich über die genauen Familienverhältnisse des Mannes, der ihm verwandt werden sollte, erkundigte. Er that es mit aller Feinheit eines Weltmannes, und wußte das,

was er als Criminalrichter erfragen wollte, auf das Geschickteste dabei zu berühren. Die ganze Gegenwart, auch der ganze Verlauf von zwanzig Jahren, beruhigte ihn vollkommen. Allein an diesem Ausgangspunkte fand sich immer wieder das Argwohn erregende Dunkel. Es mußte jetzt mit Entschiedenheit zur Aufhellung desselben geschritten werden, denn der Diener meldete den Polizeihauptmann. Scharf beobachtete der Präsident die Züge Feldheims, als dieser, der sein Haus sonst nie betreten hatte, gemeldet wurde. Sie zeigten allerdings einige Verwunderung; doch nichts von dem Erschrecken des Schuldbewußtseins. „Wenigstens," dachte der Präsident, „ahnt er noch nicht, in welcher Angelegenheit der Polizeihauptmann kommt!"

Dieser entschuldigte sein Kommen sehr höflich, erklärte aber sogleich, er erscheine in seiner Amtspflicht, da ein ihm so eben zugegangener Befehl ihn nöthige, einige Nachforschungen anzustellen, wobei es ihm wünschenswerth sei, wenn die anwesenden Herren, die mit dadurch betroffen würden, zugegen blieben.

Erich-Feldheim war im höchsten Maaße erstaunt über diese Eröffnung. „Ich begreife gar nicht," fing er etwas verwirrt an, „besonders wie der Herr Präsident, der mir bis jetzt ganz fremd gewesen ist, — ich muß sehr um Entschuldigung bitten," wandte er sich zu diesem. „Ich konnte nicht ahnen, daß wir bei einem Gespräch, wie das unsrige, plötzlich auf eine solche Art unterbrochen werden würden!"

„Ich bin selbst Beamter," sprach der Präsident mit ernster Höflichkeit, „und weiß daher, daß es für amtliche Handlungen nie einer Entschuldigung bedarf. — Ich bin zu Allem bereit." —

„Die Herren erlauben mir Platz zu nehmen; ich muß in der Ordnung verfahren;" nahm der Polizeihauptmann wiederum das Wort. Alle setzten sich nieder. „Bringen Sie

das Gewehr hierher," befahl er dem Unterbeamten, der ihn begleitet hatte. Es war Ehrhardt. Er brachte das Gewehr und legte es auf den Tisch.

„Sie werden wissen, Herr Erich=Feldheim, daß Sie dieses Gewehr vor einiger Zeit an den Oberförster Schweder verkauft haben!"

„Ja, vor etwa drei Jahren!"

„Sie besaßen es seit langer Zeit?"

„Ja, fast seit zwanzig Jahren," erwiederte Erich=Feldheim, dessen Verwunderung im Steigen war. Der Präsident glaubte mit Unruhe Spuren der Bestürzung in seinen Zügen wahrzunehmen.

„Von wem haben Sie es erworben?"

„Von einem Unbekannten," antwortete Feldheim etwas betreten. Der Präsident erschreckte über diese Antwort; die ganz gewöhnliche Ausflucht, um einen sträflichen Besitz zu bemänteln.

„Von einem Unbekannten? Ein Gegenstand, der doch nicht ganz werthlos ist?" — bemerkte der Polizeihauptmann. „Das ist seltsam!"

Diese Aeußerung, die vielleicht etwas über die Befugnisse des Verhörenden ging, nahm Erich=Feldheim übel auf.

„Ich finde diese Aeußerung seltsam," sprach er lebhaft, „ich begreife überhaupt gar nicht, wie man dazu kommt, mich so auffallend in Gegenwart geachteter Gäste über ein Besitzthum zu vernehmen, das seit langen Jahren unbestritten das meinige war, und seit Jahren schon nicht mehr ist."

Dem Präsidenten mißfiel diese Wendung Feldheims; er dachte, es sei ein Versuch, seine Bestürzung durch verstellten Zorn zu verbergen; ein gleichfalls sehr gewöhnlicher Kunstgriff!

„Warum dies geschieht, Herr Erich=Feldheim, darüber werde ich mich natürlich, und vielleicht bald, vor Ihnen zu

rechtfertigen wissen. Daß es unerlaubt ist, von Unbekannten zu kaufen, werden Sie so gut wissen, als ich."

„Ich war damals noch jung und unerfahren; der Kauf geschah nicht in diesem Lande. Ich glaube, daß es in meiner Stellung nicht nöthig wäre, nach zwanzig Jahren darüber Rechenschaft geben zu müssen."

„Sie waren damals nicht nur jung, sondern auch ganz unbemittelt, nicht wahr?" fragte der Polizeihauptmann ruhig weiter.

„Ich war doch so viel bemittelt, um ein Gewehr kaufen zu können."

„Das wollte ich mit meiner Frage nicht bezweifeln. Nur feststellen, daß Sie unbemittelt waren. Sie hatten bald darauf ansehnliche Mittel, um eine Pachtung zu übernehmen. Ich muß Sie um die Erklärung bitten, wie Sie dazu kamen."

„Durch einen Gewinnst in der Hamburger Lotterie!" antwortete Erich rasch.

Der Präsident schüttelte den Kopf. Eine Antwort ganz den früheren ähnlich, dachte er . . .

„Sie haben gelegentlich beim Verkauf des Gewehrs geäußert, es knüpften sich unangenehme Erinnerungen für Sie daran. Welcher Art?"

„Nun, bei Gott!" rief Erich-Feldheim entrüstet, wie das in ein Verhör über einen verkauften Gegenstand gehört, das ist mir denn doch unbegreiflich!"

„Ich muß um eine erklärende Antwort bitten, Herr Feldheim, denn Ihre Aeußerung ist durch Zeugen erweislich!"

„Es ist kein Geheimniß," warf Feldheim heraus, „aber ich werde schmerzlich dadurch berührt, und begreife nicht, woher das Recht kommen soll, mich darüber zu befragen. Um aber der Sache ein Ende zu machen, will ich die Frage beant-

worten. Ein Freund von mir hat sich mit diesem Gewehr erschossen."

Die Antwort erschütterte die Anwesenden. Der Präsident wußte nicht, was er darüber denken sollte.

„Sie verheiratheten sich bald darauf . . . ."

Feldheim sprang auf und unterbrach: „Auch das?"

„Und veränderten ihren Wohnort?" fuhr der Polizeihauptmann fort.

„Ja," rief er entrüstet. „Ich heirathete meine jetzige Frau, die ich als unglückliche Braut kennen lernte, deren Bräutigam am Hochzeitstage erschossen war . . ."

„Gott im Himmel!" rief der Präsident.

. . . . „und die mich bat, aus Gründen, die ich nicht angeben will (es war die Rücksicht für ihren Vater) und nicht anzugeben brauche, einen weit entfernteren Wohnort zu wählen. Wissen Sie nun genug?"

„Erlauben Sie mir eine Frage" — fiel der Präsident ein, „der erschossene Bräutigam . . . . sein Name?"

„Oberförster Teschenberg!"

„Gott im Himmel!" rief der Präsident aus, „den Umstand kannte ich nicht! Sie nannten sich damals Erich! — ein Verwandter des Pfarrer Erich? Sie hielten sich bei ihm auf?" Alle diese Fragen warf der Präsident, der trotz seiner gewöhnlichen Amtsruhe, doch jetzt die Fassung etwas verloren hatte, so rasch hintereinander heraus, daß Feldheim kaum Zeit hatte, sie mit Ja zu beantworten.

„Armer Adolph!" sprach der Präsident für sich, „so habe ich keine Hoffnung für Dich!" Denn der ihm völlig unbekannte Umstand, daß Erich-Feldheim derselbe sei, der des Oberförsters Braut später geheirathet hatte, daß er also in den Tagen der Mordthat erweislich dort gewesen war, ließ ihm keinen Zweifel mehr, daß er auch wirklich der

Thäter sei. Diese Umstände, die so unamtlich und plötzlich in das Verhör traten, hatten demselben schnell eine andere Wendung gegeben. Der Polizeihauptmann rückte nun gerade auf die Sache los.

„Mit diesem, Ihrem Gewehr," sprach er fest, „ist der Oberförster Teschenberg erschlagen worden. Wir haben die Beweise! Er zog zugleich das Schächtelchen hervor, in welchem sich der Splitter befand.

Erich wurde bleich wie der Tod.

„Heiliger Gott," rief er aus, „welch ein Fluch haftet auf Dir, Du arme Frau! Den Geliebten traf der Verdacht des Verbrechens, und jetzt Deinen Mann! — Ich bin unschuldig an dieser That," rief er in der äußersten Heftigkeit, „ich kaufte das Gewehr erst einige Wochen später!"

Der Präsident zitterte. Wer wollte sagen, ob ein Schuldiger durch sein Bewußtsein, ob ein Unschuldiger durch so gräßlichen und wahrscheinlich gerechten Verdacht in solche Bewegung gerieth.

Der Polizeihauptmann wollte während dessen die Schachtel öffnen; es war ein Bindfaden darüber gebunden. Der Knoten ließ sich nicht rasch lösen, er verlangte ein Messer. Der Oberforstmeister sah eins auf einem Tischchen liegen, und reichte es hinüber. Der Präsident warf zufällig einen Blick darauf.

„Um Gottes Willen!" rief er. „Wem gehört das Messer?"

„Ich habe es gefunden," stotterte Erich schon ganz verwirrt.

„So ist denn keine Hoffnung," rief der Präsident aus; „mit einem solchen Messer, genau einem solchen, ist der Müller Armberger ermordet — es ist in dem Kästchen — so hätten wir also einen Thäter für beide Thaten!"

Bei dem Gewicht dieses Doppelverdachts, der auf Erich fiel, verließen ihn seine Kräfte, er stieß einen Schrei aus, und sank betäubt in seinen Sessel. Der Präsident und der Oberforstmeister sprangen ihm zu Hülfe, daß er nicht auf den Boden fiel.

Es war inzwischen über den Verhandlungen dunkel geworden. Der Polizeihauptmann sprach: „Wir müssen einhalten. — Besorgt inzwischen Licht, Ehrhardt; laßt aber nichts von dem, was hier vorgeht, im Hause verlauten, daß wir die kranke Frau uud die Tochter möglichst schonen!“

Ehrhardt, der dem Angeklagten seine kleine sorgenlose Stellung verdankte, ging mit Thränen in den Augen hinaus, während die drei im Zimmer Zurückgebliebenen sich um Erich beschäftigten, und ihn zum Bewußtsein zurückzubringen versuchten.

„Armer Adolph!“ seufzte der Präsident an's Fenster tretend, und in die Dämmerung hinausstarrend; „allein die Tochter eines Mannes heirathen, der dem Schaffot anheim fallen muß! . . . . Es ist unmöglich!“

Ehrhardt hatte die Lichter auf den Tisch gesetzt. —

Es dauerte noch eine gute Viertelstunde, bis sich der Unglückliche völlig erholte. — Draußen war es indessen völlig finster geworden. Das Verhör wurde fortgesetzt.

„Also das Messer erkennen Sie für Ihr eigenes an?“ fragte der Polizeihauptmann.

„Ja und Nein,“ anwortete Feldheim, der sich etwas gefaßt hatte. „Ich habe es, so wahr Gott über mir lebt, gestern erst gefunden, auf der Straße.“ —

Ehrhardt, der das Messer von Weitem sah, war hinzugetreten und unterbrach die Verhandlung mit den Worten: „Das ist ja genau ein Messer, wie es der Kerl hatte . . . .“

In diesem spannenden Augenblick fiel draußen, dicht am

Hause, oder in demselben ein Schuß und unterbrach Ehrhardts Worte. Alle sprangen erschreckt auf.

„Mörder, Diebe!“ hörte man in der Hausflur rufen. Alle stürzten hinaus.

Achtes Kapitel.

Der Assessor verzehrte sich in Unruhe und Sehnsucht. Er wußte indeß zu gut, wie übel sein Onkel eine Verletzung seiner Bestimmung aufnehmen werde, um sie zu brechen. Doch sie ein wenig zu umgehen, das dachte er, könne wohl erlaubt sein. So machte er sich denn endlich am späteren Nachmittag auf, und ging zu Fuß den Weg nach Feldheim hinaus. Er wollte wenigstens in der Nähe der Geliebten sein, den Garten umstreifen, vielleicht, daß er sie von Weitem lustwandeln sähe — oder was junge Liebe sonst an ähnlichem Traumglück sinnt und hofft. — Es begann zu dämmern als er fast den Ausgang des Waldes erreicht hatte. In der Ferne sah er einen Wagen kommen. Es konnte sein Oheim sein. Er schämte sich, von ihm hier getroffen zu werden, und trat in's Gebüsch. Zufällig traf er auf einen kleinen angenehm umbüschten Fußpfad, der ihn zu einer alten herrlichen Eiche führte. Es lüstete ihn, sich unter den Baum auf den üppigen Rasen niederzulegen. Er setzte sich mit dem Rücken an den Stamm gelehnt. Vor ihm öffnete sich durch einen Hügeleinschnitt der Blick bis zu dem Dorf, und er sahe gerade das Dach des Wohnhauses vor sich. Hinter ihm dichtverwachsenes Gebüsch. — Tiefe abendliche Stille ringsum; sie wurde nur unterbrochen durch das Rollen des Wagens

auf der Landstraße, das sich allmählig näherte. Ein eigenes Gefühl der Bangigkeit und Wehmuth ergriff Adolph, und weckte ihm die innigste Sehnsucht nach der Geliebten. „Ob sie jetzt so an dich denkt, wie du an sie?“ dachte er; „ob sie ahnt, daß du ihr so nahe weilst und harrst?“

Der Wagen kam näher und näher; Adolph beschloß, so wie er vorüber sei, ihm nachzugehen, den Oheim sogleich zu Haus aufzusuchen, und vorzugeben, er habe nur einen Spaziergang um die Stadt gemacht. —

Plötzlich raschelte etwas dicht hinter ihm; es mußte auf der andern Seite des Stammes sein.

„Du, Christoph!“ rief eine rauhe Stimme, „verschlafen wir auch nicht die Zeit?“

„Nun, was gibt's denn,“ tönte die Antwort eines halb Verschlafenen. „Es ist ja noch heller Tag!“

„Der Teufel auch, die Sonne ist weg. Das letzte Abendroth blinzelt durch's Gebüsch. Jochem wird schon auf uns warten!“

„Laß ihn warten! — Ich glaube an der ganzen Geschichte ist nichts. — Er hat sich von dem schwarzen Hans etwas weißmachen lassen. — Sie hätten ja sonst dem Kerl gleich auf der Landstraße auflauern können, wenn er das Geld bei sich hat!“

„Dummkopf! Wie Du red'st! Ist er denn nicht am hellen Tag gefahren?“

„Es hieß ja aber doch erst, wir sollten ihn hier im Busch fassen.“

„Ja, Anfangs; aber Jochem hat ja ausspionirt, daß er schon Nachmittags zu Haus kommt. Nun müssen wir die Eier aus dem Nest holen.“

Adolph horchte mit angehaltenem Athem auf dieses räthselhafte aber doch sehr verständliche Gespräch. Ihm war nicht ganz wohl zu Muthe dabei; er suchte nach, ob er nicht

irgend eine Vertheidigungswaffe bei sich führte, denn das fühlte er wohl, wenn man ihn als Horcher ertappt hätte, würde es ihm schlecht ergangen sein.

Es raschelte jetzt hinter ihm im Laub, als ob die Leute sich aufrafften. Doch sprachen sie weiter.

„Das Nestausnehmen kann der Jochem allein besorgen. — Wachehalten will ich mit.“ —

„Ja, das wird er auch! Für den doppelten Antheil muß er auch mehr wagen. Er weiß ja auch allein Bescheid.“

„Hast Du denn die Strickleiter?“

„Die ist ja im Heuschober versteckt, dicht an der Gartenmauer.“

Dieses Wort fiel Adolph centnerschwer auf's Herz. Er hatte bei seinem ersten Besuch in Feldheim einen Heuschober auf einer Wiese, die dicht an der Gartenmauer lag, gesehen. Es war also auf einen Anschlag gegen die Wohnung seiner Geliebten abgesehen.

„Nun mach', sag' ich, wir wollen fort!“ brummte der eine der beiden Kerle hinter der Eiche.

„Ich denke noch nicht daran,“ antwortete der andere. „Es ist noch viel zu hell. — Die Sache könnte schief ablaufen. Ich habe vorher hier einen Polizeihund am Waldsaum umherschnuppern sehen — und im Dorf war auch einer, gerade dem Schloß gegenüber. Das ist verdächtig. Am Ende haben sie Wind von unserm Anschlag.“

„Das ist unmöglich. Der Jochem ist zu schlau, ist zu gerieben. — Wenn der das Garn spinnt, hält der Faden. — Es muß etwas Anderes im Dorf los sein, was die Blaujacken auf die Beine gebracht hat. Der Hauptmann ist ja auch hinausgefahren.“

„Ah bah! Der fuhr spazieren, das weiß ich. Der Wagen, der eben vorbeirumpelte, das wird seiner gewesen sein. — Ich sage Dir, es ist Zeit.“ —

Das Dunkel hatte indeß zugenommen. Adolph war in einer Aufregung, die Worte nicht zu schildern vermögen. Ohne alle Vertheidigungsmittel, — nicht einmal einen Stock hatte er bei sich, — in der Unmöglichkeit durch das dichte Gebüsch rasch zu flüchten, — so wie er es gewagt hätte, war er entdeckt, und unfehlbar ergriffen, — doch drängte es ihn den Plan des Raubgesindels zu vereiteln, Feldheim zu warnen.

Da ließ sich eine Pfeife hören, hinter ihm, ziemlich entfernt.

„Das ist der Jochem! — Sollen wir hin?“ —

„Warte erst, bis er zum zweitenmale pfeift, damit wir wissen, ob er näher kommt, oder weggeht. —“

Sie lauschten, Adolph mit ihnen. Es blieb still.

„Laß uns gehen!“ rief der Eine ungeduldig.

„Keinen Schritt!“ war die Antwort. „Wenn er nicht zweimal pfeift, ist's nicht geheuer. Wir wollen uns still halten, wie die Maus im Loch, wenn die Katze davor sitzt!“

Adolph hörte, wie sie sich wieder niederstreckten; dann blieben sie völlig still; auch er regte keinen Finger.

Es wurde dunkler und dunkler. Fünf Minuten vergingen — zehn — keiner der Kerle gab einen Laut von sich; Adolph hörte nur zuweilen das leise Knistern des Laubes und Mooses, bei ihren unwillkührlichen Bewegungen.

Endlich pfiff es wieder; in zwei kurzen Pausen.

„Horch! Er pfeift auf Antwort!“ murmelte es. — Bald darauf tönte dicht hinter Adolph im Dunkel die Pfeife. Seine Lage wurde immer schauerlicher. Die Antwort folgte bald, in drei kurzen Tönen.

„Er pfeift auf Herkommen. Halt Dich still!“

Wieder vergingen einige Minuten.

„Er kommt, ich höre etwas!“ sprach der Eine, und richtete sich auf.

Jetzt hörte auch Adolph das ferne Rauschen und Knistern

der Zweige, wie wenn Jemand sich durch verwachsenes Gebüsch drängt. Nach einiger Zeit wurden Schritte hörbar. Abermals pfiff es leicht dicht hinter ihm.

„Nun hat er unsere Fährte hierher,“ sagte die eine Stimme, und nach wenigen Minuten hörte er einen Dritten dicht herankommen.

„Jochem?“ fragte es.

„Freilich,“ war die Antwort.

„Jetzt müssen wir aufbrechen; rührt Euch,“ sagte der Kommende. Die beiden Kerle hinter dem Busch sprangen auf. Adolph war wie des Todes. Seine Hoffnung, daß man ihn im Dunkeln nicht sehen werde, bei diesen geübten Buschkleppern eine ganz vergebliche.

„Nicht dort hinaus nach der Landstraße; da schnuppern Spürhunde herum, gleich hier hinunter nach dem Moor, und dann den Fußsteig durch's Feld!“ sagte eine Stimme.

Das war Adolph's Rettung! Die Kerle gingen seitwärts in's Gebüsch, ohne den Raum auf der andern Seite des Baumes zu berühren. Er hörte ihre sich mehr und mehr entfernenden Tritte, und als sie endlich verklangen, er sich sicher wußte, rief er aus: „Dank Dir, o Gott, — ich bin gerettet — und ich kann vielleicht Wilhelminen retten!“ — —

— — Wilhelmine war, während das Verhör mit ihrem Vater stattfand, von dem aus ein ungeahntes furchtbares Geschick sie bedrohte, das gleich einem düsteren Wetter hinter hoher Bergwand aufstieg, um nicht eher sichtbar zu werden, bis es sich über unserm Haupt entladet — Wilhelmine war in dieser Zeit von den Hoffnungen süß gewiegt, die Adolph's Brief in ihr erregt hatten, bald im Garten auf und nieder gegangen, bald hatte sie der Mutter ihre Pflege gewidmet. Seit der hereinbrechenden Dämmerung hatte sie dieselbe nicht mehr verlassen, sondern bewachte einen erquickenden Schlaf, welcher die Kranke gefesselt hielt. Sie ließ die volle

Dunkelheit anbrechen, und saß eine gute Weil ohne Licht am Bett, nur dem Athem der Schlummernden lauschend. Da erwachte diese mit der Frage: „Ist es denn noch nicht Morgen?"

„Morgen? liebe Mutter!"

„Du hier, Wilhelmine?" unterbrach der ängstliche Ruf der Kranken sie, „wie kommst Du hierher?"

„Ich wache an Deinem Krankenbett, liebe Mutter!"

„Bin ich krank, — bin ich — war das Alles ein Traum? Sag mir, Wilhelmine, ist es noch nicht bald Morgen?" fragte sie verwirrt.

„Liebe Mutter, der Abend hat ja eben erst begonnen; kaum eine halbe Stunde ist es ganz dunkel! — Fühlst Du Deinen Kopf noch so schwer, — erhitzt Dich das Fieber noch so sehr?"

„Fieber? Habe ich Fieber gehabt?" —

„Seit vier Tagen!" —

„Vier Tage? Unmöglich! — Ach Wilhelmine — so war dies nur ein Fiebertraum? — Das Blatt — der Ring — —"

„Welches Blatt, welcher Ring? — Ach, sie kommt noch immer nicht zur Besinnung," seufzte Wilhelmine still für sich.

„Liebste Tochter! Ich bitte Dich dringend, zünde Licht an, — ich muß sehen, ob der Ring nicht da ist, — das Blatt auf dem Tischchen!" — —

Wilhelmine hielt diese Worte für Fieberträume der Kranken, wie sie deren ja viele in diesen Tagen gehabt, glaubte ihr aber doch den Willen thun zu müssen, verließ den Alkoven, wo sie hinter der zugezogenen Gardiene gesessen hatte, und ging dem Spiegel zu, vor dem die Feuermaschine auf dem Marmortischchen stand. Wie sie durch's Zimmer schritt, war es ihr, als höre sie das Knistern eines Fußtritts, und leicht erschreckt warf sie einen Blick nach dem Fenster; es war offen.

„Der Wind bewegt die Zweige," dachte sie. — Doch plötzlich stutzte sie, denn es schien ihr, als stehe neben dem

Fenster eine dunkle Gestalt. Sie zuckte zusammen, doch schalt sie sich furchtsam und dachte: „Kinderei! Wer könnte hier sein!“

In diesen Gedanken war sie an den Spiegeltisch getreten, drehte den Hahn der Maschine um, die Lichtflamme schlug auf, und sie zündete den danebenstehenden Wachsstock an. In dem Augenblick aber, wo sie ihn brennend erhob, und der Lichtschimmer auf den Spiegel fiel, that sie einen Schrei des Entsetzens, denn sie sah dicht hinter sich eine gräßliche Gestalt; ein wildes Gesicht mit starren Augen, schwarzem struppigen Haar und langem Bart. Blick und Schrei waren Eins; in gleichem Augenblick aber fühlte sie sich auch schon von einer riesenstarken Faust in den Nacken gepackt, sie sah einen Dolch über sich blinken, und hörte die Worte: „Einen Laut! Und Du bist des Todes!“

Ihre Mutter im Bett stieß einen Schrei der Angst aus; Wilhelmine sank, schon halb bewußtlos, in die Knie; im gleichen Augenblick krachte ein Schuß, und sie stürzte zu Boden.

Hinter ihr aber mit einem gräßlichen Fluch das fremde Ungethüm. — — —

Was in den nächsten Minuten nach diesem entsetzensvollen Ereigniß geschehen, darüber breitete ihre Ohnmacht ihr einen dichten Schleier. Doch als sie erwachte, war das Zimmer von dem Licht erleuchtet, und sie fand sich in den Armen des Obristen und ihrer Mutter! Am Boden lag, zitternd und sich wälzend, der Gräßliche, der sie zu morden gedroht hatte. Auf der Treppe hörte man eilige Tritte und Stimmen; plötzlich öffnete sich die Thür und Adolph, ihr Vater, und gleich nach ihm der Präsident, der Oberforstmeister, der Polizeihauptmann, Ehrhardt, und das ganze Gesinde des Hauses stürzten herein.

„Wilhelmine, bist Du gerettet!“ rief Adolph — — „ach! — die Räuber!“ . . . . . mehr konnte er todeserschöpft nicht herausbringen.

„Herr Obrist?“ fragte der Oberforstmeister staunend.

„Ich war so glücklich, ein gräßliches Verbrechen zu verhüten,“ antwortete der Obrist.

Zwei Diener hatten den am Boden liegenden, ächzenden Räuber emporgehoben.

„Allwaltender Gott der Gerechtigkeit,“ schrie Feldheim wie sinnlos auf, „das ist der Mensch, von dem ich das Gewehr kaufte!“

„Das ist der Kerl, der die Blumen schnitzt — ihm gehört das Messer,“ rief Ehrhardt wie im Jubel. „Nun soll bald Licht werden! — Herr Präsident, d a s ist der Mörder des Müllers und des Oberförsters, — und mein Wohlthäter ist nicht — — —“

„Nein, bei Gott nicht — — —“

„Und auch des Jägers Wilhelm nicht,“ rief der Obrist stolz in die Mitte tretend. „Röschen! — Kennst Du mich denn nicht?“ —

„Wilhelm!“ rief Feldheims Gattin halb zusammenbrechend. — „Wilhelm! Du bist es? Du bist unschuldig! O so bin ich glücklich, so sind wir alle glücklich!“

Und sie waren es! — — Wenige Worte erklärten Alles!

Wilhelm war nur in der Verzweiflung und Erbitterung in die Weite gegangen. Er hatte sich als Diener bei einem englischen Offizier, der durch Gotha reisete, am nächsten Morgen verdungen, war mit diesem sogleich nach Hamburg und von dort nach England gegangen, ohne von dem Tode des Oberförsters etwas zu erfahren. Erst nach Jahr und Tag, nachdem Röschen sich mit Erich, der durch sein Gut den Namen Erich-Feldheim führte, verheirathet hatte, erfuhr der Geflüchtete zufällig durch einen Landsmann, der ihn selbst gar nicht kannte, diese Vorgänge, und welcher Verdacht auf ihm laste. Im Schmerz darüber, daß Röschen ihm dennoch verloren sei, und über die Anklage, die auf ihm lastete, entschloß

er sich, Soldat zu werden, und mit einem Regimente nach Indien zu gehen. Denn der Beweis seiner Unschuld würde ihm immer sehr schwer geworden sein, weil er die Nacht nicht unter Dach, sondern im Walde zugebracht hatte, und erst mit dem Morgen nach Gotha gekommen war; er konnte also kein Alibi, keinen anderen Aufenthalt nachweisen. — Durch sein Anfangs gleichgültiges, fast rasendes Wagen des Lebens, das ihn drückte, zeichnete er sich so aus, daß er von Stufe zu Stufe stieg, bis zu dem Rang, den er jetzt einnahm. Nun erst kehrte er nach Deutschland zurück, und da er erfuhr, wo Röschen lebe, suchte er diese Gegend auf. In Wilhelminen erkannte er auf dem Ball das vollkommene Bild ihrer Mutter. Mehrere Abende umschlich er still das Haus, um seine Jugendgeliebte von fern zu beobachten; so saß er in dem Baum, als Feldheim jenes Gespräch mit ihr hielt, und legte auch das Abschiedsblatt auf den Tisch. Da er den schrecklichen Verdacht, der auf ihm lastete, nicht unbedingt vernichten konnte, wollte er nicht in ihrer Nähe weilen. Er hatte nur noch Briefe aus England abwarten müssen, und in dieser Nacht wollte er fort. Sein Wagen hielt jenseit des Dorfes, wo er ihn schon das erstemal hatte halten lassen, als er sich in das Gemach stahl. Ohne jetzt die Absicht zu haben, noch einmal geheimnißvoll zu Röschen einzudringen, streifte er nur unter ihrem Fenster hin, um vielleicht ihre Gestalt noch einmal aus der Ferne zu sehen. Da sah er den Räuber vom Baum aus einsteigen, er war zweifelhaft, ob hier wirklich ein Verbrechen beabsichtigt werde, doch eine dunkle Ahnung leitete ihn richtig. Er stieg in den Baum, sah den Angriff des Räubers auf Wilhelminen, und rettete sie, indem er ihn mit einem seiner Terzerole, die er, schon zur Nachtreise gerüstet, bei sich trug, niederschoß. Der Assessor war gleichzeitig unten vorm Hause eingetroffen, und da er den Schuß hörte, glaubte er richtig, der Ueberfall, dessen Plan er belauscht hatte, werde schon aus-

geführt. Er war es daher, welcher „Räuber und Mörder!" rief, und das ganze Haus in Allarm brachte.

Der Mörder, schwer getroffen, durch alle zusammentreffenden Zeugen und Zeugnisse überwältigt, gestand, den Tod vor Augen, den Mord, den er an dem Müller verübt, sowie den an dem Oberförster. Zu letzterm hatte ihn das zufällig mit angehörte Gespräch in dem Wirthshaus zum goldenen Hirsch verleitet. Sein Geschick als Ausschneider der Blumen aus Rüben und Blättern diente ihm, seinem Vagabundenleben eine ganz unschuldige Gestalt zu geben. Adolph erkannte auch sogleich in ihm den Bettler, der ihn so angewidert hatte; der Obrist den Verdächtigen, dem er auf seinem ersten Spaziergange um die Stadt begegnet war. — Auch der Umstand, daß Wilhelmine einen Kopf mit schwarzem struppigen Haar und Bart gesehen, erklärte sich bald. Denn als der Getroffene sich im Blut wälzte, hatte sich die Perrücke, durch die er sich bei verbrecherischen Unternehmungen verkappt, abgestreift. Sie wurde mit Blut besudelt am Boden gefunden. Die spätere Untersuchung ergab auch, daß er seinen Kram von Schachteln und Töpfchen nicht ungeschickt nützte. Denn zur Hälfte nur waren dieselben mit den geschnitzten Sträußchen erfüllt; in der anderen Hälfte waren Dietriche, Feilen und andere kleine Instrumente zur Verübung des Einbruchs versteckt. Auch sein angeblicher Froschspieß war nur ein geschicktes Werkzeug, um beim Einbruch und Oeffnen von Thüren und Fenstern zu dienen. So streifte er, mit seinem Hausirerschein versehen, oft Tagelang unerkannt um die Orte, wo er Raub geübt. Die Verkappungen brauchte er bei Ausübung der Verbrechen. Sein natürliches Haupthaar war das röthlich fad blonde, spärliche; daher erkannten ihn Feldheim, Ehrhardt und der Assessor auch sogleich; sein abstoßendes Gesicht vergaß schwerlich Jemand, der ihn einmal, wenn auch vor langen Jahren gesehen. —

Den schweren Ereignissen dieses Tages und den Schreckensaugenblicken des Abends folgte, nachdem sich Alle von der ersten Wirkung des grauenvollen Eindrucks erholt, die beglückendste Stunde.

Röschen war nicht nur glücklich, sondern unaussprechlich glücklich; das tiefe, unverwindbare Leid ihres Lebens war nur gewesen, das Wilhelm ein Verbrecher sein sollte, daß er Allen dafür galt, — sie hatte es nie glauben können! —

Feldheim athmete leicht auf, befreit von der Last eines unverschuldeten, furchtbaren Geschickes. Eifersucht kam nicht in sein Herz, sondern er war glücklich zugleich, mit seiner treuen Gattin.

Der Obrist, Wilhelm Hagen, war auch glücklich. Die Blüthe der Liebe, welche sich in der Jünglingsbrust entfaltete, fand in der reichen Brust des Mannes einen Boden, wo sie zu einer milden lebenserquickenden Frucht wurde. In den ersten Minuten fühlte er, und Feldheim und seine Gattin mit ihm, daß die innigste Freundschaft sie vereinigen werde.

Und daß der Präsident jetzt kein Bedenken mehr in seines Neffen Verbindung mit Wilhelminen fand, daß er die Verpflichtung doppelt fühle, der liebreichste Vater Beider zu sein, darüber konnte wohl Niemanden ein Zweifel aufsteigen.

So umarmten sich denn noch an diesem Abend Adolph und Wilhelmine als glückliche Verlobte, und genossen der seligsten Stunden unmittelbar nach den schrecklichsten.

* * *

„Caspar Schwarz, schwarzer Caspar,“ rief der alte Steffen, der nicht mehr so rundleibig war, als vor zwanzig Jahren, dem eben in die Gaststube zum goldenen Hirsch ein=

tretenden Gevatter zu, der aber jetzt besser der graue Caspar hätte heißen können, da er ganz grauköpfig war, „Caspar, weißt Du's schon? Jetzt ist's heraus, wer den Müller Armberger und den Oberförster Teschenberg ermordet hat; nicht der Wilhelm!"

„Nun! sagt ich's nicht immer? Aber wer denn?"

„Besinnst Du Dich noch auf den verfluchten Satanskerl, dem ich ein Blumensträußchen aus Kohlrüben abkaufte für mein kleines Mariechen? — Gott behüte sie in ihrem sechsten Kindbett, denn . . . ."

„Der war es?" rief Caspar, und unterbrach die lange Rede, die Steffen über seine verheirathete Tochter zum Besten geben wollte. „Das hab' ich ja gleich gesagt! Der Kerl hatte den Teufel im Leibe. Aber woher weißt Du das?"

„Da, lies das Gerichtsblatt aus Gotha! Der Steckbrief gegen den Wilhelm widerrufen, glänzend zu Ehren erklärt, jetzt ist er Obrist . . . ."

„Gieb her!" rief Caspar, „ich muß selbst sehen!" und riß ihm das Blatt aus der Hand.

Der Mund blieb ihm offen stehen vor Verwunderung.

„Hm, Hänsel, Knapphänsel, gieb noch einen her!"

„Noch zwei," rief Steffen lachend, „dem Kerl bleibt das Maul offen stehen, er will, daß man ihm etwas hineingießt!"

„Siehst Du, rief Caspar triumphirend. „Es kommt doch Alles heraus!"

„Da magst Du recht haben! Aber, daß Du oder ich noch einen todt schlagen, das wird doch nicht wahr werden!"

„Wer weiß!"

Was! Wir sollten einen Menschen so schändlich aus der Welt schaffen?"

„Wer weiß!"

„Oder etwa Menschenfresser werden, wie Dein Hirt aus . . . . wie hieß doch das Nest!“

„Wer weiß!“

„Zum Teufel! Ich weiß! Denn lieber wollte ich ja aus dem Hirsch wegbleiben, und in diesem ganzen Leben keinen einzigen Nordhäuser mehr aus der Welt schaffen!“

„Wer weiß!“

Liebe.

Eine Erzählung in vier Abtheilungen.

Erste Abtheilung.

„Gieb mir mein Zeichenbuch, Aloys, und geh' hinunter in's Dorf; suche im Gasthaus eine gute Wohnung für mich zu bekommen; ein Zimmer muß nach der Nordseite liegen. Ich komme in einigen Stunden nach; ich will bei dem günstigen Licht hier noch etwas zeichnen."

So lautete der Auftrag eines jungen Mannes an seinen Diener, der darauf eine Reisetasche, die er an einem Riemen über der Schulter trug, öffnete, und seinem Herrn ein elegantes Zeichenbuch daraus reichte. Er that es indessen mit ziemlich mürrischer Miene.

„Wenn aber das Gepäck noch nicht drunten ist, Herr Holm?" fragte er; „wir sind rasch über die verwünschten Felsen geklettert!"

„Du bist etwas träger Natur, Aloys," erwiederte dieser. „Der Führer ist gewiß schon dort. Jedenfalls richte Alles ein, wie ich es gewohnt bin. Vor Nacht bin ich unten!"

Mit diesen Worten wandte er dem mürrisch blickenden Diener den Rücken, und ging, das Zeichenbuch leicht in der Hand tragend, einen Seitenpfad in die Gebüsche, der ihn dicht am Rande pittoresker Felsen hinleitete, welche tiefe und reiche Blicke in's Thal gewährten. Nach einem be-

schwerlichen, sogar nicht gefahrlosen Wege hatte er eine schroffe Kuppe erreicht, sah aber dort seine Anstrengungen herrlich belohnt. Das Thal, welches sich zur Rechten in ein anderes, breiteres Hauptthal öffnete, lag in allen seinen Windungen ihm zu Füßen. Es war eigentlich nur eine Seitenschlucht des Hochgebirges, die einem wild rauschenden Waldwasser zum zerklüfteten Bett diente, das sich, aus schmelzendem Schnee der Hochalpen zusammen geströmt, etwa zwei Stunden weiter aufwärts, von dem schroffsten Felsenstock die steile Granitwand herabstürzte. Dort war das Thal durch das wilde Gebirg völlig geschlossen; von dort her aber zog es sich in der wundervollsten Mischung von Fels, Wald, grünen Triften, Rebengeländen und goldblitzenden Getreidefeldern hin, die die sanfteren Abhänge der Berge umgürteten, während die Rebe die steilen Ansteigungen zwischen die Klippen hinein mit ihrem Grün umspann, der Wald die schroffen Lehnen bedeckte, wo die Felsspitzen oft weit übergewölbt, oder zackig emporgethürmt, aus den Wipfeln der Fichten und Buchen aufragten.

Von dem Sitz, den Holm genommen, überschaute er das Ganze der Thalwindung; kaum eine Hütte, die ihm verdeckt geblieben wäre. Und gerade zu seinen Füßen hatte er den lieblichsten Anblick. Er sah in einen Weinberg hinunter, der sich bis dicht an den Fels aufwärts zog; in dem obersten Theil desselben waren Frauen und Mädchen mit der Pflege der Reben beschäftigt. Die beweglichen Gestalten in der malerischen Landestracht, hoben sich im Contrast gegen das junge Grün um so frischer hervor, als die Kleidung im Ganzen lebhafte Farben hatte. Das dunkelrothe Mieder, und das weiße Schleiertuch über dem Haupt, strahlten besonders im hellen Licht der Nachmittagssonne. Der Weinberg senkte sich neben einer dunklen, tief eingeschnittenen

Waldschlucht hinunter. Am Fuß blickte ein sauberes Haus aus umgebenden Gebüschen der alten Nußbäume hervor. Hinter demselben schlang die Landstraße sich um den Hügel und verlor sich zwischen den Häusern des Dorfes, die in unregelmäßiger Reihe dem blitzenden, schäumenden Lauf des Baches folgten. Dieser reizende Vorgrund umgab sich in schönen Abstufungen mit den mannigfachsten Anhöhen, Felsen, Waldhängen, bis zu dem blauen Duft und den Schneespitzen des Hochgebirges hinauf.

Holm setzte sich, und warf in leichten Umrissen die Grundzüge der Landschaft auf ein Blatt seines Zeichenbuchs. — „Und wie viele interessante Einzelstudien," murmelte er vor sich hin, während er zeichnete, „dort unten das reizend gelegene Haus — die prächtigen Ulmen auf dem Hügelvorsprung daneben, — die Gruppe der alten Nußbäume — der Fels drüben am Bach neben der Mühle, — ich glaube hier werde ich einige Zeit verweilen."

Zwischen dem Zeichnen warf er oft einen Blick in den Weinberg hinunter, und beobachtete das Treiben der jungen Winzerinnen. „Da wären auch wohl angenehme Einzelstudien zu machen!" dachte er lächelnd, „man müßte aber näher gehen."

Er schloß sein Buch und begann, ein geübter Bergsteiger, sich einen Pfad abwärts zu suchen. Anfangs stieg es sich, mit Hilfe der Gebüsche und Zweige, ziemlich leicht, doch bald wurde es schwieriger. Es galt nur noch, eine ziemlich hohe Felswand hinabzukommen; bald springend, bald sich an den Händen herablassend, gelangte er endlich fast bis in den Weinberg. Die überragenden Zweige einer Buche mußten dazu benutzt werden. Gewandt schwang sich Holm in den Baum, klimmte auf den breit sich ausdehnenden Zweigen vor, und ließ sich endlich an der Spitze eines der-

selben nieder; doch er langte nicht ganz; ungeduldig gab er sich einen stärkeren Schwung, da brach der Zweig — er stürzte hinab! — — —

Er erwachte wie aus einem schweren Traume. — Staunend, nach dem Faden seiner Erinnerungen suchend, blickte er um sich. In einem kühlen Gemach, dessen Fenster von Weinlaub umrankt waren, durch welches das Gold der Abendsonne spielte, befand er sich auf einem sorglich zugerichteten Lager. — Es war ganz still um ihn her, Niemand im Gemach. — Er wußte sich seines Sturzes und des dumpfen, betäubenden Schmerzes, den er darauf empfand, zu erinnern; doch wie er hierher gekommen, war ihm völlig unbewußt. Da öffnete sich leise eine Thür, und mit kaum hörbaren Schritten trat die Gestalt eines jungen Mädchens in der malerischen Tracht des Landes ein, und dicht nach ihr eine ältere Frau.

„Ich glaube — er wacht, Mutter!“ rief sie dieser mit gedämpfter Stimme, doch mit dem Ton freudiger Ueberraschung zu! —

Holm glaubte jetzt erst recht in wunderbare Träume einzusinken. — Die lieblichste Gestalt, das holdeste jungfräuliche Antlitz erschien vor seinen Blicken, wie in himmlischer Verklärung, denn der Abendsonne Glanz überleuchtete gerade die Züge des jungen Mädchens. Sie stand lauschend, leise vorgebeugt, mit dem Ausdruck der innigsten Theilnahme.

„Wo bin ich hier?“ fragte Holm, der sich überzeugte, daß nicht der Traum, sondern die Wirklichkeit ihm diese holdselige Erscheinung bereite.

Die Mutter antwortete: „Ihr seid in guter Pflege, lieber Herr — ist Euch besser?“

„Bis auf ein wenig Kopfschmerz," erwiederte er, „fühle ich mich ganz wohl — aber sagt mir" — bei diesen Worten bewegte er die Hand halb zufällig gegen die Stirn, und fühlte eine Wunde an derselben.

„Wir haben die Kopfwunde verbunden, so gut wir vermochten," sprach die freundliche Frau. „Schmerzt sie Euch?"

„Sehr wenig, sehr wenig" — erwiederte Holm gerührt, „ich bin Euch tief verschuldet in Dank," setzte er hinzu, und reichte der Frau, welche näher zu seinem Lager getreten war, die Hand hin.

Sie nahm sie unbefangen; in wenigen Worten erzählte sie ihm, daß die Mädchen im Weinberg, die schon sein Herabklettern an der gefährlichen, für unzugänglich geachteten Felswand mit Angst verfolgten, ihn nach seinem Sturz, wo er betäubt am Boden gelegen, hinabgetragen hätten, in diese Wohnung. — Er erfuhr, daß er sich in dem einladenden Hause am Fuß des Weinberges befinde; daß seine Pflegerin Regina, ihre Tochter Beata heiße. Er drückte der Mutter warm die Hand, und reichte sie auch der Tochter, die sie eben so harmlos annahm, und den herzlichen Druck herzlich erwiederte.

In wenigen Minuten war Alles geordnet. Holm fühlte in sich die Kraft aufzustehen; er hatte nach seinem Diener gesandt. Dieser war eingetroffen, das Gepäck mit dem Führer auch. Sie erschienen beide, um ihn nach dem Wirthshaus zu geleiten. Er war noch schwach, doch konnte er, auf Beide gestützt, den kurzen Weg zurücklegen, und schied von seinen Pflegerinnen mit dem innigsten Dank, und von ihren freundlichsten Wünschen geleitet.

Es war eine schöne Zeit, die Albert Holm von jetzt ab verlebte. Das romantische Thal fügte zu seinen Reizen auch den, daß es von jener anziehenden Bevölkerung bewohnt wurde, in der sich italienische und deutsche Sitte, Sprachen, Tracht und Körperbildung mischen; es ist als ob die beiden Grenzländer sich gegenseitig ihr Besseres gegeben hätten. Die deutsche Herzlichkeit, der Ernst, der Fleiß, verbinden sich innig mit der italienischen Anmuth, Lebhaftigkeit, Naivetät und gläubigen Frömmigkeit. Je nach Alter und Eigenthümlichkeit waltete das eine Element vor, oder das andere. Regina war mehr eine deutsche, Beata, in der Blüthe der Jugend, mehr eine italienische Natur. Regina fleißig, sorglich, sittig, arglos und freundlich; Beata anmuthig, von leicht empfänglichem Geist und Herzen, unschuldig, fromm, schwärmerisch. —

Holm fand sich durch die holde Natur des Mädchens, durch die Reinheit ihrer Seele, ihres offenen Herzens, unwiderstehlich gefesselt. — Er trennte sich fast nicht von ihr. Die Mutter in ihrer reinen Gesinnung hatte kein Bedenken dagegen; die strengen Formen der Sitte regelten die Lebensbeziehungen nicht in diesem glückselig abgeschiedenen Thal. Und was sollte Uebles bei dem harmlosen Verkehren der Jugend mit der Jugend sein? Geschah doch Alles unter den Augen der Sonne selbst, vor Nachbarn und Freunden. Das Thun dieser freundlichen Leute war in Allem so offen wie ihre Seele. Beata saß mit dem Spinnrocken im Schatten der Nußbäume vor dem Hause, und Albert — so nannte sie ihn nach seinem Wunsch mit dem vertraulichen Vornamen — neben ihr, und zeichnete. Oder sie bleichte ihre Linnen, während er auf einem schattigen Platz daneben seine Staffelei aufgestellt hatte und das Bild der Landschaft, das er von hier aus aufgenommen, im Einzelnen ausführte. — Dann bat er sie: „Beata! stelle Dich so! Mehr nach dem Gebüsch

zu! Stütze Dich ein wenig auf den Zweig!" Und so zeichnete er sie in den Vordergrund der Landschaft. Dann trat sie näher, blickte ihm über die Schulter, und rief mit dem hellen Glockenlaut ihrer Stimme: „Wie täuschend genau! Wie schön! — Auch die umgebrochene Fichte dort! — — Und das soll ich werden?"

„Und recht ähnlich, denke ich, Beata! Aber dazu mußt Du mir noch besonders sitzen, im Zimmer!"

„Ihr wolltet mich ja auch mit einem Körbchen mit Trauben malen, und mit den Winzergeräthschaften, wie Ihr mich zuerst gesehen. Ihr haltet doch Wort?"

„Gewiß, Beata! Ganz in der Tracht, wie ich Dich zuerst sah, dort am Felsen!"

„Ach, ich mag nicht dahin schauen! — Wenn Ihr das Leben verloren hättet bei dem Fall!"

„Dir danke ich's," sprach er lächelnd und reichte ihr die Hand, und sie lächelte ihn unbeschreiblich süß an, sagte aber, das Italienische einmischend: „No, no! Die Madonna hat Euch behütet, Alberto!"

„In der Tracht der Madonna will ich Dich auch malen."

„O nimmermehr," rief sie, und erröthete.

„Du hast das Antlitz dazu!"

„Nein, nein, Alberto! das ist ein Scherz! das wäre ja sündig, gottlos! — Wie könnte mir dann die Madonna noch gnädig sein!"

„Nun so male ich Dich, wie Du zur Kirche gehst! Fromm und züchtig! — Das schenken wir der Mutter zu ihrem Namenstage!"

„Wollt Ihr? Wirklich? Alberto?" So überraschten sie drei holdselige Fragen fast zugleich, und ihr strahlendes Auge sagte, wie glücklich sie darüber sein werde. „Das ist am 7. September, so lange müßt Ihr also noch bei uns bleiben," fügte sie nach einigen Augenblicken hinzu. — Plötzlich über-

flog ein halb ängstlicher, halb unmuthiger Zug ihr schönes Gesicht. „Da kommt Aloys,“ sprach sie leiser. „Ich weiß nicht, aber ich scheue mich vor ihm! — Er ruft Euch immer ab!“

„Es ist wohl Mittagszeit,“ lächelte Holm. „Du weißt ja, das sagt er mir immer an!“ —

„Habt Ihr ihn denn gern um Euch?“ fragte sie, nachdem Aloys, da er seinem Herrn angezeigt hatte, daß das Mittagsmahl bei ihm im Gasthause bereit sei, wieder zurückgegangen war. —

„Nein!“ erwiederte Holm. „Ich werde ihn wohl nicht mehr lange bei mir behalten,“ sprach er nach kurzem Schweigen, und eine Wolke des Ernstes lagerte sich auf seiner feinen Stirn. „Er ist auch noch nicht lange in meinen Diensten. Mein Diener erkrankte auf der Reise; Aloys ersetzte ihn während der Krankheit. Ich mußte weiter, und nahm ihn mit, während der Kranke zurückblieb, um nach seiner Genesung in seine Heimath zu reisen. — Aloys muß nun schon bei mir bleiben, bis ich an einem Ort bin, wo er einen andern Dienst und ich einen andern Diener finden kann. — Ich habe ihn nicht zu loben, doch auch nicht eben über ihn zu klagen.“

Beata schüttelte leise das schöne Haupt. Albert trug sein Malergeräth in's Haus und ging, Beaten mit traulichem Händedruck grüßend. „Heut Abend,“ sprach er im Gehen, „steigen wir aber endlich einmal auf die Felsspitze, und sehen die Sonne unter- und den Mond aufgehen. Es wird keine Stunde dazwischen liegen.“

Beata nickte; sie folgte ihm lange mit den Augen. —

Beide saßen auf der Felsspitze. — Der Purpurduft des Abends hauchte schon seine Zauberwellen über die ganze Land-

schaft. Die Alpenspitzen glühten, das warme Gold floß bis in die grünen Thäler hinab; es blitzte selbst aus den Schaumwellen des Baches herauf. Albert hatte Beata gelehrt, die Schönheit der Landschaft, in der sie aufgewachsen war, näher zu verstehen, durch sein begeistertes Wort, wie durch die lebendige Wiedergabe der Reize in seinen Bildern. — Er hatte mehr gethan! Er hatte einen Zauber in ihre Brust gehaucht, durch den ihr jeder Genuß zur Wonne, jede Freude zur Seligkeit emporschwellte. Das ahnungslose Herz liebte! So wurde ihr das Thal zum Paradies, die Erde zum Himmel! —

Das Bild der goldüberhauchten Landschaft strahlte in erhöhter Schönheit aus ihrer Seele zurück, wie aus der Abspiegelung in klarer Fluth! Sie blickte mit seligen Augen zu Albert hinauf, dessen Herz selbst in trunkener Wonne zitterte, — doch zugleich von Schauern berührt! Der tiefe Schatten der Wirklichkeit fiel kalt und schwarz in das goldene Traumbild seines Glücks!

Er erbebte, als sie sich leise, arglos zu ihm neigte, und er ihr holdes Haupt an seiner Schulter fühlte, während sie mit dem Finger hinab in den Weinberg deutete, wo drunten die Mutter stand und zu ihnen hinauf schaute. „Wenn sie doch mit heraufgestiegen wäre,“ sprach Beata; „doch seit des Vaters Tode ist sie zu viel krank gewesen! Sie wird immer schwächer!“

Eine Thräne glänzte in den Augen des Mädchens. Albert legte sanft, aber schweigend seinen Arm um sie.

Die Goldkugel der Sonne berührte den Rand der Erde; lange, kühle Schatten fielen ins Thal, jetzt dufteten nur noch die höchsten Alpengipfel als Purpur-Rosen in das Himmelsblau hinauf, noch einen Augenblick, und sie standen als kalte, weiße Schneerosen in der öden Einsamkeit der Höhe.

Es zuckte ein unerkanntes Etwas mit schauerlicher Berührung durch Alberts Brust. Er blickte hinauf, wo die eben

noch so durchsichtigen glühenden Alpenspitzen, da der Sonnenstrahl sie nicht mehr berührte, wie überschneite Leichensteine einsam in die todte Leere emporstarrten. „So erlischt," dachte er, „die warme Purpurflamme des Lebens und der Liebe in einem Hauch, und die bleiche Todesfackel berührt uns mit eisigem Schauer."

Beata fühlte nur den seligen Hauch des Lebens. — Der milde Juniabend duftete vom Thal herauf aus tausend Blüthen; die eingesogene Wärme der Sonnenstrahlen drang aus Feld und Wald, und erfüllte die Lüfte mit süß abspannender Schwüle. Sie nahm den Strohhut von dem Haupt und ließ den leisen Abendhauch durch ihre Locken spielen.

„Wir warten doch auf den Mond?" fragte sie den tief in sich versunkenen Freund.

„Gewiß," erwiederte er, „du findest doch auch bei seinem Schimmer die sicheren Wege abwärts, die du mich heraufgeführt?"

Sie lächelte nur, als ob das zu bezweifeln wäre. —

Die Abendgluth verschwebte am Himmel; der Goldglanz dämpfte sich zu lichtem Rosenhauch, — dieser verwandelte sich in Veilchenduft — nur einzelne Goldfunken glühten noch im blauen Azur — sie erlöschten allmälig, ein Silberrauch zog über die Höhen, — die Farben erbleichten, verhüllten sich, wandelten sich allmälig in tiefes Dunkel — plötzlich schwebte der Mond licht zwischen zwei dunkeln Waldgipfeln herauf, — und nun floß der milde Silberstrom seines Friedens in sanften Wellen ins Thal hinunter.

Noch nie hatte Beata dies so gesehen, und doch hatte sie es unzähligemal so gesehen! Allein das Auge ihrer Seele war gewandelt! — Es kam über sie, wie eine stille Heiligung, wie Geistergruß, wie ein seliges Verkünden von dort! — Sie brach in Thränen aus — war es Schmerz oder Seligkeit, wovon ihre junge Brust überfloß?

— Sie hing in süßer, unauflöslicher Umarmung an Alberts Brust. —

Zitternd an ihn geschmiegt, schwebte sie an seiner Seite die verhüllten Waldpfade hinunter, durch deren flüsterndes Laub das leise Mondlicht zitterte. — Die letzten Nachtigallen hauchten ihren kurzen Frühlingsgesang in lang flötenden Tönen aus! — Drunten, unsichtbar in der Tiefe, rauschte der Bach, droben, über den Wipfeln der hohen Buchen und Fichten zog die leise Geisterstimme des Abendhauchs.

Die warme Juniluft trug den Duft der Rosen aus dem Thal bis hier herauf. — Leuchtkäfer zogen die blitzenden Kreise durch das Halbdunkel, und verschwanden wie erlöschende Funken. Einer sank auf Beatens Locken nieder, und blinkte wie ein Juwel mitten über ihrer Stirn. — Albert sagte es ihr; sie schaute lächlend, selig stumm zu ihm auf; durch eine Waldöffnung strahlte der Mond, und umfloß das holde Antlitz mit seinem milden Glanz. — Sie war hinreißend schön! — Alberts Lippen brannten auf den ihrigen — — sie sank hin in seiner liebewarmen Umarmung! — Beata! — Das war der Gipfel deines Glücks! — — Der Abgrund ist daneben! — —

Ein Quell brach hell sprudelnd aus dem Fels hervor; auf der Steinbank daneben saß eine Gestalt. Es war Regina. Die Tochter flog der Mutter ans Herz! —

„Ihr seid lange geblieben," sprach die Mutter, ohne Vorwurf, „darum ging ich euch entgegen." —

Schweigend erreichten alle Drei die im Mondlicht hell aus dem Schatten des Grüns schimmernde Wohnung. War es Ahnung, die ihnen die Lippe schloß? — War es die Ueberfülle des Glücks? — „Gute Nacht, Mutter — Gute Nacht, Beata," waren die einzigen Worte, die Albert sprach; doch der Händedruck zum Abschied war wärmer als je. —

Eine Woche war verstrichen. — Albert hatte viel an Beatens Bild gemalt. Sie hatte ihm bereitwillig, doch nicht mehr so unbefangen gesessen wie früher. — Er war öfter zerstreut, stand vor dem Bilde, ließ die Hand mit dem Pinsel sinken, und versank in lange, stumme Betrachtung. — Seine Stirn umzog sich zuweilen düster. — Doch dann war er plötzlich wieder gesammelt, heiter, liebreich, belehrend; Beata lauschte seinen Worten mit jedem Tage unverwandter, verstehender! —

Langsam verflossen ihr die Stunden, wo sie ihn nicht sah. Er ritt öfters, oder ging auch zuweilen, zwei Stunden weit, in das nächste Städtchen, wo eine Poststation war; er holte dort seine Briefe immer selbst, nie sandte er Aloys darnach, der sonst Alles für ihn besorgte. — An solchen Tagen war er oft schon von Mittag an entfernt, und kehrte erst Abends wieder. — Beata ging ihm zuweilen, nach Verabredung, entgegen, das Thal hinab, bis zu dem Heiligenbilde, das eine Stunde von dem Dorf an der Brücke stand, wo der Bach sich mit einem andern vereinte.

Dort saß sie eines Abends auf einem bemoosten Felsstück, das, eine natürliche Bank, dicht an der Landstraße lag. — Albert war zu Fuß hinüber; er schien sich verspätet zu haben, denn die gewohnte Zeit war schon seit einer Stunde verflossen, und Beata sah ihn noch immer nicht. Endlich bog er um den Felsvorsprung. Er ging langsam, ernst sinnend, wie es schien, vor sich hin. Er sah nicht nach Beaten aus, wie er sonst pflegte, — winkte ihr nicht mit dem Tuch, wie er immer that, sobald er sie erblickte! Ihr Herz schlug unruhiger. — Sie ging über die Brücke hinaus, ihm weiter entgegen. — Fast hätte sie ihn schon anrufen können, so nah war er ihr, doch er hatte noch nicht aufgeblickt! Er trug etwas in der Hand, ein Kästchen schien es; er war so verloren in seinen Gedanken, daß er gar nicht zu

wissen schien, auf welchem Theil des Weges er sich befinde. — Endlich schlug er das Auge auf, blickte gerade vor sich hin, und sah Beata; er schreckte zusammen! Sie eilte ihm freudig winkend entgegen; er erwiederte den Wink, doch anders als sonst! Allein er schloß sie doch herzlicher, inniger, ja fast heftig an sein Herz, als sie einanander erreicht hatten. —

Seine milde Ansprache verscheuchte schnell Beatens Besorgnisse. Diese ging neben ihm hin, und ergoß sich in herzlichen, liebenden Worten. Er hörte sie lächelnd, und doch ernst. —

„Was trägst du hier?“ fragte sie unbefangen. Er wurde bleich. — „Laß das Beata!“ erwiederte er. „Es knüpfen sich verdrießliche Gedanken für mich daran. Diese Zusendung, die ich heut mit einem Briefe erhielt, wird mich nöthigen, dich binnen Kurzem zu verlassen.“

„Albert,“ entfloh halb ersterbend das Wort ihrem Munde, und sie erbleichte, als trete der Tod sie an. —

„Nur auf kurze Zeit,“ antwortete er mit mühsam errungener Ruhe.

„Und du mußt?“ fragte sie, „und bald?“

„In einigen Tagen. Doch sei ruhig, liebstes, süßes Herz; ich kehre schnell wieder. Nicht einmal Aloys soll mich begleiten, ich werde nur zu Pferd sein, so kurz ist die Reise.“

Sie lächelte wieder, konnte aber doch ihre Thränen nicht sogleich bezwingen.

Der Abend verstrich beklommen. Auch in den folgenden Tagen, obwohl Albert fast den ganzen Tag bei ihr zubrachte, und ihr Bild, in dem sie das Körbchen mit Trauben trug, zu vollenden trachtete, war er sichtlich in ernster, trüber Stimmung, und kämpfte vergeblich, durch freundliche, liebliche Worte den finstern Gast zu verscheuchen.

Nach drei Tagen reis'te er ab. — Es war ein Freitag. — Beata hatte ihn gewarnt, im kindischen oder kindlichen Aberglauben, es sei ein Unglückstag.

„Jeder Tag, wo ich von dir gehe, ist ein Unglückstag," hatte er geantwortet.

Sie begleitete ihn, obwohl er zu Pferd war, bis zu dem Marienbilde; so lange ging er, die Zügel über dem Arm; er hatte nicht gewollt, daß Aloys das Pferd nachführen solle. — Der Augenblick des Abschiedes war da. — Beata zerfloß in Thränen! Vergeblich tröstete sie Albert immer mit den Worten: „Es sind ja nur wenige Tage, längstens fünf!" Er schien selbst an seinen Trost nicht zu glauben, so bleich war er, und fuhr von Zeit zu Zeit zitternd zusammen, als ob ein Fieberfrost ihn anfalle. — Endlich riß er sich los; er schwang sich auf's Pferd; langsam, Schritt vor Schritt ritt er dahin, und winkte noch oft zu Beata zurück, die, an das Geländer der Brücke gelehnt, ihm nachsah. Jetzt hatte er die Felsecke fast erreicht; da setzte er die Sporen ein, und flog in wilden Sprüngen dahin. Beata bedeckte sich mit den Händen erschreckt die Augen, als sie ihn den gerade dort sich steil absenkenden Weg so stürmisch dahinjagen sah. Dann wandte sie sich um, sank vor dem Muttergottesbilde auf die Kniee, und betete in heißer Andacht.

Der dritte Tag nach Alberts Abreise war angebrochen. Beata stand mit der Frühsonne im Garten vor dem Hause; „die Hälfte der schweren Zeit ist verflossen," dachte sie dankbar.

Da kam hastigen Schrittes der Wirth des Gasthauses, wo Albert wohnte, daher, von dem er auch das Pferd zur Reise hatte. Es war sonst wenig seine Art rasch zu gehen, Beata vermuthete daher eine wichtige Botschaft.

„Es ist ein Unglück geschehen, Beata,“ rief er ihr entgegen, „eile, hole Deine Mutter!“

Eile! das war schnell gesagt. Aber sie stand wie eine Bildsäule, ihre Kniee bebten, die Füße wurzelten ihr am Boden. „Ein Unglück — Giuseppe“ — war Alles, was sie mühsam herausbringen konnte, denn sie ahnte, es betreffe Albert! — — Zum Glück kam die Mutter zufällig von selbst.

„Regina,“ rief ihr der Wirth entgegen, „kommt doch gleich selbst zu mir herüber, und Du auch, Beata, — ich bin ein unglücklicher Mann. Wahrscheinlich ist es der finstere Bursch, der Aloys gewesen! Alles erbrochen, geraubt!“

„Was denn, Giuseppe, was denn?“ fragte Regina, während Beata stumm zitterte.

Mühsam erfuhren sie endlich von Giuseppe, daß die Zimmer, die Alberto bewohnte, ausgeplündert seien, sein Schreibtisch, die Schränke erbrochen, Alles fort, geraubt!

Regina war bestürzt; Beata athmete wieder freier auf, denn sie hatte Schrecklicheres erwartet. Alle eilten hinüber in das Gasthaus.

Unterwegs erfuhren sie, daß Aloys nicht zu finden sei. Sein Bett war unberührt. Er schien in der Nacht die Schränke in den Zimmern seines Herrn, die er frei betreten konnte, erbrochen zu haben, und unter dem Schutz des Dunkels geflüchtet zu sein. Der Wirth hatte dies eben jetzt entdeckt, als er die Thür des Zimmers nur angelehnt fand, und sie halb zufällig öffnete, weil er Aloys darin vermuthete. Da sah er die aufgebrochenen und ausgeleerten Schränke, und Vieles unordentlich auf dem Boden verstreut, was der Dieb nicht hatte mitnehmen können oder wollen.

Mit bestürztem Befremden betrachteten auch die Eintretenden die Spuren des Raubes. Der Kleiderschrank war leer, doch lagen einige größere Kleidungsstücke am Boden.

Ein großer leerer Koffer stand offen. „Der kleinere fehlt,“ rief der Wirth. „Nur den hat er fortschaffen können!“ Der Schreibtisch war ganz aufgebrochen, alle Fächer und Kästchen ausgeräumt; einige der Schubkasten standen ausgezogen, leer auf den Stühlen im Zimmer. Briefe und Papiere lagen auf dem Boden.

„Man muß Alles sammeln und wohl aufbewahren,“ sprach Regina. „An den Briefschaften pflegt den Herren am meisten gelegen zu sein.“

Beata zog halb zufällig ein Schubfach auf. Darin lag das Kästchen, welches Albert neulich mitgebracht hatte, und worüber er die beunruhigende Andeutung gegeben. Es war eine Art Futteral, etwas breiter als ein Buch. Beata nahm es heraus; es war offen, sie schlug den Deckel auf, und das Miniaturbildniß einer reizenden jungen Dame, in sehr vornehmer reicher Kleidung fiel ihr in die Augen. — „O Mutter, sieh,“ rief sie unwillkürlich, „wie schön, das hat er gewiß selbst gemalt!“

„Das hat der Schelm auch in Händen gehabt,“ rief der Wirth, „das war in Gold und Diamanten gefaßt, ich habe es gesehen; die Fassung hat er losgebrochen. Wirklich lag die Elfenbeinscheibe, worauf das Bild gemalt war, nur unbefestigt innerhalb des breiten Rahmens von kostbar eingelegtem Holz, in dem der goldene Ring, der das Bild zunächst umgeben hatte, befestigt gewesen war. Beata nahm das Bild aus dem Futteral heraus; dabei fiel ein Blatt, das darunter gelegen, heraus. Es war ein Brief. — Von einer dunkeln Ahnung getrieben, warf sie einen Blick hinein. Plötzlich erbleichte sie, sie zitterte, sie las mit fliegender Brust, die Hand mit dem Blatt sank ihr herab, und sie selbst in die Kniee. Giuseppe sah sie einsinken; er fing sie rasch auf, sonst wäre sie auf den Fußboden gestürzt. „Heilige Mutter Gottes, mein Kind,“ rief Regina, und umschlang sie mit

ihren Armen. Beide trugen bestürzt die Bewußtlose auf das Bett.

„Ist denn der Brief Schuld?" fragte Giuseppe halb für sich, und nahm das Blatt, das Beata noch immer krampfhaft in der Hand hielt. — Regina beschäftigte sich, der Tochter das Gewand zu öffnen. — Giuseppe las, nicht ohne einige Mühe, denn er war des Lesens nicht sehr kundig, aber von Neugier getrieben:

„Lieber Sohn!

Deine romantischen Streifzüge werden nun ein Ende haben müssen, was du mir auch von dem Reiz derselben schreibst. Denn etwas Anderes hat glücklicherweise auch ein Ende erreicht, mein Prozeß mit dem Grafen Arenburg. Wir haben uns verglichen. — Du, mein lieber Sohn, bist in einer Weise betheiligt, die dich überraschen wird; zuverlässig aber nur angenehm, ich denke, mehr als angenehm. Du weißt, Arenburg hat eine einzige Tochter, die Gräfin Bianca. Ueber ihre Liebenswürdigkeit herrscht nur eine Stimme. Daß sie zu den reizendsten Damen unserer Kreise gehört, wird dir das Bild sagen, welches ich dir hier, von Arlhofen meisterhaft gemalt, wie dir dein eigenes Urtheil am besten sagen wird, übersende. Aber es ist auch ohne Schmeichelei gemalt, und bereits vor drei Monaten, als ein Geburtstagsgeschenk für den Vater, also ohne irgend eine Beziehung auf die jetzt eingetretenen Verhältnisse. Du weißt, wie ich über das Schließen ehelicher Verbindungen denke, die nachhaltig beglückend, nicht blos für den freilich oft sehr süßen Rausch und lockenden Schein des Augenblicks gestiftet werden sollen. Hier treten die günstigsten Verhältnisse und Bedingungen ein, die liebende, vorsorgliche Eltern nur für das Glück ihrer Kinder wünschen und ersinnen können. Daß ich in einem solchen Fall auf die Andeutung, die letzte Spur unseres Zwiespalts durch eine Verbindung unserer beiden Häuser

ausʒugleichen, wobei das streitige Gut Winterhalden zur Mitgift deiner Braut bestimmt wird, mit Freuden und in dem vollen Bewußtsein deiner Zustimmung einging, wirst du voraussetzen. Ich wußte, daß du dich noch nirgend anders gebunden hast, und so konnte ich für dein Wort einstehen. Wirklich, mein lieber Albert, ich bin sehr beglückt über diese Lösung unserer langjährigen Zwistigkeiten, und besonders deshalb, weil ich die feste Ueberzeugung habe, du wirst noch viel beglückter dadurch sein. Denn du wirst eine Gattin erhalten, wie dein Rang, dein Vermögen, deine Bildung, deine Stellung zur Welt, sie dich nur irgend wünschen lassen. Schön, geistvoll, liebenswürdig in seltenen Maße. — Und du bist ein solches Kind des Glücks, daß dir nicht einmal die Prüfung einer Verzögerung aufgelegt wird. Arenburgs Geschäfte fordern, daß er in einigen Tagen nach Rom abgeht; zuvor soll Alles im Reinen sein. Wir haben daher für den nächsten Sonntag, den 24. Juni, ein Zusammentreffen in Mailand verabredet, wo sich die Gräfin Bianca soeben bei ihrer Großtante befindet. Dort soll die Verlobung vor der Abreise des Grafen nach Rom stattfinden. Ich erwarte dich daher am 23., Sonnabend Abend spätestens daselbst, ohne weitere Benachrichtigung hierher, die mich nicht mehr treffen würde, weil ich hier in der Umgegend und in Kärnten erst die Geschäfte der Uebernahme der Güter ordnen muß. Eile denn deinem Glücke, deinem seltenen Glücke entgegen! Mir schlägt das Herz vor Freude, dich zu umarmen, denn es sagt mir, du wirst nie so im Einklang gewesen sein, als diesmal, mit deinem in heißer Liebe und Sorge für dich handelnden Vater.

Laibach, den 16. Juni 18. . Graf Holm."

„Sonntag den 24.," brummte Giuseppe für sich; „nun das wäre ja heut!"

In dem von Weinlaub umrankten Zimmer, in Regina's Hause, wo Albert die erste Pflege durch Beata empfangen, kniete diese, in tiefer Inbrunst betend, vor dem Bilde der heiligen Jungfrau. Unfern von ihr im Fenster lehnte die Gestalt eines greisen Eremiten. Es war der Vater Antonio, der hoch hinauf am Berge, wo, nahe dem ewigen Schnee, auf einer der letzten Bergkuppen eine Kappelle erbaut war, seine Einsiedelei hatte, und den armen Gebirgsbewohnern ringsumher den Trost und die Hilfe der Kirche gewährte. Er war Beata's Beichtvater. Ihm hatte sie ihr ganzes Herz geöffnet. Sanft tröstend, ernst ermahnend sprach er ihr zu. Er hatte fromme heilige Entschlüsse in ihr erweckt. Sie betete zur heiligen Jungfrau um Kraft für die schwere Aufgabe ihrer Seele.

Es war tiefstill in dem Gemach; nur die leicht vom Luftzuge bewegten Blätter flüsterten. Der Strahl der Sonne, die sich schon gegen die Berge hinabsenkte, wob einen verklärenden goldenen Schein um das Haupt der Betenden. — Sie stand auf.

„Hat dich das Gebet gestärkt, meine Tochter?" fragte Antonio.

„Es hat mir Kraft gegeben, meinen Entschluß zu erfüllen."

„Du hast dein Herz ganz überwunden?" fragte Antonio, und öffnete ihr die Arme.

„Ich folge ganz Eurem Wort und Rath, ehrwürdiger Vater," sprach sie leise, doch unter hervordringenden Thränen.

„Und vergiebst ihm, was er an dir verschuldet?"

„Von ganzem Herzen und von ganzer Seele, frommer Vater. Es soll keine Schuld an ihm haften. Ich will nicht Vater und Sohn trennen, nicht Ursache sein, daß er irgend eine Pflicht verletze. Und ich werde glücklich sein — wenn er glücklich wird!"

„So wird Gottes Segen auf dir ruhen," sprach der

Greis und legte beide Hände auf des frommen Kindes Haupt. „Und er wird dir geben, was er seinen Auserwählten giebt.“

Da trat Regina leise ein.

„Treue Mutter!“ sprach Antonio, „schließe deine fromme, reine Tochter in die Arme! Sie hat den schwersten Kampf bestanden. — Jetzt laßt mich für Euch handeln, daß der unvermeidliche Schmerz so gelinde sei, wie möglich!“

„Aber fort, fort von hier — ich darf ihn nicht wieder sehen!“ rief Beata, „ich widerstünde seiner Bitte nicht!“

„Wohin, wohin?“ fragte Regina weinend.

„Laßt mich nur sorgen,“ erwiederte Antonio. „Das sei mein Werk!“

Zweite Abtheilung.

„Licht!“ — befahl der Graf Holm dem eintretenden Diener, nachdem er geschellt hatte. — „Es wird schon dunkel und Albert ist noch nicht hier! — Ich fange an, unruhig zu werden!“

Er ging mit raschen Schritten auf und ab. — „Er sollte seinen alten Vater nicht warten lassen! Mein Brief kann ihn doch nicht verfehlt haben, da ihn alle anderen seit zwei Monaten getroffen?“

Der Diener trat ein, und setzte zwei Armleuchter auf den Tisch. „Ist Franz noch nicht zurück? — Ah, da ist er,“ unterbrach der Graf sich selbst beim Eintreten eines zweiten Dieners. „Nun, hast du überall nachgefragt?“

„In allen Hotels, Herr Graf,“ erwiederte der Eintretende; „allein es ist Niemand eingetroffen.“

Indem hörte man rasche Schritte auf dem Corridor, die Thür öffnete sich, und Albert lag in den Armen seines Vaters.

„Ich fürchtete schon, mein Brief habe dich nicht getroffen, Albert," sprach der Graf Holm, nachdem die beiden Diener sich entfernt hatten; „denn du kommst spät! Denke, in welche Verlegenheit ich gerathen sein würde, wenn du morgen nicht hier gewesen wärest!"

„Mein theurer Vater!" begann Albert mit einiger Befangenheit, „wie würde ich versäumt haben — —"

„Was ist dir?" fragte der Graf und sah seinen Sohn scharf an. „Du bist ja so feierlich und so verlegen zugleich — du hast etwas auf dem Herzen, Albert!"

„Du würdest mich deiner nicht werth halten," erwiederte Albert nach einigen Augenblicken eines sichtlichen inneren Kampfes, „wenn ich ein lügnerisches Nein sagte, oder dir durch irgend eine andere unwahre Wendung ausweichen wollte. Und ich wäre deiner nicht werth, wenn ich es thäte!"

„Wo soll das hinaus?" fragte Graf Holm ahnend und betroffen. „Aber sprich, du hast Recht, meine erste Forderung an dich, mein erstes Recht ist Wahrheit!"

„So höre mich mit Güte an, bester Vater," erwiederte Holm, „doch laß mich mein Bekenntniß ununterbrochen thun, sonst verliere ich den Muth, ganz wahrhaft zu sein."

„Setzen wir uns!" antwortete der Graf. „Ich werde dich nicht unterbrechen — — denn ich ahne zuvor — doch sprich, du selbst sollst mir sagen, wann ich dir antworten soll."

Sie setzten sich zu einander auf das Sopha, und Albert begann. Er erzählte dem Vater männlich, offen, ohne Rückhalt, was ihm begegnet war. Dieser, mit fester Selbstüberwindung unterbrach ihn nicht durch ein Wort, ein Zeichen.

„So traf mich dein Brief, voller Güte und Fürsorge;"

schloß Albert. „Ich rede nicht von meiner unaussprechlichen Liebe zu diesem reizendsten aller Geschöpfe, voll heiliger Unschuld; denn über mich mußte ich Herr werden: allein ich weiß, daß ich das Herz tödte, das sich mir hingegeben, das sich tausendmal für mich opfern würde! Habe ich gefehlt — und ich glaube ich that es, — darf ich nun zu dem Fehler ein Verbrechen fügen? In dir, mein Vater, habe ich stets das Vorbild alles Edlen und Würdigen verehrt, entscheide du selbst!"

Der Graf schwieg. Er sah finster aus, aber doch nicht zürnend. „Albert!" hub er endlich an, „bist du ganz wahr gewesen? Du hast mir nicht gesagt, — mit einem Wort: wie weit bist du gegangen?"

„O, mein Vater!" rief dieser lebhaft, „auch nicht ein leiser Hauch des Unwürdigen trübt den Spiegel der Seele Beata's!"

„Und dennoch —" rief der Graf in übereilter Aufwallung, hielt aber plötzlich inne, in der Erwägung, wie falsch dieses „dennoch" sei, da sich nun das Band als ein viel tiefer wurzelndes, viel heiligeres darstellte. — „Was dachtest du, Albert?" rief er aufstehend aus, und ging rasch auf und nieder, „daß du in einem müßig träumerischen Spiel die Würde deiner Stellung, die Pflichten deines Lebens, ja ich darf sagen, das Glück des Lebens verschերztest! Denn ein echtes Glück erblüht nie aus unnatürlicher Mischung und Zerstörung der Verhältnisse, die den Bau der Gesellschaft zusammenhalten — nimmermehr! Der Blüthenfrühling, um dessentwillen du die Früchte vernünftiger Lebenssaat verschleudern willst, geht schnell vorüber! — O, es ist mehr als die Zukunft, die du zertrümmerst! Du zerstörst auch eine reiche Gegenwart; für den Wahn deines Glücks fügst du Andern die Wirklichkeit bitterer Schmerzen zu, die wohl ein anderes Recht an dich hatten!"

Albert stand erschüttert. Er hatte den Zorn seines Vaters erwartet, er hatte heftige Vorwürfe, Drohungen gefürchtet, und beschlossen, ihnen Stand zu halten. Jetzt traf ihn ein schärferes Geschoß, der Pfeil der Wahrheit! Und er fühlte, daß er auf den Tod verwundet werde.

Der Vater ging in schmerzlicher Wallung auf und nieder, und sprach kein Wort. Albert stand düster vor sich hinblickend, halb auf die Lehne des Sophas gestützt; eine Thräne, die er mit aller Anstrengung vergeblich zurückzuhalten suchte, umschleierte sein Auge.

Einige peinliche Augenblicke verstrichen. Da trat der Kammerdiener des Grafen, die Thür schnell öffnend, ein, und meldete: „Se. Excellenz der Graf Arenburg und die Gräfin Tochter.“

„In diesem Augenblick!“ rief Graf Holm erschüttert, und der sonst so feste, besonnene Mann verlor beinahe die Fassung. „Was kann der außergewöhnliche Besuch bedeuten!“

Albert machte eine Bewegung gegen seinen Vater zu. „Was willst du jetzt thun?“ fragte dieser ihn mit der Miene tiefer Bekümmerniß.

„Nehmen Sie den Besuch an, mein Vater,“ bat Albert; „was dann geschieht, wird der Augenblick bestimmen.“

Der Graf winkte annehmend, der erstaunte Kammerdiener trat zurück.

„Bester Vater,“ rief Albert, und faßte die Hand des Grafen; „ich mag leidenschaftlich, mag übereilt gehandelt haben; doch ich werde nichts Ihrer und meiner Unwürdiges thun!“

„Da sind sie,“ unterbrach ihn der Graf. — Die Flügelthüren öffneten sich und Graf Arenburg trat, die Gräfin Bianca am Arm, in den Saal.

„Wir überfallen Sie, theuerster Freund,“ begann der Graf noch in der Thür. „Allein Depeschen, die ich vor

zwei Stunden erhielt, zwangen mich sofort auszufahren und eine Menge Besuche zu machen. Da fürchtete ich, daß wir den Ihrigen verfehlen würden, deshalb kam ich Ihnen zuvor! Und — ich muß schon morgen früh reisen! Unser Geschäft," fügte er lächelnd, mit einem Blick auf seine Tochter und Albert hinzu, „wird daher wohl etwas beschleunigt werden müssen!"

„Welch unerwartete Veränderung," begann Graf Holm, der seine Fassung wieder gewonnen hatte. „So eben ist mein Sohn eingetroffen. Erlauben Sie, daß ich ihn Ihnen vorstelle."

Es geschah; Albert war so befangen, daß er kaum die unerläßlichen Worte der Höflichkeit hervorzubringen vermochte; ebenso sein Vater. Der Augenblick war von höchster Peinlichkeit. — Doch in Albert bewegte sich noch ein neues Gefühl, das ihn wunderbar überraschte. Die Gräfin Bianca stand zum erstenmale vor ihm. Ihr Bild hatte er in seiner Aufregung nur flüchtig betrachtet. Sie war schön in demselben; doch der Hauch des Lebens verlieh ihr noch einen ungleich höheren Reiz. Ein liebliches Erröthen überflog ihre zarte Weiblichkeit athmenden Züge; ihre Gestalt war hoch und doch leicht schwebend. Sie lächelte in holdestem Reiz, den der Ausdruck der Schüchternheit, ja der Verschämtheit noch mehr erhöhte.

„Sie kannten meine Tochter noch nicht?" redete Graf Arenburg Albert an. „Nun, ich hoffe, Sie werden bald bekannt mit ihr werden; sie gibt sich wie sie ist. — Lieber Graf," wandte er sich zu Holm, „es bleiben noch einige kleine Puncte in unsern materiellen Geschäften zu ordnen. Ich habe die Papiere mitgebracht; lassen Sie uns in Ihr Cabinet gehen, während wir das junge Paar hier sich selbst überlassen, um die ersten Schritte der näheren Bekanntschaft zu thun."

„Mit Freuden,“ sprach Holm, dem es lieb war, allein mit dem Grafen zu sein. Er schellte: „Licht in mein Arbeitszimmer!“ befahl er. — Nach wenigen Augenblicken, die unter verlegenen Worten äußerer Höflichkeiten vorübergingen, war Albert mit der Gräfin Bianca allein. Er hatte sie auf das Sopha geführt, und auf einem Sessel neben ihr Platz genommen. Die Wogen seiner Brust wallten so stürmisch auf, daß sie ihm Worte und Athem fast zugleich raubten.

Bianca, welche nur das Gefühl einer weiblichen Verschämtheit empfand, wie sie unter diesen Umständen einem reinen Wesen so natürlich war, fand zuerst ein Wort für Den, der ihr zum Gatten bestimmt war.

„Finden Sie,“ fragte sie mit einem anmuthigen Lächeln, „daß ich meinem Bildniß ähnlich sei?“

„O, Sie übertreffen es weit, Gräfin!“ rief Albert etwas ungeschickt, da dieser Ausruf wie die allergewöhnlichste Schmeichelei klang. Er wollte den Mißgriff verbessern, und fuhr mit dem Wort „allein“ fort. Da er aber in der That noch keinen Gedanken zu diesem „allein“ hatte, so stockte er verlegen.

„Sie wollten vielleicht sagen,“ versetzte die Gräfin, indem sie das Auge senkte, „von dem, worauf es Ihnen vielmehr ankommen muß, vermochte der Maler nicht — wie soll ich mich ausdrücken — er vermochte kein Unterpfand davon zu geben, wie von meiner äußeren Gestalt!“

„Gräfin,“ unterbrach sie Albert bestürzt, und ergriff ihre Hand.

„Nun,“ fuhr sie sehr sanft fort, „geben Sie mir nur Muth durch einiges Vertrauen, so hoffe ich . . . . den besten Willen wenigstens will ich meiner Kraft verbinden, Ihnen das zu sein, was Sie zu erwarten das Recht haben!“

Albert war wie von einem Blitzstrahl getroffen. Er

hatte nur an eine schöne, weltgewandte, auch geistreiche Braut gedacht; an eine Dame, wie sie das Musterbild der glänzenden Salons sein kann! Und in diesen ersten einfachen Worten sprach sich ein so zartes, weibliches Herz aus, eine so rührende Demuth, ein so inniges Pflichtgefühl, — daß er wie überwältigt davon war. „Gräfin!" rief er aus, und drückte ihre Hand an die Lippen, — „Vertrauen!" und seine Thränen brachen hervor.

Bianca konnte die wahre Bedeutung derselben nicht verstehn; in ihrem beglückten Herzen legte sie sich dieselben als ein schönes Zeichen für sich selbst aus. „Ich will es Ihnen nur bekennen, lieber Graf," fuhr sie mit leisem Wohllaut fort, „ich habe mich ein wenig, nein, ich habe mich recht sehr vor Ihnen gefürchtet! Sie kannten mich nicht; allein ich kannte Sie. Ich hatte Sie in Wien auf einem Balle bei der Gräfin Palfy gesehn; schon vor zwei Jahren, es war mein erster Eintritt in die Gesellschaft. Unsere Väter waren damals noch uneinig. Allein ich hatte viel von Ihnen gehört, Ihrem Geist, Ihrem Talent — Ihrem Charakter," setzte sie hinzu. „Mein Vater selbst hatte mir, ganz unparteilich, wie er ist, davon gesprochen. So waren Sie der Gegenstand meiner großen Aufmerksamkeit, während ich Ihnen wohl ganz unbemerkt blieb."

Albert war nicht in der Fassung, das letzte Wort durch eine gewandte Unwahrheit zu erwiedern! „Gräfin!" fiel er mit zitternder Stimme ein, „hätte ich Sie damals gekannt!"

„Sie würden ein Kind gekannt haben," antwortete sie unbefangen. „Allein, Sie begreifen wohl, daß ich mich auch jetzt vor dem Manne ein wenig fürchtete, den das Urtheil meines Vaters selbst unter den damaligen Verhältnissen so hoch stellte. — Und, — ich fürchte mich noch — Sie müssen mir Muth machen, durch rechte Nachsicht — —"

Albert war durch diese Sprache fast kindlicher Demuth,

die das reinste Siegel der Aufrichtigkeit trug, überwältigt. „Ich Ihnen Muth machen, Gräfin? — Ich Nachsicht gegen Sie üben? — Nein, es ist zu viel, ich ertrage es nicht!" rief er heftig aus.

„Mein Gott! Was ist Ihnen, — was habe ich —"

Doch bevor Bianca das Wort vollenden konnte, lag Albert zu ihren Füßen, bedeckte ihre Hand mit heißen Küssen und sprach: „Gräfin, Sie müssen meine Beichte hören!"

„Sie erschrecken mich," sprach sie erbleichend, von irgend einem Gespenst dunkler Ahnung schauerlich berührt!

„Nein, nicht so," begann Albert plötzlich mit gefaßter Stimme, und stand auf. „Ich will wenigstens Ihre Achtung nicht verlieren. Sie haben mir mit dem schönsten Vertrauen Ihr Herz geöffnet, und ich habe in das reinste Heiligthum geschaut. So darf ich Ihnen denn wenigstens Nichts verhüllen, wenn auch Ihr Blick auf schwere Verirrung, auf düstres Unheil fallen muß. — Hören Sie mich an — —" Und mit männlicher Fassung sagte er ihr Alles. — Unter dem Hören erbleichte sie; die Rose ward zur Lilie. Sie glich einem Marmorbilde, auf dem der rosige Hauch des Abends allgemach verduftet, während es der Mond mit bleichem Schimmer überhaucht.

Beide hatten ihre Liebe erkannt, in dem Augenblick, wo die Fackel derselben durch die Hand des Geschickes umgewendet wurde, wie die gesenkte Fackel des Todes!

Die Väter traten ein. Graf Holm hatte es für eine Pflicht der Ehre gehalten, dem Vater Biancas eine Andeutung über das, was er von Albert erfahren, zu geben. Ein Blick genügte ihnen daher, zu erkennen, was hier vorgegangen war.

„Mein Vater!" sprach Bianca mit bebender Stimme, und sank an seine Brust, dieser umschloß die geliebte Tochter mit Innigkeit.

Graf Holm drückte die Hand vor Stirn und Augen. Albert stand bleich mit gesenktem Haupt. — Einige Augenblicke waltete die tiefste Stille!

„Ich bin der Schuldige! rief Albert endlich schmerzvoll ausbrechend. „Sprecht das härteste Urtheil über mich, ich will es stumm ertragen! Härter kann es nie sein, als das, was das Schicksal über mich verhängt! — Allein — ich darf kein ehrloser Verräther sein!"

Albert ritt die gewohnte Straße nach dem reizenden Thal zurück! Ein Kampf der Gefühle wogte in seiner Brust, der ihn fast betäubte. „Beata!" rief es in seinem Innern, „wie soll ich vor dich hintreten! Wird dein holder Reiz, deine heilige Unschuld, dein frommes Vertrauen mir die Seligkeit zurückgeben, die ich noch vor wenigen Tagen allein dadurch empfing. Verrathe ich dich nicht, auch wenn ich mich bekämpfe, wenn ich siege! — Wird nicht ein dunkles Geheimniß in meiner Brust für dich bleiben müssen, und ist nicht schon das ein Verrath?"

Die Brücke, wo sie sich getrennt hatten, lag vor ihm; es nahm ihn Wunder, daß sie ihm nicht entgegengekommen, denn er hielt doch sein Wort der Rückkehr. — Sein Befremden stieg mit jedem Schritt. Er erreichte endlich das Haus, und weder sie noch Regina traten aus der Pforte. Er sprengte im Galopp nach dem Wirthshause, um das Pferd abzugeben, und dann zu Beaten zu eilen. Da trat ihm Giuseppe entgegen, mit der Nachricht von dem Erbrechen seiner Schränke, von Aloys Flucht.

„Der Elende!" rief Albert. „Ich traute ihm nie Gutes zu, — doch mag er flüchten. Der Vorfall ist nicht der Rede werth, Giuseppe, beruhigt Euch nur!" — Er ahnte freilich

nicht, wie er in sein Leben eingegriffen hatte. Raschen Schrittes eilte er hinüber nach Regina's Hause.

Pater Antonio saß auf der Schwelle vor der Thür. Albert hatte ihn öfter gesprochen und grüßte ihn mit Ehrfurcht. „Mein lieber Sohn!“ sprach der Greis, „ich bin es, der Dich an dieser Stelle zu empfangen hat!“

Albert stand, von Ahnungen getroffen, wie ein Bild von Erz.

Nun folgte er dem Winke des ehrwürdigen Vaters, der ihn in das Gemach führte, wo er zum erstenmale dieses Haus betreten. Hier sagte ihm Antonio Alles; Albert hörte stumm, was der Greis sprach.

„Die fromme Tochter,“ schloß er, „hat ihre wahre Pflicht erkannt und ihr Herz besiegt. Du, mein Sohn, wirst nicht wollen, daß die tiefe Wunde berührt werde, daß sie wieder aufbreche. Frage mich nicht, wohin sie ging, — ich darf es Dir nicht sagen! Es war die Bedingung ihres Gehorsams, meine Lippe hat es ihr mit heiliger Zusage versprochen!“ — — Es war zu viel für den Gebeugten. Das Bewußtsein verließ ihn. Er lag erkrankt mehrere Tage auf demselben Lager, wo Beata ihn gepflegt hatte; jetzt war Antonio der Pfleger seines Körpers, seiner Seele.

Nach einer Woche hatten Jugend und äußere Kraft die schweren Kämpfe im Innern besiegt. Sein Leib war genesen, wie krank auch sein Herz war. — Er hatte oft lange, innige Gespräche mit dem frommen Vater. In seiner Seele war ein Entschluß reif geworden. Er schrieb an seinen Vater:

„Mein theurer Vater!

Eigene Schuld, ich will es nicht leugnen, aber auch hartes Geschick, haben, nach dem Schluß Dessen, der Alles lenkt und führt, mein Leben geknickt. In den Papieren, welche ich dir beifüge, — sie sind zumeist von der Hand

des frommen Eremiten Antonio — findest du die volle Erklärung über die schweren Vorgänge, die mich getroffen. Mit der Größe meines Schmerzes vermindert sich meine Schuld; denn du siehst, daß, wenn meine Wahl eine irrende war, für die Verkettungen und Pflichten des Lebens sie dennoch die würdigste und reinste gewesen. Beata hatte entsagt — — bevor ich sie wiedergesehen! — Eins, das sie zur reinsten Heiligen weiht, muß ich dir mittheilen von ihrem Herzen, denn davon schweigen jene Blätter. Sie bat, Biancas Bild mitnehmen zu dürfen; sie wolle es neben das ihrer Heiligen hängen, — es bekränzen gleich dieser, und täglich beten, daß sie, der mein Glück vertraut sei, mir den reinsten Himmel gewähre! —

Mein Vater! Kannst du mir vergeben, der ich so bitteren Kummer auf dich gebracht? O, ich weiß, du vergibst mir, und gewährst mir noch eine Bitte! Das kleine Haus, in dem ich mein kurzes Paradies gefunden, erwirb es für mich, — es ist verkäuflich. Die Bewohner wollen nicht dahin zurückkehren! — Und nun, leb wohl! Die Söhne des Vaterlandes eilen überall zum Kampf, um Recht, Gesetz, Treue gegen Aufruhr, ehrgeizige Willkür und Verrath zu schützen. Dort ist mein Platz! — Gib mir deinen Segen mit!

Dein Albert."

Dritte Abtheilung.

„Horch, Beppo, ein Wagen! Jetzt wäre es Zeit! Die Pest auf den verdammten Drullo, daß er noch nicht zurück ist! — Was meinst du, — wir Zwei wären doch auch —"

„Meinen Dolch in deine Rippen, wenn du nur mit dem Finger zuckst, tollköpfiger Nuovo, du, bevor er da ist,“ antwortete eine tiefe Stimme mit verhaltenem Zorn. „Solche Neulinge wie du, solche hitzige Gelbschnäbel verderben Alles! Du bist noch zu jung im Geschäft! Alles kann verloren gehen, und wir können den Hals dazu daran setzen, wenn wir uns nicht genau nach der Verabredung richten! Gelüstet dich's, den Galgen um eine Frucht reicher zu machen? Drullo weiß was er thut! Also rührst du dich nicht, Nuovo! Heut kannst du dir den Namen vielleicht abspülen mit Blut! Dann wollen wir dich anders taufen! Aber duck dich mehr in die Büsche. — Es ist auch nicht so dunkel, daß man uns nicht wahrnehmen könnte! Der Mond ist schon hoch. In etlichen Minuten kommt er drüben über die Berge.“

Die beiden in dunkle Mäntel gehüllten Gestalten, die dieses Gespräch mit einander führten, standen im dichtverwachsenen Gebüsch am Wege, zwischen Felsblöcke geschmiegt. „Nuovo“ ist der Gattungsname, den ein Neuling im Geschäft so lange als eine Art von Demüthigung, wenigstens zur Bezeichnung seiner Unterordnung führen muß, bis er durch eine That, bei der er Blut vergossen, sich diesen Rekrutenstempel abgewaschen hat. — — Der Wagen kam näher.

„Wie langsam das heranrumpelt,“ murmelte der „Nuovo.“

„Je steiler der Weg, je langsamer müssen sie fahren,“ antwortete der Beppo, „von hier, wo sie aushemmen, geht es dafür pfeilschnell hinunter!“

„Man weiß immer nicht,“ murmelte der Nuovo, „hört man das Waldwasser unten, oder den Wald oben sausen, oder ist es der Nachtwind, oder sind es Wagenräder.“

„Du hast noch kein Ohr, Gelbschnabel,“ versetzte der Alte; „ich weiß, was ich höre, Alles zugleich und doch

Jedes besonders. — Jetzt duck dich — sie biegen um die Felsecke!" —

Mit diesem Wort warf er sich selbst auf's Knie, daß das Buschwerk ihn ganz bedeckte.

Ein Wagen, der vom hohen Gebirg herabkam, wurde sichtbar; er fuhr langsam näher, weil der Weg sehr steil abwärts ging, daneben der schauerliche Abgrund. Als er das Versteck der Banditen erreicht hatte, hielt der Postillon, der vom Bock fuhr, an, sprang herab, hemmte aus, schwang sich wieder auf, und fuhr im rasselnden Trott weiter.

„Es hat mir in den Fingern gejuckt, Beppo," fing der Nuovo wieder an: „der Kerl war mir auf zwei Schritt nahe! Er hatte meinen Dolch in den Rippen, ehe er Amen sagen konnte!"

„Schweig, Nuovo, und paß sauber auf, was geschieht. Drullo muß von dem Wagen gewußt haben, und hat ihn nicht vergeblich passiren lassen."

„Sie hatten gut geladen, schien es, wenn uns das durch Drullo's Schuld entgangen ist, so soll — —"

Ein Pfiff schnitt durch das Sausen des Windes und das Brausen des Bergstroms.

„Da ist er, siehst du?" rief Beppo, sprang aus dem Gebüsch und erwiederte den Pfiff. Gleich darauf kam Drullo raschen Laufs heran.

„Seid Ihr da? Gut!" rief er sie leise an. „Jetzt gibt's Arbeit! Ein Glück, daß Ihr auf's Wort gehorsam waret und mich abgewartet habt! — Das war der erste Wagen. Ein Haushofmeister und zwei Diener waren darinnen. In fünf Minuten folgt der zweite."

„Siehst du, Gelbschnabel!" rief Beppo. „Wir wären erwischt worden, und hätten Nichts erwischt!"

„Der Tollkopf von Nuovo hat doch nicht etwa —?" fragte Drullo mürrisch.

„Ohne mich wäre er so verrückt gewesen, hier anzufangen!“ entgegnete Beppo; „aber was gibt's nun? Wie bist du denn so rasch zwischen beiden Wagen vorangekommen?“

„Narr! Der erste hat mich mitnehmen müssen! Ich hockte auf! Am Weg hier oben sprang ich ab! — — Horcht! Wahrhaftig der zweite läßt sich schon hören!“

„Der hat ein Ohr — wie eine Gemse,“ bemerkte Beppo.

„Es dauert noch lange genug; beim raschen Fahren von hier aus gewinnt der erste so viel Vorsprung, daß wir ganz sicher sind. Im zweiten sitzt der alte Herr mit seiner Tochter; nur ein Kammerdiener auf dem Bock; vier Pferde, aber nur ein Postillon. Ich hatte gesorgt, daß der Giacomo so besoffen war, daß sie keinen zweiten oben geben konnten. Nun hört, was Ihr zu thun habt. Du nimmst den Kammerdiener auf dich, Beppo; du den Postillon, Nuovo, das ist die leichtere Arbeit. So wie er vom Pferde steigt, fährt ihm dein Dolch unter die Rippen, in die Weichen, daß er gleich stürzen muß; den zweiten Stoß gibst du ihm in die Gurgel, daß er wo möglich keinen Laut mehr von sich gibt. Du machst dein erstes Stück Arbeit, — mach's gut! — — Hat dein Eisen zweimal gesessen, so packst du das Sattelpferd in den Zügel, damit der Wagen steht. — Du weißt Bescheid, Beppo. Ich mache mich an den Wagen, und fasse den Alten!“

„Und das Frauenzimmer?“ fragte der Nuovo.

„Du möchtest wohl schon wieder gleich über sie herfallen?“ antwortete Drullo.

„Ich sag' dir, verfluchter Nuovo, mach nur keine Streiche!“

„Haben müssen wir sie aber doch,“ rief dieser.

„Erst das Geld und was es sonst gibt, Ringe, Uhren, Juwelen in Sicherheit — dann wollen wir sehen, was mit

dem Frauenzimmer anzufangen ist!" rief Beppo heftig. „Wir sollten wohl um deiner Tollheit willen gehangen werden!"

„Aber das sage ich Euch," antwortete der Nuovo mürrisch, „wir losen darum! Ich auf gleichen Antheil mit Euch! Ihr seid schon bei der andern Theilung immer im Vortheil!"

„Seht doch den Nuovo! den Grünschnabel!" rief Beppo zornig. „Hat noch nicht sein Probestück gemacht, und will vorschreiben! Was das für Zeiten sind, wo junge Mäuler so übermüthig reden! Ich habe sieben Jahre Handlangerdienste gethan! Jetzt ist meine Zeit! Und ich sage dir, daß du gehorchst und zugreifst! Denn daß wir mit dir fertig werden — —"

„Zankt nicht," gebot Drullo, „ich höre den Wagen, Jeder thut, wie ich befohlen habe!"

Sie drückten sich in die Büsche. Ein Reisewagen mit vier Pferden bespannt, nur ein Postillon im Sattel, und ein Diener auf dem Bock, bog um die Felsecke und fuhr langsam abwärts.

Der Postillon hielt, und schwang sich vom Pferde. Noch bevor er den linken Fuß aus dem Bügel hatte, war der Nuovo hinangesprungen, und sein Dolch fuhr dem Unglücklichen in den Leib. Er that einen Schrei, doch ein zweiter Stoß traf ihn in den Hals, und zugleich riß ihn die Faust des Räubers bei den Haaren zu Boden. Dort ließ er ihn liegen, und fiel den Pferden in die Zügel, da die erschreckten Thiere schon anrückten, um durchzugehn. Eben so rasch war Beppo mit dem Kammerdiener fertig geworden, der keinen Laut von sich gegeben hatte, und hielt das zweite Pferd.

Drullo hatte den Wagen aufgerissen und rief: „Einen Laut, und Ihr seid des Todes!"

Der unwillkürliche Schrei einer weiblichen Stimme ließ sich hören.

„Was verlangt Ihr für unser Leben,“ sprach eine feste männliche Stimme. „Ich kaufe uns los! Spart Euch die Blutschuld!“

„Faccia a terra,“ rief Drullo, und hielt dem Reisenden ein Pistol vor. „Heraus!“

Der Banditenforderung gehorsam, stieg der Reisende aus, da jede Gegenwehr vergeblich schien; doch kaum hatte er den Fuß auf den Boden gesetzt, so daß er dem Stoß des Räubers handrecht war, so fuhr ihm dessen Dolch in die Brust, daß er mit einem erstickten Ruf umsank.

„Wir werden uns hier lange mit Capitulation aufhalten!“ rief er. „Was ihr bei Euch habt, ist doch unser, und die Lösegelder hinterher mag der Teufel holen! — Das Frauenzimmer wird nicht schreien, sie liegt in Ohnmacht,“ rief er seinen Raubgesellen zu. — „Eure haben auch genug. Jetzt helft erst ausplündern!“

In wenigen Minuten war der Wagen ausgeräumt, Börsen, Uhr, Brieftasche der Reisenden, die Schatulle in den Händen der Räuber.

„Das Mädchen nehmen wir, wie sie ist, da haben wir die Ohrringe und Halskette gleich in den Kauf,“ gebot Drullo.

Sie hoben die Ohnmächtige aus dem Wagen.

„Vorwärts! Keine Zeit verloren!“ gebot Drullo. „Hier durch die Schlucht hinauf am Fels, dann links nach der Kapelle. Da sucht uns Niemand, da wollen wir Athem schöpfen!“

„Da wollen wir losen,“ sprach der Nuovo.

„Horch! Pferde! Beim heiligen Marcus!“ rief Drullo mit verhaltenem Ton der Stimme. „Von unten herauf! Fort, fort, denn sonst ist hier der Teufel los! — Werft lieber das Frauenzimmer weg!“

Doch der Nuovo rief: „Den Teufel auch! Sie ist

leicht wie eine Feder, und sind wir erst um den Fels, so sind wir sicher. Wer will uns hier im Finstern nachkommen?"

„Meinethalben," antwortete Drullo, „doch gibt sie einen Laut von sich, so sitzt ihr mein Dolch in der Kehle, und ich stürze sie kopfüber in den Abgrund. Das fehlte noch, daß wir eines Weibsbildes halber an den Galgen kämen!" — So verschwand er im Gebüsch und klimmte einen versteckten Pfad zwischen Felsblöcken aufwärts. Er trug die Schatulle und die Hauptstücke der Beute; die beiden Andern schleppten die Unglückliche, die in völliger Bewußtlosigkeit war, fort.

Als einige Minuten verstrichen waren, richtete sich der Postillon empor. Er war nicht so schwer getroffen, daß er das Bewußtsein verloren hatte, allein er hatte, um dem Tode zu entgehen, kein Glied gerührt. Er lauschte scharf! Wirklich ließen sich Pferde in der Ferne hören, doch ganz langsam. — Da zog er ein Pistol aus dem Gürtel, und schoß es in die Luft, als Nothzeichen. Es wurde verstanden. Denn einige Secunden darauf hörte man Reiter im Galopp ansprengen, und nach zwei Minuten hatten sie den Wagen erreicht.

„Um Gottes Willen, was ist hier geschehen!" rief ihr Führer, ein junger Officier.

Der Postillon erzählte. — Einige sprangen sogleich vom Pferde und halfen dem Verwundeten empor.

„Und wohin sind sie geflüchtet?" fragte der Officier. „Wir müssen die Unglückliche retten!"

„Dort hinauf sind sie zwischen die Felsen geklettert," antwortete der Postillon und deutete nach oben. „Bei St. Petrus, dort sind sie! Sie sind schon hinauf, dort biegen sie um den Fels!"

Man sah in einer Thurmhöhe oben am Felsen, der schon

vom Mondlicht erhellt wurde, einige Gestalten sich bewegen, und auch ein weißes flatterndes Gewand!

„Wir müssen hinauf!" rief der Officier.

„Das wird schwer halten, wenn Ihr nicht jeden Felsblock kennt!" antwortete der Postillon.

In dem Augenblick fielen einige Schüsse; mehrere Reiter, die die Flüchtigen auch droben wahrgenommen hatten, schossen mit ihren Karabinern hinauf.

„Unvorsichtige, was thut Ihr!" rief der Officier. „Wißt Ihr nicht, daß sie eine Geraubte fortschleppen? Wenn Ihr diese getroffen hättet! — Folgt mir lieber hinauf!"

„Versucht es nicht, Signor," wandte der Postillon ein, „die Wege hier gehen durch Höhlen und Spalten, die der Teufel am Tage nicht findet, und immer am Abgrund hin! Ihr könntet ein Unglück haben, und einholen werdet Ihr sie doch nicht, denn droben durch den Wald hin ist es eine ganze Strecke eben, sie können einen Vorsprung gewinnen und haben dann hundert Wege."

„Wir müssen es wagen!" rief der Officier. „Wer hat Muth, mich zu begleiten?" Fünf Mann schlossen sich ihm an. — Sie gaben die Pferde ab und folgten ihrem Führer zwischen den Gebüschen und Steinblöcken den Felsweg hinauf. Doch schon nach wenigen Augenblicken wurden sie irre; der Pfad führte in eine tiefe Felsspalte, wo dichte Finsterniß herrschte. Sie mußten sich vorwärts tasten; der Officier glitt aus und wäre in den Abgrund gestürzt, wenn ihn der nachfolgende Mann nicht noch glücklich gefaßt und gehalten hätte. Sie mußten umkehren, versuchten einen andern Weg; es war eben so vergeblich. Endlich nach zehn Minuten angestrengtester Mühe gaben sie es auf, den labyrinthischen Pfad bergaufwärts zu finden, und kehrten um. Allein selbst das Zurückkehren war schwierig.

Indessen hatten die Untengebliebenen den Verwundeten

Hilfe geleistet. Der Kammerdiener schien am schwersten getroffen; er athmete zwar, doch gab er sonst kein Lebenszeichen. Seinem Herrn war die Besinnung auch nicht zurückgekehrt; doch sprach er einige Worte, und rief mehrmals mit angestrengtem Ton: „Wo ist meine Tochter?“

Man hatte die Verwundeten in den Wagen gesetzt. Als der Officier zurückkam, gebot er zwei Leuten die Vorderpferde am Zügel zu nehmen, und so den Wagen langsam hinab zu leiten, bis zu der eine Stunde entfernten Poststation. Er selbst sprengte mit zwei Mann voran, um ärztliche Hilfe herbeischaffen zu lassen, und die Verfolgung der Räuber zu veranlassen. Das Militair-Commando, welches er führte, war nur zur Uebung des Nachtdienstes ausgesandt, die unter diesen Umständen natürlich gleich eingestellt wurde.

Die Poststation befand sich in einem Dorf. Doch zum Glück war der Arzt der Schwadron, die daselbst im Quartier lag, in der Nähe. Sonst ward den Kranken hier insgemein die Pflege aus dem eine Stunde tiefer im Gebirg liegenden Nonnenkloster der „heiligen Katharina,“ wohin auch schwere Kranke zur Verpflegung gebracht werden konnten. — In der Eile wurde im Posthause, zugleich das Wirthshaus des Oertchens, Alles zur Aufnahme der Verwundeten vorbereitet. — Endlich fuhr der Wagen langsam vor. Man trat mit Lichtern an den Schlag, um die Kranken herauszuheben.

„Gott im Himmel!“ rief plötzlich der Officier aus, als der helle Lichtschein auf das Angesicht des Reisenden fiel: „Graf Arenburg!“

Es war Albert, der den Vater Bianca's erkannte. — Und die Geraubte — war Bianca!

Man hatte noch in der Nacht und am andern Morgen das Gebirg nach allen Richtungen durchstreift. Albert selbst

durchforschte die Gegend, in der der Anfall geschehen war, ringsum mit wegkundigen Landleuten. Doch er fand keine Spur der Verlorenen. — Gegen Mittag kehrte er in das Dorf zurück. — Der Graf war indessen durch die Angst um seine Tochter bedeutend kränker geworden; so trat eine zweite Gefahr zu der gefährlichen Verwundung.

Als Albert bleich, erschöpft vom Pferde stieg, meldete ihm einer seiner Leute, daß man einen verdächtigen Menschen, der verwundet, von Blutverlust ermattet, halb verstört, in einer Schlucht im Gebüsch gefunden worden sei, eingebracht habe.

„Führt ihn zu mir," befahl Albert.

Nach einigen Minuten öffnete sich die Thür, und der Gefangene, dem die Hände gebunden waren, wurde hereingeführt.

„Jesus Maria!" schrie er laut auf, als er Albert ansichtig wurde.

„Aloys!" rief dieser fast erstarrend.

Der treulose Diener zitterte und bebte, — er sank in die Knie.

Albert fühlte, daß dies der Augenblick sei, wo ihm ein Geständniß entrissen werden könnte. Er sagte daher, indem er drohend vor ihn hintrat: „Bekenne! Es ist der einzige Weg, deine Seele zu retten!"

Der Gefangene zitterte wie im Fieber. „Ach, Herr Holm," — er kannte in Albert nur den Maler Holm, nicht den Grafen, — „Sie sind es — der Tag des Gerichts kommt über mich! O, mein Herr und Heiland —"

„Wo ist die Geraubte?" rief Albert mehrmals, und faßte den sichtlich von Gewissensangst Geschüttelten hart an.

„Bei dem allgnädigen Gott!" stöhnte Aloys, indem ihm die Zähne klapperten, „ich weiß es nicht. — Wir hatten sie heraufgetragen! — Es wurde nach uns geschossen — ich bin

getroffen — wir schleppten uns noch bis nach der Kapelle der heiligen Mutter Gottes — da trat die Heilige selbst aus der Pforte — das Entsetzen kam über uns — wir flüchteten alle Drei — was aus der Dame geworden ist, — ich weiß es nicht — ich habe die Nacht im Walde gelegen — allbarmherziger Jesus, erbarme dich auch meiner! Ich sehe es, das Gericht Gottes kommt über mich! — Ach, lieber Herr Holm! schenken Sie mir das Leben, daß ich meine Sünden abbüßen kann!"

Albert hörte schon längst nicht mehr, was der Verzweifelnde sprach, dem die Erscheinung, die er gehabt zu haben meinte, das Wundfieber und der unvermuthete Anblick seines vormaligen Herrn, vollends alle Schreckbilder des Gewissens in der Brust aufgeweckt hatten.

„Es sollen sogleich sechs Mann aufsitzen," befahl er, „sie sollen mich begleiten."

Er eilte hinaus, um sich zu Pferde zu setzen, und nach der Kapelle zu jagen. In der Thür begegnete ihm der Richter des Orts. Der brachte ihm die Meldung, daß ein Bote aus dem Kloster der heiligen Katharina bei ihm eingetroffen sei, durch den ihm die Aebtissin sagen lasse, es sei droben eine kranke Dame, die sich vor Räuber in das Kloster geflüchtet, das werde wohl die Gräfin sein!

„Sie ist es, sie ist gerettet!" rief Albert von freudiger Hoffnung durchzuckt aus, und eilte hinüber zum Grafen, ihm die Kunde zu bringen.

Die Hoffnung gab diesem neue Lebenskräfte. Er begehrte sogleich selbst zum Kloster hinaufgetragen zu werden. In wenigen Minuten war eine Tragbahre eingerichtet, und die nöthigen Träger bereit. Der Zug bewegte sich in den engen, steilen Gebirgswegen aufwärts zum Kloster.

Die Aebtissin, eine würdige, sehr sanfte Frau, hatte Albert, der vorangeeilt war, im Sprachzimmer empfangen. Sie hatte sich von ihm über den Vorfall Bericht erstatten lassen, und äußerte nur: „Es ist kaum ein Zweifel möglich, daß es die Gräfin sei, die wir aufgenommen, wiewohl sie selbst bis jetzt noch nicht Auskunft über sich zu geben vermochte, da sie in starken Fieberphantasien gelegen hat. Doch meldete mir die pflegende Schwester Renata soeben, daß sie seit zwei Stunden ruhig schlummere. Hoffen wir, daß sie dadurch zu Kräften und Bewußtsein gelange."

Albert trug eine schwere Sorge in der Brust, die er der Lippe nicht anzuvertrauen wagte. „Wir haben noch nichts Näheres darüber erfahren," sprach er nach einigen Augenblicken, „wie die Gräfin, denn daß sie es ist, nehme ich mit Gewißheit an, in das Kloster gebracht ist. Nur eine dunkle Aussage des einen der Räuber, von einer Erscheinung, die diesen in Schrecken gesetzt hat."

„Ja, das ist ein seltsames Ereigniß," unterbrach ihn die Aebtissin, „und gewiß ein Wunder, wenn auch nicht in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, sondern nur wunderbar durch die Fügung Gottes. Die Schwester Renata, welche die Kranke pflegt, ist eine Novize, die binnen Kurzem den Schleier nehmen wollte. Ihre Mutter liegt schwer krank seit Monaten. Die fromme Tochter war gestern mit zwei älteren Klosterschwestern hinübergegangen, um ihre Andacht vor dem Muttergottesbilde in der Kapelle zu verrichten, und die wunderthätige Kraft desselben zur Rettung ihrer Mutter anzuflehen. Sie hatte sich in der Inbrunst ihrer Andacht verspätet. In dem Augenblick, als sie aus der Kapelle tritt, erblickt sie zwei Männer, die eine anscheinend Leblose tragend aus dem Gebüsch treten, und sie nieder auf den Rasen legen. Erschreckend hebt die Schwester Renata die Hände empor Als die Verbrecher sich aufrichten, sehen sie unvermuthet die

verschleierte Gestalt. Da ergreift sie, in dem Bewußtsein ihrer Schuld, ein plötzliches Entsetzen; muthmaßlich glaubten sie eine göttliche Erscheinung zu sehen, die ihren Frevel zu strafen komme. Sie stürzten fort in das Dickicht! Selbst voller Schrecken, doch zugleich voll Ahnung und Mitleid, tritt die Schwester Renata mit ihren Begleiterinnen näher. Sie nehmen sich der Bewußtlosen an, tragen sie in die Kapelle, es gelingt ihnen, sie aus der tiefen Ohnmacht in's Leben zurückzurufen. Glücklicherweise hatte ich, bevor es dunkelte, ihnen den Klostergärtner und einen andern unserer Beamten entgegengesandt, die gerade zu rechter Zeit eintrafen, um die Unglückliche hierher schaffen zu helfen. Und ich glaube," setzte die Aebtissin hinzu, „daß sie vollkommen genesen wird. Wir fürchteten anfangs, sie sei verwundet, da ihre Kleidung und Arme mit Blut bedeckt waren; allein dies rührte wahrscheinlich von der Verwundung eines der Räuber her."

Albert, der mit gefesseltem Athem der Erzählung zugehört hatte, fühlte sich von dem seligsten Gefühl der Freude und dem heißesten Dank durchbebt. — Eben wollte er die Frage thun, ob er die Kranke sehen, oder die Schwester Renata sprechen könne, um sich ganz vollständig zu überzeugen, daß die Gerettete und die Vermißte eine und dieselbe sei, als die Thür des Gemachs sich öffnete und die Aebtissin sprach: „Da ist die Schwester Renata."

Aber kaum hatte diese das Wort gesprochen, als die junge Novize einen lauten Schrei that und in Ohnmacht sank. In der heftigen Bewegung wallte ihr Schleier zurück, und Albert wankte, denn es war — Beata!

Drei Wochen waren verstrichen. — Die Klosterglocken tönten mit festlichem Klange. Von allen Seiten her waren

die Bewohner des Gebirgs herbeigeströmt und zogen in Procession den Berg hinan, zu der Kirche, um der Feier beizuwohnen. Eine junge Nonne wurde dem heiligen Berufe geweiht! Es war Beata! — Der Graf Arenburg war genesen unter ihrer und Bianca's Pflege, die schon nach wenigen Tagen wieder hergestellt, in innigster Gemeinschaft mit Beata lebte. — Die tiefe Frömmigkeit, von der diese erfüllt war, hatte ihr eine solche Ruhe gegeben, daß sie es selbst nicht verweigert hatte, Albert zu sehen. — Ihre Mutter Regina, die so schwer krank gelegen, war gleichfalls hergestellt. Um so unverbrüchlicher wollte Beata ihr Gelübde halten und den Schleier nehmen. — „Glaube mir," sagte sie eines Tages lächelnd zu Bianca, die mit sanfter Bitte in sie drang, doch in das Leben zurückzukehren, „glaube mir, ich bin ganz eine Andere, als ich war. Sie haben mir gesagt, mein klösterlicher Name Renata bedeute eine Neugeborene; so fühle ich mich; ich weiß, daß mein Herz ganz und für immer beglückt ist durch himmlischen Segen."

„Allein, Beata," entgegnete Bianca, „bedeutet die Glückliche!"

„So wird Renata die Glücklichere sein," erwiederte sie lächelnd, und eine Thräne, sie war nur eine Thräne der Verklärung zu nennen, schimmerte in ihrem Auge.

Sie hätte in das Leben zurücktreten können. Aller Herzen waren ihr versöhnt. Zwischen den beiden Jungfrauen bestand nur ein Wetteifer der Entsagung. Allein Beata blieb beharrlich. „Ich habe gekämpft, schwer gekämpft und überwunden! — Sollte ich von Neuem kämpfen?" — Sie hatte mit dem ahnungsvollen Auge der Jungfrau in Alberts Herz geblickt, sie hatte aus Bianca's Hoheit und Reiz erkannt, daß diese seine bewußte Liebe sei, wenn er ihr auch die bewußte Treue unverbrüchlich halten wollte; so hatte sie die

Erde erkannt mit ihren trügerischen Gaben, und den Himmel gewählt mit seinen untrüglichen, wenn auch mit Hilfe des edlen Stolzes einer großmüthigen Entsagung, und nach schwerer Selbstüberwindung, der Keiner entgeht, wenn er das Irdische dem Ewigen opfert.

Der Tag der Entscheidung war da.

Auch Alberts Vater war eingetroffen; denn der Sohn hatte ihm geschrieben, und die fromme, heilige Natur Beata's hatte Alle überwunden und zu ihr gezogen. Beide Väter würden ihrer Vermälung mit Albert nicht mehr entgegen gewesen sein. — Sie aber war es!

Die Aebtissin selbst führte in der letzten Stunde, nachdem Beata ihr einsames Gebet, wie die Klostervorschrift lautete, verrichtet hatte, ihre Angehörigen, denn als solche betrachteten sich jetzt Alle, die ihrem Geschick so nahe getreten waren, in ihre klösterliche Zelle.

Mit tiefster Rührung fiel, als sie langsam, leise eintraten, Bianca's Blick auf ihr eigenes Bild, das zunächst dem Betpult, mit frischen Blumen noch heut bekränzt, hing.

Beata stand in der klösterlichen Tracht; ihre Mutter Regina neben ihr und weinte sanft auf der Schulter des süßen Kindes.

„Das hat mich oft getröstet, — erquickt wollte ich sagen," begann Beata nach der stummen Begrüßung, und deutete auf Bianca's Bild, „denn ich las in diesen Zügen dein Glück!" Sie reichte Albert herzlich und unbefangen die Hand dabei hinüber.

Kein Wort rang sich über die Lippen des Jünglings; nur stumme Thränen netzten sein Antlitz. Er wußte nicht, ob sein Herz vom Uebermaß des Schmerzes oder der Seligkeit überdrängt sei. Das aber fühlte er entschieden, daß es mit einer Heiligung erfüllt wurde, wie er sie nie zuvor em=

pfunden. — Und das empfanden Alle. Es war ihnen, als ob das Göttliche auf die Erde niedergeschwebt sei, und das schönste Wunder sich vor dem irdischen Auge vollende.

Eine athemlose Stille herrschte in der Zelle, als ob ein Engel sie durchschwebe; nur das leise Schluchzen der Frauen unterbrach sie. Beata allein lächelte mild, wie eine Verklärte; eine Thräne leuchtete silbern aus ihrem Auge, aber ihre Brust war ruhig, ihre Lippe freundlich.

„Schwester, Schwester!" rief endlich Bianca ausbrechend, und schlang die Arme um sie.

„Das sollst du mir sein — das will ich dir ewig bleiben!" sprach Beata innig. „Und dir, mein Bruder!" setzte sie hinzu, und nahm wiederum die Hand Alberts. — „Seid glücklich, glücklich durch einander," hauchte sie mit leisem, in Wehmuth ersterbendem Ton, und fügte Beider Hände in einander; „seid glücklich, und ich werde selig sein!" Dies war der letzte Augenblick irdisch schmerzlicher Berührung. Nun hatte sie ganz gesiegt!"

Die Thür der Zelle öffnete sich. Die Schwestern, die ihr das Geleit zum Altare geben sollten, waren erschienen. Die Mutter Regina legte ihr den Schleier über die Locken — Beata nahm das Crucifix und drückte es an ihre Brust. Einen andächtigen Blick richtete sie nach oben; dann grüßte ihr Auge freundlich Alle ringsum, und mit leisem aber festem Schritt trat sie den ernsten Weg an.

Die Kirche war dicht gefüllt mit Frommen und Gläubigen. Auf dem Hochaltar brannten Hunderte von Kerzen; der Duft der Räucherungen stieg empor; von dem Chor ertönte der Gesang. Da öffneten sich die Pforten im Hintergrunde. Zwischen dem Bischof, der selbst zu der Feier in's Kloster gekommen war, und der Aebtissin trat Beata in die Kirche ein, das Crucifix im Arm, den Schleier noch zurückgeschlagen. Ein leises Murmeln des Staunens lief durch

die Volksmenge. Sie war so schön, so fromm, als ob sie schon eine Heilige sei; sie glich dem Muttergottesbilde, in der Verklärung ihres Antlitzes, und die würdigen Gestalten an ihrer Seite schienen sie nicht zu beschützen, sondern zu verehren.

Am Altar kniete sie nieder. Sie sprach das Gelübde mit sanfter, aber klarer fester Stimme, — die schönen Locken wurden ihr gelös't, — sie fielen, — und dann über ihr Haupt der Schleier!

Vierte Abtheilung.

Von dem Schlößchen senkte sich ein mit Gebüsch, Blumenstücken und sammetnem Grün des Rasens geschmückter natürlicher Gang hinab bis zu dem Weiher, der den klarsten Himmel wiederspiegelte. Darüber hinaus traf der Blick ein anmuthvolles Thal, das eben hier eine Biegung machte, so daß es nach zwei Seiten überblickt werden konnte. Es war belebt von Mühlen, Gehöften; frische Waldhöhen, am Fuß mit Reben oder Getreidefeldern bedeckt, wechselten mit romantischen Felsbildungen.

Unter dem Zeltdach, welches den Altan des Schlosses leicht beschattete, saßen Albert und Bianca. Sie hatte ein liebliches Kind auf dem Schooß, das sie mit mütterlicher Freude herzte, mit ihm schäkerte. Des Vaters Auge weilte mit stillem Glück auf der Gruppe.

Er stand auf, küßte Bianca auf die Stirn, während er von hinten her den Arm um ihren Nacken legte und sprach: „Ich weiß nicht, wie dieses Gut zu dem Namen Winter=

halden kommt, wir sollten es Sommerhold nennen, so reizend ist es hier.“

„Willst du es umtaufen? — Ich habe Nichts dawider,“ entgegnete Bianca mit freundlich zustimmendem Ausdruck.

„Heut wäre der geeignete Tag dazu. Wir wollen es deinem und meinem Vater vorschlagen, sobald sie herunterkommen.“

„Wieder eine schöne, stille Feier unseres stillen Hochzeittages,“ entgegnete Bianca, und stand auf. „Wenn nur Albert heute auch zum erstenmale Vater zu dir sagen wollte!“

Der Kleine streckte verlangend die Arme nach dem Vater aus.

„Wir werden noch eine Freude haben!“ sprach Bianca; „dort nähert sie sich uns schon.“

„Du erwartest einen Brief von Beata!“ antwortete Albert, und deutete auf den Boten mit den Briefen, der eben den Gartenweg herauf kam.

„Ich wette mit dir, — sie hat uns heut nicht vergessen!“ Der erwartete Brief war wirklich da. Bianca las ihn mit bewegter Stimme:

„Heil und Segen meiner Schwester, meinem Bruder! Wie danke ich dem gütigen Vater, der mein Herz mit Liebe segnete, daß es glückselig ist, durch ihn! Daß es nur Freude trinkt aus dem Kelch des Lebens, weil alle seine bitteren Tropfen leicht über die Lippen fließen, wenn der ewige Born der Gnade sie erquickt. Mein Herz hat kein Begehr, es hat nur Frieden. Und heut hat es eine große, große Freude, weil in ihm wieder das ganze Glück lebendig wird, das Euch zu Theil geworden für dieses Leben. Oft gehe ich sinnend über unsern Kirchhof. Auf allen Gräbern blühen die Blumen. So wächst aus den Schmerzen, die wir in die Erde versenken, das Glück auf, und entfaltet seine Blüthen in dem

Strahl des Himmels, und haucht seine Düfte dankbar zu ihm hinauf. Ich fühle mich wie die Blume auf der Gruft. Mein irdisches Theil habe ich hinabgesenkt in die stille Tiefe, in den kühlen Schlummer, und die ewigen Blüthen sprossen aus dem Hügel auf. — Ich lebe in Eurem Glück so selig, — o möchtet Ihr in dem meinen eben so leben! Wendet Euer Herz zu mir an dem heiligen Tage Eures Bundes! — Ich bin mitten unter Euch, seid Ihr auch bei mir! — Und wenn der Herbst seine Blätter streut, dann haltet Ihr Euer Versprechen, und kommt mich zu begrüßen.

Die Mutter wird stiller! — Sie lauscht dem sanften Wehen der Friedenspalme von Jenseit. — Frieden und Heil überall; wo der reine Athem des Himmels weht! — Und so Frieden und Heil über Euch. Diesen Wunsch senden für Euch zum Himmel die Gebete Eurer

Beata — Renata."

Und manches Jahr verstrich! — Die Wolken des Schmerzes zogen auch durch den blauen Himmel des Glücks, der sich über Bianca und Albert wölbte. — Nur in Beata's kindlich frommer Seele stand der ewige Friedenshimmel, den kein irdischer Sturm mehr verfinstert. — In immer reinere Höhen erhob sich ihr geläutertes Herz, immer tiefer lag das Irdische unter ihr! —

Endlich kam der Tag! — Ihre Seele schwebte hinüber, — die Mutter war ihr schon längst vorangegangen.

Eines Morgens brachte der Bote wiederum einen Brief, — an Albert. Als er ihn geöffnet hatte, erbleichte er, und Thränen füllten sein Auge. Bianca lehnte sich an ihn und las mit ihm:

„Mein Albert!

Wenn diese Zeilen vor dein Auge kommen, ruht die Hand, die sie schrieb, ist das Herz still, aus dem sie geflossen. Mein Albert! Die Jugend mit ihrem Traum erwacht neu in mir, indem das Auge sich schließt! Ich weiß es, meine Stunde ist da! — Der mich getröstet, wird mich bald empfangen! — Ich sende dir und Bianca Das zurück, dessen Besitz mein Glück war, — ihr Bild! — Ich sende dir noch einen Wunsch: da möchte ich ruhen, wo ich als Kind gespielt, — wo ich einen seligen Traum hatte, — wo ich dich zuerst gesehen! — Den Wunsch erfülle mir!"

Alberts männliche Kraft brach. — Er fühlte es aus diesen Zeilen, ihre Liebe war lebendig geblieben bis zu ihrem Tode, — sie war unter dem klösterlichen Schleier verhüllt gewesen, aber nicht erloschen.

Der Abend sank schon tief dämmernd auf das romantische Alpenthal am südlichen Abhang nieder. Wandermüde klimmte ich am Fels hinab; der Pfad leitete mich in einen Weinberg, der sich bis zu einem kleinen weißschimmernden Hause zog, das hohe Nußbäume mit ihrem dunkeln Grün beschatteten. Der Mond stieg eben über die Berge, und warf seinen Silberglanz in die Dämmerung. Da trat aus dem Schatten der Bäume die Gestalt eines greisen Mönches, dem der Silberbart bis auf die Brust herniederfloß. Ich begrüßte ihn, er reichte mir die Hand. Einige Fragen brachten uns ins Gespräch. Wir setzten uns auf eine Rasenbank in der Laube. Er erzählte mir, was ich dem Leser erzählt. „Der Graf und die Gräfin," schloß er, „bringen in jedem Jahre einige Monate hier zu!"

„Und was ist Eures Thuns hier, ehrwürdiger Vater — einen Namen weiß ich Euch nicht zu geben!“

„Antonio heiß’ ich,“ erwiederte der Greis. „Und was meines Thuns hier ist?“ Er lächelte sanft aber schmerzlich. „Folgt mir nur einige Schritte!“ Er führte mich unter das Dunkel der Bäume hin, zu einem vom Monde hell beglänzten, von Gebüschen umgebenen Rund. In der Mitte erhob sich ein Hügel. „Ich bete an diesem Grabe,“ sprach er mit tiefem, wehmuthsvollem Ton.

Auf dem schwarzen Kreuz las ich im Mondlicht den Namen: „Beata!“

Druck von J. C. Huber in Charlottenburg.